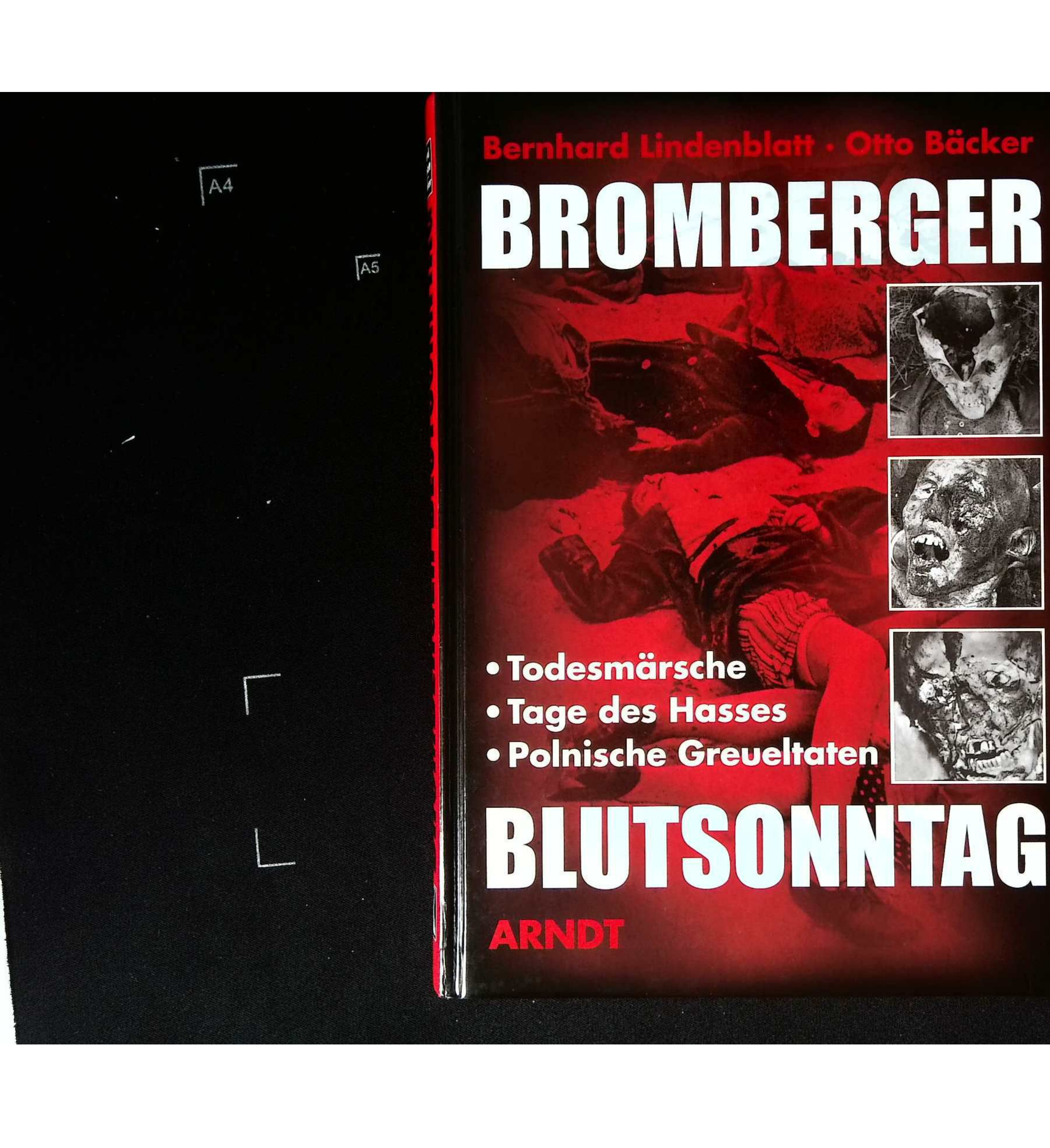

Bernhard Lindenblatt · Otto Bäcker
BROMBERGER
• Todesmärsche
• Tage des Hasses
• Polnische Greueltaten
BLUTSONNTAG
ARNDT
A4
A5



Bernhard Lindenblatt/
Otto Bäcker

Bromberger Blutsonntag

Todesmärsche
Tage des Hasses
Polnische Greueltaten

ARNDT

Titelseitengestaltung: Jirka Buder

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

ISBN 978-3-88741-041-4

Unveränderter Nachdruck 2015

ARNDT-Verlag
D-24035 Kiel, Postfach 3603

Gedruckt in der Europäischen Union

Leidensweg der Deutschen unter polnischer Gewalt von 1919 bis 1939

Bernhard Lindenblatt

Vorbemerkung

Die 20 Jahre des Kampfes gegen die Deutschen in dem nach dem Ersten Weltkrieg wiederhergestellten Polen befassen sich mit einem verhältnismäßig sehr kurzen Abschnitt des tausendjährigen Kampfes zwischen Polen und Deutschen. Um die Ursachen für das außergewöhnliche nachbarliche Verhältnis zwischen diesen beiden Völkern und die Ansichten beider Seiten besser zu verstehen, ist es notwendig, einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung zu werfen.

Während die Geschichte der germanischen Vorfahren der Deutschen Jahrtausende zurückreicht, traten die ersten Vorfahren der Polen recht spät in Erscheinung. Es war 100 Jahre nach dem Zerfall des mächtigen Hunnenreiches, als die Völker Osteuropas um das Jahr 560 wieder von einem asiatischen Reitervolk, den Awaren, überrannt wurden. Ähnlich wie die Hunnen, bildeten auch diese ein Reich von der oberen Weichsel bis zum Schwarzen Meer, in dem sie über 200 Jahre herrschten. Vor jenen wilden Reitern fliehende Volksstämme, wahrscheinlich waren es nur Teile von solchen, erschienen damals in den ostgermanischen Siedlungsgebieten. Ihre Herkunft ist unbekannt; man weiß nur, daß sie von irgendwo aus dem Osten kamen. Eine polnisches oder slawisches Volk gab es damals noch nicht, auch keine slawische Sprache.

Nachdem schwedische Wikinger 862 und 882 zwei große Reiche im heutigen Rußland gegründet hatten, gelang es dem Norweger Dago (Dagone), schließlich auch in dem späteren polnischen Raum die verschiedenen Volksgruppen unter seine Herrschaft zu zwingen und ein Reich zu formen. Bald kam es zum Zusammenstoß mit dem Deutschen Reich, und Markgraf Gero zwang Dago 963 zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit und zur Zinszahlung. Dagos germanischer Name wurde später zu Mieszko slawisiert, und die heutige Geschichtsschreibung bezeichnet sein Geschlecht als das der

„polnischen Piasten". Dago kannte seinen späteren Namen „Mieszko" nicht und unterschrieb alle Urkunden mit seinem richtigen Namen „Dagone". Daß er ein Wikinger war, zeigen auch seine Familienverhältnisse recht deutlich. Er heiratete 965 die Tochter des Herzogs von Böhmen, in zweiter Ehe 980 die Tochter des Markgrafen der sächsischen Ostmark. Seine eigene Tochter Sigrida verheiratete er mit Erik von Schweden. Auch sein Sohn und Nachfolger heiratete eine Deutsche, die Tochter des Markgrafen von Meißen.

Im Laufe zweier Jahrhunderte hatte sich die von den griechischen Brüdern Konstantin bzw. Kyrill und Method zwischen 863 und 867 geschaffene Schriftsprache, heute als Altkirchenslawisch bezeichnet, bei den heutigen slawischen Völkern durchgesetzt. Auch in Polen war diese Sprache bis zum Ende des 12. Jahrhunderts voll ausgebildet und hatte das bis dahin gebrauchte Goto-Nordische endgültig verdrängt. Erst nachdem der Bischof von Krakau, Vinzenz Kadlubek, 1218 seine lateinische *Chronica polonorum* verfaßt hatte, kam der Name Polen in Gebrauch.

Das Erscheinen der ersten Vorfahren der späteren Polen berührt ein außergewöhnlich bizarres Kapitel der Geschichte, das mit dem Namen „Slawentheorie" bezeichnet wird. Diese aus Irrtümern entstandene falsche Geschichtsauffassung erfand „Elbslawen" und „slawische Wenden", die es nie gegeben hat, und entdeckte von Slawen besiedelte Regionen, Jahrhunderte bevor der Begriff „Slawen" für die heutige Gruppe der Völker dieses Namens entstand.

Die heutige Geschichtswissenschaft vertritt die Meinung, daß der ostdeutsche Teil des einwandfrei nachweisbaren germanischen Siedlungsraumes von einer sehr verschieden angegebenen Zeit an angeblich „germanenleer" geworden sei, in den dann „Slawen" einwanderten. In der Folgezeit – auch hier schwanken die Angaben erheblich – sollen diese Regionen von „Deutschen" kolonisiert worden sein. Eine Überprüfung dieser Ansicht erweist sie als Irrtum.

Die Geschichtswerke aus den Jahrhunderten der christlichen Missionierung gebrauchen zur Kennzeichnung der noch nicht bekehrten, aber herkunftsmäßig gleichartigen Menschen in den lateinischen Texten das Wort „sclavi". Seine falsche Übersetzung als „Slawen", die damals noch nicht existierten, führte zu der irrigen Vorstellung von einem von Slawen besiedelten Riesenreich, das von der Ostsee und Elbe bis zum Schwarzen Meer gereicht haben soll.

Bis zum 18. Jahrhundert stimmte die Geschichtsschreibung noch weitgehend mit den mittelalterlichen Schriftwerken überein. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts aber trat diese, besonders von dem Ostpreußen Johann Gottfried v. Herder vertretene und heute übliche, irrige Ansicht, immer stärker auf und wurde bald von den meisten Historikern übernommen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde dieser Irrtum in der historischen Wissenschaft schließlich allgemeingültig. Auf der Grundlage dieser falschen Begriffsbestimmung entstanden weitere Irrtümer grundsätzlicher Art, die ihrerseits dazu beitrugen, den Trugschluß der Slawentheorie zu rechtfertigen.

Nachdem sich Polen die deutschen Ostgebiete als sogenannte „wiedergewonnene Westgebiete" angeeignet hat, trägt die polnische Propaganda ihre Ansprüche bereits bis zur Elbe, manchmal sogar bis zum Rhein vor. Auch diese Forderungen werden mit der Anschauung begründet, daß diese Gebiete irgendwann einmal „slawisch", also polnisch gewesen sein sollen. Die polnische Lehre, daß sogar die Lausitzer Kulturgruppe der Bronzezeit Slawen gewesen seien, hat die Wissenschaft allerdings bis jetzt noch nicht übernommen.

Bei der angeblichen Einwanderung der Slawen soll es sich um einen Vorgang handeln, der sich nicht in grauer, schwer nachprüfbarer Vorzeit abspielte, sondern um ein Ereignis größten Ausmaßes im vollen Licht der Geschichte, bei dem angeblich ein Riesenvolk einen halben Kontinent besetzte, ohne daß ein einziger der vielen Chronisten das einer Erwähnung wert fand. Es heißt darum, es habe eine „geschichtslose Zeit des Slawentums" gegeben, über die es keine schriftliche Überlieferung gibt.

Der deutsche Osten hat aber keine geschichtslose Zeit; die historischen Vorgänge liegen im vollen Licht der schriftlichen Überlieferungen und lassen sich von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und von Jahrhundert zu Jahrhundert fortschreitend darstellen. Die lückenlosen Schriften nennen die Daten der Ereignisse, die Namen der beteiligten Personen und ihre Beweggründe.

Als Begründer der slawischen Philologie und des Panslawismus wird Johann Gottfried v. Herder genannt. Obwohl er keine slawische Sprache beherrschte und auch nie auf slawischem Boden gelebt hat, fühlte er sich berufen, in seinem Hauptwerk *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784–91) auch ein Kapitel über „Slawische Völker" zu schreiben.

Herder schreibt über die Slawen: „Trotz ihrer Taten hie und da waren sie nie ein unternehmendes Kriegs- und Abenteurervolk wie die Deutschen; vielmehr rückten sie diesen stille nach und besetzten ihre leergelassenen Plätze und Länder, bis sie schließlich den ungeheuren Strich innehatten, der vom Don zur Elbe und von der Ostsee bis zum Adriatischen Meer reichte. Von Lüneburg an [...] erstreckten sich ihre Wohnungen diesseits der Karpathischen Gebirge; und jenseits derselben, wo sie frühe schon in der Wallachey und Moldau saßen [...] Von Friaul aus bezogen sie auch die südöstliche Ecke Deutschlands, also daß ihr Gebiet sich mit Steyermark, Kärnthen, Krain festschloß [...] Längs der Ostsee von Lübeck an hatten sie Seestädte erbauet [...] Am Dnjepr hatten sie Kiew, am Wolchow Nowgorod gebauet [...] In Deutschland trieben sie den Bergbau, verstanden das Schmelzen und Gießen der Metalle, bereiteten das Salz, verfertigten Leinwand, braueten Meth, pflanzten Fruchtbäume, und führten nach ihrer Art ein fröhliches, musikalisches Leben [...]."

Herder beschreibt weiter ihren bewundernswerten Fleiß, ihre Liebe zur Landwirtschaft, ihre Mildtätigkeit und großzügige Gastfreundschaft, die große Friedensliebe und wie sie Rauben und Plündern verachteten und niemals Böses taten. Abschließend spricht er die Hoffnung aus: „So werdet auch ihr [...] einst fleißige und glückliche Völker [...] von euren Sklavenketten be-

freyet, eure schönen Gegenden [...] vom Don bis zur Mulda [Fulda] als Eigenthum nutzen und eure alten Feste des ruhigen Fleißes und Handels auf ihnen feyern dürfen."

Wäre solcher Unsinn von irgendwem zusammengeschrieben worden, hätte die Welt nie Kenntnis davon erhalten. Doch er stammt aus der Feder des großen Philosophen und Dichters Johann Gottfried v. Herder! So konnte sich der erste Slawenkongreß rühmen, daß sein Programm aus den Anschauungen Herders hervorgegangen war.

Obwohl Herder sein Werk als „Ideen" bezeichnet hatte, rief seine irrtümliche Idee in diesem Fall eine ungeheure Wirkung hervor. Nach dem Erwecken eines slawischen Nationalbewußtseins wurde Herders „Idee" von den friedlichen Slawen, die niemals jemandem etwas zu Leide getan hatten, sondern immer nur von den „räuberisch-kriegerischen" Germanen unterdrückt worden waren, von Polen und Tschechen mit Jubel und Begeisterung aufgenommen. Herder heute wegen jenes Fehlgriffs aus dem deutschen Dichterverband auszuschließen, wie es schon gefordert wurde, schafft die Slawen nicht mehr aus der Welt; sie sind heute Realität, wenngleich durch Irrtum entstanden.

Die völlig verschiedenen Völker, die heute als Slawen gelten, entstammen keinem gemeinsamen Urvolk, sondern haben als einzige verbindende Gemeinsamkeit nur die slawischen Sprachen, deren ursprüngliche Schriftform im 9. Jahrhundert zum Zweck der Christianisierung Osteuropas künstlich geschaffen wurde.

Von der Tatsache, daß der ostdeutsche Raum ohne Unterbrechung immer von Germanen bzw. deren direkten Nachkommen bewohnt war, daß er niemals menschenleer war und hier niemals Slawen „einsickerten", kann sich jeder überzeugen, dem der Beweis dieser Tatsache die Mühe wert ist. Eine der sorgfältigsten Untersuchungen über die Entstehung der Slawentheorie ist die zweibändige Dokumentation *Grundlagen der deutschen Geschichtsforschung* von Prof. Dr. Walther Steller, aus der einige dieser Angaben entnommen sind. Leider ist es ebenfalls eine Tatsache, daß trotz richtiger Erkenntnis ein Irrtum oder eine Lüge kaum aus der Welt zu schaffen sind, wenn sie erst einmal weit genug verbreitet sind und geglaubt werden. Wenn die Verfälschung zudem einflußreichen Kreisen dienlich ist, wird sie bestehen bleiben. Hierfür gibt es genügend Beispiele.

Entstehung der deutschen Volksgruppe in Polen

Der alte polnische Staat hätte eigentlich Litauen heißen müssen, denn es war der noch heidnische litauische Großfürst Jagello, der das damals mächtigste Reich Osteuropas regierte, als er 1386 die polnische Thronerbin Hedwig, die Tochter des ungarischen Königs Ludwig I., heiratete und beide Länder vereinigte. Weil das damals schon christliche Polen ein Königreich war, nannte er die Union Polen und war somit ein König. Das mächtige, von Livland bis zum Schwarzen Meer reichende Litauen, dreimal so groß wie Polen,

wurde damit zu einem polnischen Nebenland. Die Dynastie der Jagellonen regierte den polnisch-litauischen Unionsstaat fast 200 Jahre lang.

Um ihr rückständiges Land zu kultivieren, förderten die Herrscher Polens besonders die Einwanderung von Deutschen. Nur tüchtige und wohlhabende Bewohner konnten die Steuern aufbringen, nach denen die Herrscher lechzten. Den Einwanderern wurden daher großzügige Vergünstigungen und Privilegien geboten; vor allem wurde ihnen garantiert, daß sie ihre eigenen deutschen Dörfer und Städte gründen und nach ihrer Sitte und ihrem Recht sich selbst verwalten dürften. Daher folgten viele diesen verlockenden Angeboten. Die massenhafte Einwanderung deutscher Siedler überstieg während der Regierungszeit Kasimirs des Großen (1333–1370) sogar die ins Ordensland Preußen, obwohl dieses damals auf der Höhe seines Ruhmes und Reichtums stand und ebenfalls viele Vorteile zu bieten hatte; zudem war es ein deutscher Staat.

Auch die Kirche sah in Polen ein zukunftsträchtiges Betätigungsfeld und begann dort schon im 10. Jahrhundert eine Anzahl deutscher Klöster zu gründen. In deren Stiftungsurkunden heißt es: „Alle Deutschen aber, die Klostergüter bebauen oder, vom Abt angesiedelt, auf ihnen wohnen werden, sollen ausnahmslos von jedem polnischen Recht für immer frei sein." Eine später von einem deutschen Zisterziensermönch verfaßte Schrift schildert die damaligen Zustände: „Das waldreiche Land lag da, ohne daß jemand es bebaute, und das polnische Volk war arm und nicht fleißig; es zog die Ackerfurchen im sandigen Boden mit Krummhölzern ohne eiserne Pflugschar und verstand nur mit Ochsen oder Kühen zu pflügen. Es gab keine Städte oder Flecken im ganzen Land [...] Kein Salz, kein Eisen, kein gemünztes Geld und edles Erz, keine rechten Kleider, nicht einmal Schuhe hatte dieses Volk [...]"[1]

Eine statistische Erfassung der Bevölkerung Polens um 1335 nach der Zahlung des Peterspfennigs, der auch im Ordensland eingezogen wurde, zeigt in den polnischen Diözesen eine Bevölkerungsdichte von knapp fünf Personen pro Quadratkilometer, im Ordensland dagegen 25 und mehr. Das nur spärlich besiedelte Polen war für unternehmungs- und arbeitswillige Siedler lange Zeit ein ideales Einwanderungsland.

Die zahlreichen deutschen Einwanderer, die vor allem König Kasimir nach Polen lockte, bewirkten mit ihrer höheren Kultur, der eigenen Sprache und Verwaltung, eine scharfe Trennung von der polnischen Bevölkerung, die ihr armseliges Leben auf ihre gewohnte Weise weiterführte. Weite Regionen Polens wurden nun erschlossen und kultiviert. Daß die Leistungen der Deutschen von den Polen bewundert wurden, geht aus ihrer Spruchweisheit hervor. Damals entstand das Sprichwort: „Wo der Pole Brot ißt, da ißt der Deutsche Kuchen." Eine andere Redensart meinte: „Setze den Deutschen auf einen Stumpf oder Stein – der Baumstumpf wird wachsen, der Stein wird gedeihn."[2]

Eine produktive Landwirtschaft, wohlhabende Dörfer und reiche Städte mit florierenden Industrien und weltweitem Handel entstanden. Bis zum Tod Kasimirs im Jahre 1370 gab es in Polen 255 Dorf- und 77 Städtegründungen

ch deutschem Recht. Die Massenströme der deutschen Siedler brachten m Land alle Handwerks- und Intelligenzberufe. Alle bedeutenden Städte lens wurden von Deutschen gegründet und waren lange Zeit rein deutsch. er entwickelte sich ein wohlhabender Mittelstand, den es in Polen bis da- n nicht gegeben hatte. Deutsche Baumeister errichteten die prächtigen Kir- en, die großartigen Rathausbauten und prunkvollen Patrizierhäuser. Deut- he schmiedeten das Eisen, gossen die Glocken der Kirchen und die Kano- en des Königs. Deutsche Münzmeister prägten das polnische Geld, und der önig hielt sich einen deutschen Leibarzt. Deutsche richteten die ersten Pa- iermühlen ein und druckten die ersten Bücher in polnischer Sprache. Der eutsche Bildhauer Veit Stoß schuf in Polen, neben anderen bedeutenden unstwerken, den Hochaltar der Krakauer Mareinkirche, der mit 13 mal 11 Ietern die größte deutsche Schnitzarbeit ist.

Das florierende Einwanderungsland Polen zog nicht nur Deutsche, son- ern auch Juden in großer Anzahl an, deren Zuwanderung ebenfalls unter Casimir dem Großen Höhepunkte erreichte. Da im damaligen Polen die kul- urelle und dominierende Schicht die Deutschen bildeten, schlossen sich uch die geschäftstüchtigen Juden ihnen an und ließen sich in deren Städ- en nieder. Sie lernten Deutsch, das sich hier mit semitisch-polnischen Bei- nischungen zu ihrer jiddischen Umgangssprache entwickelte. Während die leutsche Bevölkerung Polens sich hauptsächlich in handwerklichen, indu- triellen und landwirtschaftlichen Berufen betätigte, zog der jüdische Volks- eil neben diesen Berufen besonders den Handel vor, der bald überwiegend n ihrer Hand lag.

Selbstverständlich waren die Deutschen auch die Hauptsteuerzahler Po- ens. Das polnisch-litauische Heer, das 1410 den Deutschen Ritterorden in der Schlacht bei Tannenberg besiegte, war größtenteils von den Kriegssteuern der deutschen Städte und Dörfer finanziert worden, von denen zum Beispiel allein Lemberg 48.000 Silbergroschen aufbringen mußte.

Außerhalb der deutschen Wohngebiete und vor den Toren ihrer Städte leb- te die polnische Bevölkerung in einer völlig anderen Welt. Der Boden ge- hörte den adligen Grundherren, die ihre leibeigenen Bauern wie Vieh hiel- ten und von deren Schweiß ein herrliches Leben führten. Zwischen diesen beiden Klassen gab es fast nichts; ein handwerklich-bäuerliches Bürgertum, wie bei den Deutschen, fehlte bei den Polen. Adel und Klerus waren darauf bedacht, daß diese Lebensweise nicht geändert wurde. In welcher Verkom- menheit der polnische Bauer lebte – und das waren fünf Sechstel des gan- zen Volkes – beschrieb Stanislaw Staszic (1755–1826), Autor wissenschaftli- cher und politisch-patriotischer Schriften: „Ich sehe Millionen unglücklicher Geschöpfe, halb nackt, bedeckt mit Fellen und rauhem Tuch, von Schmutz und Rauch entstellt, mit tiefliegenden Augen, kurzatmig, verstockt, ver- kommen, verdummt; sie empfinden wenig, denken wenig [...] Sie haben mehr das Aussehen von Tieren als Menschen. Ihre gewöhnliche Speise ist Brot mit Spreu gemischt [...] Sie wohnen in Erdhütten oder Behausungen, die mit dem Erdboden fast in gleicher Höhe stehen. Dorthin dringt keine Sonne, Rauch und Gestank ersticken darin den Menschen und töten ihn oft

schon im Kindesalter. Erschöpft von der Tagesarbeit, schläft dort der Hausvater mit seinen nackten Kindern auf faulem Stroh, auf demselben Lager, auf dem die Kuh mit dem Kalb steht und das Schwein mit seinen Ferkeln liegt."[3]

Mit Bewunderung blickten die Polen, die ein solch elendes Leben führten, auf die Deutschen, die doch auf demselben Land lebten und reich wurden, während sie selbst in Schmutz und Lumpen blieben. Ein solcher Zustand, bei dem zwei so grundverschiedene Völker und Kulturen im gleichen Land eng nebeneinander lebten, konnte natürlich nicht von Dauer sein. Mit der Erweckung des polnischen Nationalismus trat an Stelle von Bewunderung Argwohn und Neid.

Durch Vernachlässigung der komplizierten Deich- und Entwässerungsanlagen im Weichseldelta – seit 1466 stand es mit Westpreußen unter polnischer Oberhoheit – hatte es 1540 und 1543 verheerende Hochwasserkatastrophen gegeben. Als Fachleute der Wasserwirtschaft rief Polen darum Mennoniten aus Norddeutschland und Holland herbei, die seit 1550 und erneut ab 1565 in die Werder zogen und sie mit ihrem Fleiß und Können wieder zu neuer Blüte brachten. 1724 siedelten auch viele Mennoniten, die seit 200 Jahren in der Tilsiter Niederung Ostpreußens ansässig waren, in die Weichselniederung über, so daß 1774 dort 29 Mennonitendörfer mit 13.495 Einwohnern bestanden.

Als der letzte König aus dem Geschlecht der Jagellonen 1572 starb, wurde die polnische Krone an den Meistbietenden vergeben, der sie aber nicht vererben durfte. Damit übten die Adligen und der höhere Klerus, die den König jeweils wählten, die Macht aus, und die Anarchie nahm unvorstellbare Formen an.

Durch Mißwirtschaft und Korruption zerfiel schließlich das große litauisch-polnische Reich. Es war Katharina II. (die Große) von Rußland, die Tochter eines preußischen Generals, die schließlich darauf drang, das verkommene Polen ganz zu beseitigen. Das war natürlich nur unter Duldung oder Teilnahme ihrer zwei starken westlichen Nachbarn, Preußen und Österreich, möglich. Nach drei Teilungen verschwand Polen 1795 von der Landkarte. Rußland hatte sich dabei drei Viertel des polnischen Staatsgebietes angeeignet, während Österreich und Preußen zusammen das übrige Viertel unter sich geteilt hatten.

In die dem preußischen Staat zugeteilten polnischen Gebiete wurden wieder deutsche Siedler geschickt. Dieses Mal war es der preußische Staat, der günstige Bedingungen bot, um durch deutsche Mustersiedlungen die rückständige Kultur zu heben. Wie immer in der Geschichte, so wurden auch hier durch deutschen Fleiß Werte geschaffen, die bald von Polen übernommen und auf das ihnen vertraute Niveau heruntergewirtschaftet wurden, nämlich als Napoleon 1807 das Herzogtum Warschau gründete. Am Ende seines 20bändigen Werkes *Polski Slownik Biografczny* schreibt Karl Meyer: „Kulturell ist Polen gegenüber dem Deutschtum einseitig und hundertprozentig der nehmende Teil seit dem Beginn seiner Geschichte, freilich ein sehr aktiv nehmender."

Das auf dem Wiener Kongreß 1814/15 geschaffene Königreich Polen (Kongreß-Polen) wurde in Personalunion mit Rußland verbunden. Praktisch war es eine Provinz Rußlands und wurde 1831 auch offiziell als solche erklärt.

Als in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die umfangreiche Textilindustrie in Preußen durch eine falsche Regierungspolitik zugrunde ging, wanderten die hochqualifizierten Fachkräfte dieses bedeutenden Wirtschaftszweiges in Massen nach Russisch-Polen aus. Dort war ein riesiges Absatzgebiet Richtung Osten bis China vorhanden. In vielen polnischen Städten entstanden ganze Webereivorstädte, und in kurzer Zeit blühte dort eine enorme Textilindustrie auf. Das unbedeutende Dorf Lodsch wuchs von 331 Einwohnern im Jahre 1815 – fünf Jahre später waren es bereits 799 – auf 4.909 des Jahres 1828 und entwickelte sich zum Textilzentrum des russischen Kaiserreiches. Nachdem deutsche Unternehmer zwischen 1820 und 1840 die ersten größeren Spinn-, Weber- und Färberbetriebe gegründet hatten und erfolgreich waren, zogen immer größere Mengen der brotlos gewordenen preußischen Textil-Facharbeiter nach Polen. Zum Beispiel führte Titus Kopisch 151 Familien (Weber, Spinner, Bleicher, Färber u.a.) nach Lodsch. Der bedeutendste Gründer der russischen (später polnischen) Textilindustrie war Karl Scheibler, der 1854 aus Mondschau (Eifel) nach Lodsch zog und dort einen Spinnereibetrieb mit 18.000 Spindeln aufbaute. 1865 waren schon 50.000 Spindeln in Betrieb, und beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges hatten die Scheiblerbetriebe 223.000 Spindeln und beschäftigten über 10.000 Arbeiter. Die Bekleidung der russischen Armeen des Ersten Weltkrieges war fast ausschließlich von deutschen Händen gewebt. Im neu entstandenen Polen war Lodsch mit über 600.000 Einwohnern die größte Industriestadt und hatte bis 1945 einen starken deutschen Bevölkerungsanteil. Auch heute ist die Textilindustrie der größte und wichtigste Industriezweig der 800.000 Einwohner zählenden Stadt.

Durch diese geschichtliche Entwicklung gab es in Polen zu allen Zeiten eine starke deutsche Volksgruppe, die durch den Raub der deutschen Reichsgebiete nach dem Ersten Weltkrieg beträchtlich vermehrt wurde, so daß bei der Machtübernahme der Polen 3,5 Millionen Deutsche unter polnische Herrschaft gerieten.

In den preußischen Provinzen hatte sich ein polnischer Mittelstand heranbilden können, der dann das Rückgrat des nationalen Kampfes gegen die Deutschen wurde. Nach Jahrhunderten, in denen die Deutschen die Träger der Bildung und des Fortschritts gewesen waren, mußten sie jetzt erleben, daß diejenigen, die nur durch die Deutschen das erreicht hatten, was sie jetzt waren, Ansprüche erhoben und mit haßerfüllter Feindschaft auftraten.

Das Deutschtum wurde unterdrückt, unterwandert, bekämpft und am Ende mit brutaler Gewalt ausgerottet. Eine erschütternde Tragik liegt darin, daß all diese deutschen Volksströme, an denen sich das polnische Volk bereichern konnte, bei ihnen nicht etwa eine Zuneigung zu ihren deutschen Nachbarn, sondern wahrscheinlich gerade durch die Zusammenfügung solch extremer Gegensätze Deutschenhaß bewirkten.

Polen begründet seine Landforderung mit Ansichten, die sich schon bei oberflächlicher Überprüfung als Irrtum oder als unwahr erweisen. Noch ist aber kein Deutscher auf die Idee gekommen, aufgrund der geschichtlichen Tatsachen ganz Polen als deutsches Land zu fordern.

Gründung eines neuen polnischen Staates

Im Ersten Weltkrieg standen sich die Teilungsmächte Polens erstmalig im Krieg gegenüber, wobei sich Rußland als Befreier der von Deutschland und Österreich unterjochten Polen ausgab. Als die deutschen und österreichischen Truppen den weiten Raum Russisch-Polens erobert hatten, drängte Österreich darauf, den polnischen Staat wiederherzustellen, und Deutschland fügte sich zögernd dem Bundesgenossen. Am 5. November 1916 verkündete eine österreichisch-deutsche Proklamation die Wiedererrichtung eines polnischen Königreiches, wobei der König durch die Polen eingesetzt werden sollte. Wegen des noch andauernden Krieges mußte die Festlegung der Grenzen dieses Reiches vorläufig noch offen bleiben. Die Polen sandten den beiden Kaisern folgendes Telegramm: „An diesem Tage, wo das polnische Volk erfährt, daß es frei sei und einen selbständigen Staat mit eigener Regierung erhalten wird, durchdringt die Brust eines jeden freiheitsliebenden Polen das Gefühl der Dankbarkeit gegen diejenigen, die es mit ihrem Blut befreit [...] haben. Daher senden wir den Ausdruck unserer Dankbarkeit und die Versicherung, daß das polnische Volk seinen Bundesgenossen die Treue zu bewahren imstande sein wird."[4]

Die Zukunft Polens hing aber vom Ausgang des Krieges ab. Die polnischen Politiker erkannten, daß die Verwirklichung ihrer weitreichenden Pläne – zu dem neuen großpolnischen Reich sollten auch die wertvollen deutschen Ostprovinzen gehören – schließlich nur durch den Kriegseintritt der USA und die dadurch gewährleistete Niederlage Deutschlands zu erreichen sein würde. Darum wirkten in den USA etliche polnische Politiker, wie der Vorsitzende des Amerikanischen Hilfskomitees in Warschau, Georg Sasnowski, der Begründer des Polnischen Nationalkomitees in Paris, Roman Dmowski, und der Pianist und Politiker Ignaz Paderewski, der 1919 der erste Ministerpräsident Polens wurde. Über zwei enge Mitarbeiter Wilsons wirkten sie nachdrücklich auf den Präsidenten. Aber für polnische Interessen wollten die Amerikaner nicht in den Krieg eintreten, obwohl die Polen alles daransetzten, dies zu erreichen. Sie hatten aber einen wesentlichen Anteil an der Propaganda, die Amerika in den Krieg führte.

Den unmäßigen Landforderungen der Polen stand Präsident Wilson zunächst ablehnend gegenüber; noch war er nicht gewillt, deutsches Land den Polen zu übergeben. Unter dem freien Zugang zum Meer wollte er nichts anderes verstehen als eine Internationalisierung der Weichsel und ein Freihafengebiet in Danzig, also nur einen freien Handelsweg von Polen zum Meer. Daher meinte er: „Wir sollten uns nicht nur von polnischen Auffassungen leiten lassen. Ich traf mich mit Dmowski und Paderewski [...] Sie zeigten mir

eine Landkarte, auf der sie praktisch die halbe Welt beanspruchen." Wilson gab erst nach, als Dmowski ihm unmißverständlich mit den Wahlstimmen der Amerikapolen drohte.

Auf der Grundlage der 14 Wilson-Punkte schloß das Deutsche Reich am 11. November 1918 mit den Alliierten den Waffenstillstands- und Vorfriedensvertrag. Die 14 Punkte hätten die Grundlage für einen gerechten Frieden werden können, wenn die Alliierten nicht jeden einzelnen dieser Punkte schamlos gebrochen hätten.

Bei den Tagungen der Friedenskonferenz in Versailles, zu der keine deutschen Vertreter zugelassen waren, setzte die ständige polnische Delegation ihre Forderungen weitgehend durch. Sie begründete ihre Ansprüche mit Polens geschichtlicher Mission, uralte Todfeinde der Deutschen und daher zuverlässige Verbündete der Sieger zu sein. Die alte, um Boleslaw I. gesponnene Legende von einem ehemaligen polnischen Großreich lebte wieder auf; die Elbe, zumindest aber die Oder wurde als „gerechte, geschichtlich begründete" polnische Westgrenze gefordert. Die schließliche Festlegung der polnischen Grenze war hauptsächlich Dmowskis Werk. Wilson fügte sich um so mehr den polnischen Forderungen, als sie auch von Frankreich nachdrücklich vertreten wurden. Eine Denkschrift des französischen Außenministeriums vom 20. Dezember 1918 forderte, „ein starkes antideutsches Polen zu schaffen. Je mehr Polen auf Kosten Deutschlands vergrößert werde, um so sicherer werde es dessen Feind sein. Grundsätzlich soll Polen alle deutschen Gebiete erhalten, deren Bevölkerung zu mehr als 30 Prozent polnisch ist."

Als im Herbst 1918 der Zusammenbruch der Mittelmächte deutlich erkennbar wurde, erließ der Regentschaftsrat des von Deutschland und Österreich errichteten polnischen Staates am 6. Oktober 1918 ein Manifest, das die Gründung eines unabhängigen polnischen Staates und die Einsetzung einer parlamentarischen Regierung bekanntgab. Nach Verhandlungen mit den verschiedenen politischen Gruppen bildete der Regentschaftsrat am 23. Oktober die erste den Westalliierten ergebene Regierung. Nachdem mehrere Regierungen ein- und abgesetzt worden waren, rief der schon damals in Polen berühmte Józef Pilsudski am 11. November 1918 die unabhängige Republik Polen aus und wurde zum vorläufigen Staatschef Polens proklamiert. Deutschland war das erste Land der Welt, das den neuen polnischen Staat anerkannte, und ernannte am 18. November Harry Graf Keßler zum Gesandten in Polen. Daß die Polen sich am 11. November gleich auf die deutschen Truppen gestürzt und, wo immer sie Erfolg hatten, diese entwaffneten und gefangennahmen, schien diese neue deutsche Regierung nicht im geringsten zu stören.

Der Aufstand in Posen

Die deutsche Bevölkerung der Provinz Posen war die erste, die den Auftritt des neuen Polens in seiner ganzen Grausamkeit zu spüren bekam. Nach dem alten Grundsatz „Besitz ist 90 Prozent des Rechts" wollten die Polen nicht

auf das ungewisse Ergebnis der Friedenskonferenz warten und beschlossen hier sofort vollendete Tatsachen zu schaffen. Nach allerlei politischen Manövern war die eigentliche Regierung seit November 1918 in die Hände eines „Obersten polnischen Volksrates" übergegangen. Die deutschen Behörden waren fast nur noch Strohpuppen. Noch wäre die Lage zu retten gewesen, hätte die Regierung einige aus dem Feld heimkehrende Regimenter in die bedrohte Provinz geworfen. Aber die deutschen Truppen wurden eiligst demobilisiert und entlassen, während unter den Augen der deutschen Behörden eine mit deutschen Waffen ausgerüstete polnische Kampftruppe entstand. Damit ging das Gesetz des Handelns an die Polen über.

Die deutsche Bevölkerung erkannte die drohende Gefahr und forderte militärischen Schutz von der Reichsregierung, die jedoch völlig versagte. Es schien, als ob ihr polnische Interessen wichtiger waren als deutsche. Gegen den Widerspruch des deutschen Volksrates wurde beschlossen, daß in der Provinz nur bodenständige Truppen aufgestellt werden sollten, womit auch die militärische Macht den Polen in die Hände gespielt wurde. In dieser Zeit der meist ratlosen Arbeiter- und Soldatenräte, die in den Polen unterdrückte Brüder sahen, hatten deutsche Interessen keinen Wert.

In Anwesenheit Paderewskis brach in Posen am 27. Dezember 1918 der längst vorbereitete Aufstand aus. Das Signal dazu gab die Beflaggung der Stadt mit polnischen und alliierten Fahnen. Die meisten deutschen Truppen, die sich in der Demobilisierung befanden, wurden einfach überrumpelt, Polizeipräsident Blankerts wurde ermordet. Nach tapferem Widerstand mußten sich auch die wenigen hundert Mann der deutschen Garnison in Posen nach Westen zurückziehen. Seit dem 12. Januar 1919 leitete der ehemalige Zarengeneral Dowbor-Musnicki die polnischen Operationen. Beim Fehlen kampfkräftiger deutscher Verbände wurden glorreiche polnische Siege erfochten, und bald war fast die ganze Provinz in polnischer Hand.

Der geplante weitere Vormarsch, um auch alle anderen Gebiete jetzt schon zu besetzen, die Polen vom Deutschen Reich forderte, scheiterte an der Gegenwehr der eiligst aufgestellten deutschen Heimatwehren. Während an den Fronten Waffenruhe herrschte, wurde hier, inmitten deutschen Landes, weitergekämpft, -geblutet und -gestorben. Im „Grenzschutz Ost" gab es zunächst keine einheitliche Führung, und die Beschaffung von Waffen, Munition und Verpflegung war fast unmöglich. Trotzdem kämpften diese verlorenen Haufen mit größter Tapferkeit gegen einen vielfach überlegenen Feind. Im Januar 1919 kam es zu schweren Kämpfen entlang der schlesischen Grenze bei Bentschen, Bomst, Lissa, Wollstein, Rawitsch und anderen Orten. Hier kam der polnische Vormarsch zum Stehen.

Im Norden zielte das polnische Vordringen auf Netze, Bromberger Kanal und Weichsel, um dann weiter zur Ostsee durchzustoßen. Ost- und Westpreußen wären damit, vom Reich getrennt, als polnisches Gebiet erklärt worden, um das sich die Versailler Friedenskonferenz dann nicht mehr länger zu kümmern brauchte. Aber auch hier kam der polnische Vormarsch nach erbitterten Kämpfen, die sich hauptsächlich bei Czarnikau, Kolmar und Schubin abspielten, zum Stehen.

Von den entsetzlichen Greueltaten, die von Polen an deutschen Soldaten und Zivilisten verübt wurden, drang nur weniges nach außen, da das Land unter polnischer Gewalt blieb. Die unter Eid gemachten Aussagen Überlebender beschreiben grauenhafte Untaten, die man bis dahin nicht für möglich gehalten hatte. Seit den polnischen Einfällen ins Ordensland im 15. und 16. Jahrhundert und den Polen- und Tatareneinfällen von 1656/57 hatte es solche entsetzlichen Mordtaten in diesem Umfang nicht mehr gegeben. Mit der Zeit waren sie auch vergessen worden, aber der neue polnische Staat nahm die üble Tradition des alten untergegangenen Polens zum Schrecken seiner Nachbarn unvermindert wieder auf.

In Posen entstand unter Förderung der polnischen Behörden eigens ein Ausrottungskomitee, das zahlreiche Deutschenmorde und Hunderte Fälle schwerer Mißhandlungen veranlaßte oder durchführte. In Posen und Czarnikau sowie etlichen anderen Orten setzte dieses Komitee die Terroraktionen und Massenmorde gegen die deutsche Bevölkerung in Gang.

Gräßlich war das Los der deutschen Freikorps-Kämpfer, die in die Hände der Polen gerieten, aber auch den Zivilisten erging es nicht viel besser. Aus den beeideten Aussagen, die Datum, Ort und Namen der Personen nennen, sollen folgende kurze Auszüge zeigen, um welch grauenhaftes Barbarentum es sich hierbei handelte:

„[…] ich konnte […] feststellen, daß die Schwester [eine deutsche Krankenschwester] nackend am Boden lag und eine große Blutlache sich auf dem Schnee ausbreitete. Die Schwester lag auf dem Rücken und links und rechts des Oberkörpers lief das Blut herunter."

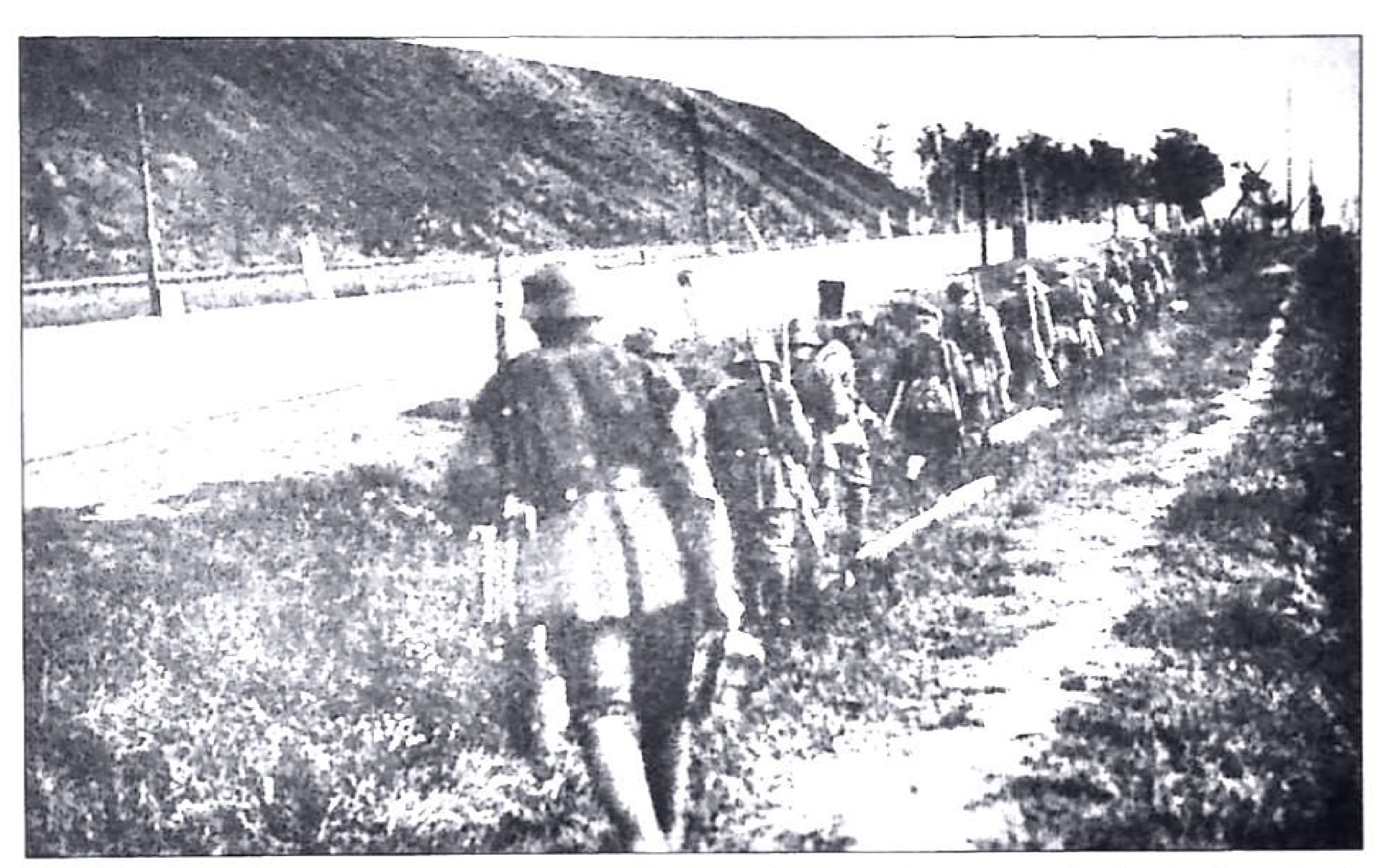
„Ich […] fand den Kameraden [einen durch Beinschuß Verwundeten] vollständig entkleidet vor. Seine Sachen waren geraubt. Ihm fehlte die Nase, die Zunge war ihm abgeschnitten, und seine Genitalien waren vollständig herausgeschnitten."

„Fünf nackte Personen, die aufrecht standen [es waren vier Matrosen und ein Artillerist], wurden von den Polen in grausamster Weise durch Schläge mit dem Gewehrkolben mißhandelt. Die Opfer wurden, als sie bewußtlos am Boden lagen, erschossen."

„Nachdem sie den Hausvater gebunden hatten, vergewaltigten sie seine beiden Töchter, darauf ergriffen sie den Hausvater nochmals und schändeten ihn unter Hohngelächter und Flüchen in nicht wiederzugebender Weise."

Aussagen dieser Art könnten noch seitenlang fortgesetzt werden. Besonders schlimm erging es den Bauern auf ihren Höfen und in den abgelegenen Dörfern. Dort konnten die polnischen Mörderbanden ungestört wüten, da Polizei und Obrigkeit weit entfernt waren. Jedoch kam es wegen der grausamen Ermordung von sieben Zivilpersonen im Posener Kornwerk, unter ihnen der Rittergutsbesitzer v. Haza-Radlitz, sogar zu einem Prozeß. Die Ärzte, die die Leichen obduziert hatten, sagten aus, daß sie noch nie so furchtbar zugerichtete menschliche Körper gesehen hätten. Die Mörder wurden selbstverständlich freigesprochen.

Wo immer es möglich war, sandten die deutschen Gemeinden dringende telegraphische Hilferufe an die Regierung, so zum Beispiel die Gemeinde Leu



1919: Bei der Abwehr des ersten polnischen Aufstands waren die deutschen Freikorps noch kriegsmäßig ausgerüstet und bewaffnet.

1921: Dagegen verfügten die Freiwilligen des Selbstschutzes nur selten über eine vollständige militärische Ausrüstung.

schen am 21. Januar 1919: „Polnische Banden beunruhigen unsere Gegend, führen unschuldige, politisch vollständig untätige Jünglinge und Männer fort, stehlen Lebensmittel, bares Geld und Sparkassenbücher, bedrohen die Leute […] sofortige militärische Hilfe ist die letzte Rettung."

Oder der Gemeindevorsteher von Deutschhöhe (Kr. Meseritz) am 24. Januar 1919: „Unsere rein deutsche Gemeinde […] wird seit zwei Wochen ständig von polnischen Banditen heimgesucht. Sie stehlen Bekleidungsstücke, Lebensmittel, Kriegsanleihen und bares Geld, schleppen unschuldige Männer und Jünglinge fort und bedrohen grundlos Leben und Eigentum der Einwohner. Unschuldige Opfer sind schon zu beklagen. Wir verzweifeln in unserer Lage. Niemand wagt sich heraus, Wahlen können nicht stattinden, Lebensmittel nicht geliefert werden. Wir sind ganz verloren, wenn nicht militärische Hilfe sofort erfolgt."[5]

Die aus der Novemberrevolution hervorgegangene deutsche Regierung war mit zahllosen anderen Problemen überladen, war machtlos und unfähig. Aber den Heimatwehren strömten weitere Freiwillige zu, Bewaffnung und Versorgung besserten sich, und schließlich übernahm Anfang Februar 1919 die Oberste Heeresleitung den Grenzschutz Ost. Aus den Freikorps, die sich tapfer geschlagen hatten, entstand eine ordnungsgemäße Truppe. Als aber die Reichsregierung nun endlich daranging, die Provinz wieder in Besitz zu nehmen, trat auf den Hilferuf des polnischen Bischofs von Posen sogleich Frankreich dazwischen. Marschall Foch verbot den Deutschen jede weitere Kampfhandlung, wies den Polen fast die ganze Provinz Posen zu und zwang die Reichsregierung, am 16. Februar 1919 eine Demarkationslinie anzuerkennen, die nicht von Deutschen übertreten werden durfte. Auf diese Weise abgeschottet, konnten die Polen nun die schutzlosen Deutschen ausrauben, mißhandeln, totschlagen und viele jetzt schon zum Verlassen ihrer Heimat nötigen.

Die Kämpfe hörten nicht auf, denn die Polen befürchteten, daß die Demarkationslinie zur Staatsgrenze erklärt werden könnte, sie wollten aber noch viel mehr deutsches Land haben und versuchten durch plötzliche Überfälle das von ihnen beherrschte Gebiet auszudehnen und weitere „vollendete Tatsachen" zu schaffen.

Der widersinnige Korridor

Der Ausspruch vom Widersinn des Korridors stammt nicht, wie man annehmen möchte, von deutscher Seite gegen die Abtrennung Ostpreußens vom Deutschen Reich, sondern von Roman Dmowski, dem fanatischen Kämpfer für ein großpolnisches Reich, der mit dem Pianisten Paderewski Vertreter Polens bei den Versailler Verhandlungen war. Schon in seiner Denkschrift vom 8. Oktober 1918 an Präsident Wilson hatte er festgestellt: „Soll Ostpreußen als deutsches Gebiet erhalten bleiben, so muß es auch Westpreußen – den Korridor – behalten. Für Polen ist der Korridor wertlos, wenn es nicht auch Ostpreußen dazuerhält; denn so wird es eine unaufhörliche

Quelle eines nie zur Ruhe kommenden Kampfes zwischen Polen und Deutschland werden. Deutschland würde stets danach streben, sich auf Kosten Polens eine Verbindungsbrücke zu schaffen.

Die deutsch-polnische Frage [...] kann nicht gelöst werden, ohne einem Unrecht zu tun. Entweder werden die zwei Millionen Menschen der Insel Ostpreußen von ihrem Vaterland abgetrennt, was natürlich als Unrecht empfunden wird; oder die längs dem Meer wohnende polnische Bevölkerung in Westpreußen wird der Vernichtung preisgegeben, und damit steht das 25-Millionenvolk der Polen vor der Unmöglichkeit, einen unabhängigen Staat zu schaffen, und wird der deutschen Überflutung ausgesetzt. Das wäre ein Unrecht, mit dem das erste sich nicht messen kann."[6]

Dmowskis Behauptung von einer polnischen Bevölkerung längs dem Meer in Westpreußen war eine Lüge. Selbst das Handbuch für polnische Propaganda von Erasme Piltz, die 1916 in Lausanne erschienene *Petite Encyclopédie Polonaise*, nennt nur 35,5 Prozent Polen in Westpreußen. Auch nach polnischer Feststellung gab es demnach in Westpreußen keine polnische Mehrheit. Den polnischen Forderungen, die Frankreich voll unterstützte, trat Englands Premier Lloyd George entgegen.

Dmowski schreibt in seinen Memoiren: „Wäre Lloyd George nicht gewesen, so wären unsere Westgrenzen ganz anders ausgefallen. Die Interessen der Deutschen mit solchem Eifer schützen konnte nur ein Mann, der entweder direkt den Deutschen oder den Juden gegenüber verpflichtet war, die den Schutz der Deutschen übernommen hatten [...]

Zuerst verhinderte er unter dem Hinweis auf ihre starke Bevölkerung, daß die vier deutschen Kreise bei Marienburg Polen zugeteilt wurden, dann sorgte er für die Abhaltung eines Plebiszits. Auch in der Frage Danzigs ging er im Kampf gegen Wilson und Clemenceau als Sieger hervor; man einigte sich auf die ‚Freie Stadt'."[7]

Warum Polen unbedingt einen territorialen Zugang zum Meer haben mußte, ist nie sinnvoll begründet worden. Staaten mit weit größerem industriellem Export wie die Schweiz, die Tschechoslowakei, Ungarn und Österreich konnten doch ohne einen solchen auskommen, wobei ihre Wirtschaftslage weit besser als die polnische mit dem Zugang zum Meer war. Polen behauptet, daß es ohne Mündung der Weichsel nicht bestehen könne. Hat dann Deutschland Anspruch auf die Rheinmündung? Polen strebte schon damals die Grenzen von 1945 an; daß sie noch nicht zustande kamen, war Lloyd George zu verdanken, der widersinnige Korridor aber wurde Wirklichkeit.

Den Widersinn des Korridors erkannten auch alle ehrlichen ausländischen Staatsmänner und Politiker, was folgende Beispiele zeigen: „Diese Polen waren fürchterlich [...] mit dem Ergebnis, daß jedem übel wurde von ihren ewigen Ansprüchen. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, dann wäre halb Europa ehemals polnisch gewesen und hätte wieder polnisch werden müssen [...]", so Lloyd George in *Gestalten und Gestalter des heutigen Europas*.[8]

Francesco Nitti schreibt in *Der Friede*: „Die größte politische und wirtschaftliche Absurdität, die in der neueren Geschichte zu finden ist – ist der Polnische Korridor."[9] Und in *Der Niedergang Europas* sagt er: „Sicher ist je-

denfalls, daß in Amerika und Europa alle Welt von der Notwendigkeit einer Revision überzeugt ist und daß nur eine unversöhnliche, von Frankreich kommende Strömung ihr entgegenwirkt."[10]

Vom Zeitungsbaron Viscount Rothermere stammt das in der Zeitung *Daily Mail* am 9. November 1932 veröffentlichte Bekenntnis: „Die Teilung Deutschlands in zwei ungleiche Hälften mit dem Zweck, Polen einen Zugang zum Meer zu geben, ist der schlimmste Raub, den die Friedenskonferenz begangen hat […]"

Und selbst Woodrow Wilson sagt im April 1919: „Das einzige wahre Interesse Frankreichs an Polen besteht in der Schwächung Deutschlands, in dem Polen Gebiete zugesprochen werden, auf die es kein Anrecht hat."[11]

Das Friedensdiktat von Versailles

Als bekannt wurde, daß im Friedensvertrag der Osten des Deutschen Reiches zerrissen werden sollte, breitete sich größte Erregung unter der Bevölkerung aus. In vielen Städten gab es Protestkundgebungen. Im Mai trafen sich wiederholt Abgeordnete der National- und Landesversammlung, Behörden und andere wichtige Personen zu einem Ostparlament und berieten Maßnahmen zur Rettung der Heimat. Sogar der Plan wurde diskutiert, aus den Provinzen Ost- und Westpreußen, Schlesien und Posen einen Oststaat zu bilden, um dem Reich ein Eingreifen zu ersparen. Mit den noch im Baltikum stehenden Freikorps und eigenen Kräften hätte man sich die Polen vom Leibe halten können. Das wäre jedoch nur möglich gewesen, wenn Deutschland den Friedensvertrag nicht unterschrieb.

Als Deutschland den Waffenstillstand unterschrieb, hatte es sich keinesfalls den Westalliierten bedingungslos unterworfen, sondern einen rechtsgültigen Vertrag abgeschlossen, in dem die Friedensbedingungen genau festgelegt worden waren. Das hinderte die Sieger aber jetzt in keiner Weise, diesen Vertrag auf unverschämte Weise in allen Punkten zu brechen. Deutschland hatte nur die Wahl, zu verhungern oder zu unterschreiben, denn die Hungerblockade, die nach dem Waffenstillstand noch verschärft worden war, würde keinesfalls vor der Unterzeichnung des Friedensdiktats aufgehoben werden. So kam nach fortwährenden deutschen Protesten, und unter massiven Drohungen der Feindmächte, am 28. Juni 1919 der Versailler Vertrag zustande. Zwei Wochen später, am 12. Juli, hoben die Alliierten tatsächlich die Hungerblockade auf, die über eine Million Todesopfer, davon 235.000 nach dem Waffenstillstand, vor allem Kinder, Frauen und alte Leute gefordert hatte.

Bei der Aufstellung der 14 Punkte war die Zerstückelung des deutschen Ostens, wie sie nun im Versailler Diktat gefordert wurde, nicht beabsichtigt gewesen. Jetzt sprach das Diktat die Provinz Posen ohne Abstimmung den Polen zu. Der polnische Zugang zur See bestand aus dem größten Teil der Provinz Westpreußen, der mit der mehrheitlich deutschen Bevölkerung ebenfalls ohne Volksabstimmung Polen übergeben wurde.

Die Forderung der Polen, auch Danzig auf die gleiche Weise zu übernehmen, wurde zurückgeschraubt und die Stadt mit einem großen Landgebiet ohne Volksabstimmung zur „Freien Stadt" erklärt, in der aber Polen so viele Rechte erhielt, daß Danzig in Wirklichkeit zum Protektorat Polens wurde. Immer wieder hatten die Danziger gegen eine Abtrennung vom Deutschen Reich protestiert und das von Wilson garantierte Selbstbestimmungsrecht gefordert, das ihnen selbstverständlich verweigert wurde. Gegen ihren Protest wurde ihnen jetzt auch die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt und ihr Schicksal in die Hände ihres ärgsten Feindes gelegt.

Während in Westpreußen die deutschen Truppen etappenweise zurückgenommen wurden, besetzte polnisches Militär das Gebiet. Alle im Staatsdienst angestellten Personen, die meisten Beamten der Post und Bahn sowie 10.000 Lehrer, mußten mit vielen anderen sofort das Land verlassen. Der deutsche Osten fühlte sich mit Recht von den Siegermächten hintergangen und verraten, von der Reichsregierung verlassen und abgeschrieben.

Der wichtigste Grundsatz, auf dem der Waffenstillstand und Vorfriede abgeschlossen worden waren und den auch die Alliierten ausdrücklich anerkannt hatten, war der, daß „Völker und Provinzen nicht von einem Staat in den anderen verschoben werden dürfen, als ob sie Ware oder Steine in einem Brettspiel wären". Aber genau das wurde jetzt gewaltsam mit Millionen von Deutschen gemacht, die völlig schutzlos der Willkür der haßerfüllten Polen ausgeliefert wurden.

Wilson hatte im 13. Punkt die Errichtung eines unabhängigen polnischen Staates gefordert, aber nur auf den Gebieten, die „unbestreitbar" von einer polnischen Bevölkerung bewohnt waren. Da es im Deutschen Reich solche Gebiete nicht gab, hätte kein Stück deutschen Bodens an Polen ausgeliefert werden dürfen. Selbst die am stärksten von Polen bewohnte Provinz Posen war mit 444.000 Deutschen keineswegs „unbestreitbar" polnisch, zumal bei einer Abstimmung, wie die Ergebnisse in Ostpreußen und Oberschlesien bewiesen, auch viele Polen für Deutschland gestimmt hätten.

Bei den Pariser Verhandlungen war die Forderung der Polen, ganz Ostpreußen in Besitz zu nehmen, abgelehnt worden. Darauf verlangten sie zumindest die Südhälfte der Provinz, einschließlich Ermland, und auch den Ostteil Westpreußens, da dort eine mehrheitlich polnische Bevölkerung wohne. Aufgrund dieser Behauptung wurde eine Volksabstimmung unter alliierter Kontrolle angeordnet. Denn wenn dort eine überwiegend polnische Bevölkerung ansässig war, wie die Polen behaupteten, dann konnte das Land mittels der Volksabstimmung auf ganz legale Weise den Polen übergeben werden, ohne daß Einwendungen von irgendeiner Seite zu befürchten waren.

Den Polen war diese Entscheidung gar nicht recht, denn sie wußten, daß ihre Behauptung von einer polnischen Mehrheit gelogen war und sie bei einer ehrlich durchgeführten Volksabstimmung keinen Flecken deutschen Landes erhalten würden. Sie gaben aber die Hoffnung keineswegs auf, Ostpreußen später bei einer günstigeren Gelegenheit zu annektieren. Vorerst gelang es ihnen, den Wortlaut zur Abstimmung so zu formulieren, daß die Frage bei der

Wahl lautete: „Anschluß an Polen oder Ostpreußen" (anstatt Deutschland). Bei der zu erwartenden Entscheidung für Ostpreußen könnte Deutschland bei einer späteren Annektierung Ostpreußens durch Polen keine Einwände erheben.

Bei der Volksabstimmung am 11. Juli 1920 in diesem Gebiet, die unter alliierter Aufsicht und Kontrolle durchgeführt wurde – auch zahlreiche Polen waren zugegen –, stimmten im Südteil Ostpreußens 97,85 Prozent, im Ostteil Westpreußens 92,42 Prozent der Bevölkerung für Ostpreußen. Überraschend war, daß in den masurischen Kreisen, von denen die Polen behauptet hatten, daß dort 80 Prozent der Bevölkerung Polen seien, 99,3 Prozent der Stimmen für Ostpreußen, also für Deutschland, abgegeben wurden.

Polen verweigerte die Anerkennung des Ergebnisses der Abstimmung, die Siegermächte mußten sich aber widerwillig dem Resultat beugen. Ein gütiges Schicksal hatte die beiden gefährdeten Teile Ost- und Westpreußens für Deutschland gerettet und den Bewohnern noch eine Frist von 25 Jahren bewilligt, ehe sie den Polen doch in die Hände fallen würden. Die Abstimmung zeigte aller Welt deutlich die Verlogenheit der Polen und das Unrecht des Friedensdiktats, demzufolge das übrige Westpreußen und das Memelland ohne Befragung der Bewohner von Deutschland getrennt worden waren. Sie ließ keinen Zweifel darüber, daß sich auch in diesen Landesteilen eine einwandfreie Mehrheit für Deutschland ergeben hätte.

Übrigens hatten bei der Volkszählung von 1910 in Westpreußen 65 Prozent der Bevölkerung Deutsch als Muttersprache angegeben. Daß das Bekenntnis zu einer Sprache nicht mit der entsprechenden Nationalität gleichgesetzt werden kann, ist bekannt. In diesem Fall spricht es aber für Deutschland. Denn selbst bei der unter grausamem polnischem Terror abgehaltenen Abstimmung in Oberschlesien, bei der Deutsche meistens nicht einmal bei der Stimmenauszählung zugegen sein durften, hatten 307.000 Polnischsprechende für Deutschland gestimmt.

Schon bei der Festlegung der neuen Grenze brachen die Sieger jetzt schamlos ihr eigenes Diktat und setzten sich einfach über das Ergebnis der Abstimmung hinweg. Entgegen dem Wortlaut des Vertrages, der die Hauptfahrrinne der Weichsel als Grenze bestimmte, wurde sie auf polnischen Wunsch auf das Ostufer verlegt. Dazu erhielt Polen östlich der Weichsel noch eine Anzahl Dörfer und den wichtigsten Hafen Kurzebrack mit allen dazugehörenden Anlagen. Die Protestnote der Reichsregierung an den Pariser Botschafterrat schloß mit den Worten: „Der Friedensvertrag sieht für Polen nur ein Stromaufsichtsrecht vor, das in keiner Weise die Begründung zu territorialen Gebietsansprüchen geben kann [...] Es wäre ein Widersinn, die Bevölkerung eines Landstreifens zur Abstimmung über ihr künftiges Schicksal aufzufordern, wenn von vornherein feststeht, daß über ihr Schicksal ohne Rücksicht auf die Abstimmung negativ entschieden werden muß."

Selbstverständlich war der Einspruch vergebens. Es gab keine Gerechtigkeit für Deutschland, das nun auch im Osten von der Weichsel abgeschnitten war. Im Süden des Kreises Marienburg durften die Polen den Bahnhof Garnsee in Besitz nehmen. Die Stadt mußte sich von jetzt ab ohne Bahnhof behelfen, bis

1927 ein neuer gebaut werden konnte. Auch vom Kreis Osterode wurden etliche Dörfer abgetrennt. All das mußte sich Deutschland gefallen lassen und jeden Rechtsbruch hinnehmen, obwohl die überwältigende Mehrheit der Bewohner des Abstimmungsgebietes für Deutschland gestimmt hatte.

Den wichtigen Bahnknotenpunkt Soldau mit einem großen Landgebiet von 501 Quadratkilometern mit 24.767 Einwohnern hatten die Polen ohne Abstimmung und gegen den mehrfach bekundeten Willen der Bewohner schon vor der Abstimmung in Besitz genommen. Die alte Grenze war hier 1343 zwischen dem Ordensland und Masowien festgelegt und seither nie verändert worden.

Der polnische Korridor trennte nicht nur Ostpreußen vom übrigen Reich, sondern er durchschnitt auch die natürlichen Wirtschaftsbeziehungen, die im Verlauf von Jahrhunderten entstanden waren. Ostpreußen mußte sich über weite Entfernungen neue Märkte erschließen, da der größte Teil der bisherigen Absatzgebiete jetzt in polnischer Hand war. Die katastrophalen Folgen der Grenzziehung zeigten sich zunächst am Rückgang des Verkehrs. 1913 verkehrten hier täglich 382 Personen- und 503 Güterzüge, jetzt waren es noch 200 Personen- und 80 Güterzüge. 61 Eisenbahnlinien waren zerrissen, 34 weitere blockiert. Der Zugverkehr war auf wenige Linien, die Züge auf Höchstachsenzahlen beschränkt. Im Straßenverkehr waren ebenfalls nur einige Hauptstraßen für den Durchgangsverkehr freigegeben, während die übrigen verödeten. Der Luftverkehr zwischen Ostpreußen und dem Reich über den Korridor war verboten.

Die Transportkosten stiegen enorm an, zumal auch die bisher vielbenutzte Wasserstraße der Weichsel wegfiel. Für die Eisenbahn war nur ein beschränkter Verkehr zugelassen, der durch schikanöse Maßnahmen der Polen erschwert und erheblich verteuert wurde. An den Personenzügen wurden von polnischem Militär alle Fenster geschlossen und die Türen verriegelt. Den Reisenden wurde gedroht, daß die Bahnlinie bewacht sei und der Zug beschossen werden würde, wenn ein Fenster geöffnet würde.

Die Erschwernisse an der neuen Grenze wirkten auf die Wirtschaft der Exklave Ostpreußen sehr nachteilig. Sie trafen das Land zu der Zeit, als die Wirtschaft im Reich unter den Gewaltmaßnahmen der Sieger vor dem Zusammenbruch stand. Die Folge war eine hohe Verschuldung der Landwirtschaft, die in Ostpreußen doppelt so hoch war wie der Reichsdurchschnitt.

Polens Landraub an seiner Ostgrenze

Kaum war den Polen ein eigener Staat gegeben worden, begannen sie gegen ihre Nachbarn Krieg zu führen. Nachdem ihnen die Gebiete mit den mehrheitlich deutschen Bewohnern auf so leichte Weise zugespielt worden waren, glaubten sie, auch ihren östlichen Nachbarn Land entreißen zu können, das von anderen Völkern bewohnt war, ohne Sanktionen oder Strafmaßnahmen der Großmächte fürchten zu müssen.

Schon im Januar 1919 überfielen sie die ukrainische Volksrepublik, und in dem eben erst entstandenen Litauen besetzten sie dessen Hauptstadt. Im März erlitten die Polen Rückschläge, konnten im April aber in Litauen und in der Ukraine weitere Gebiete besetzen. Wilna wurde einfach dem polnischen Staat angegliedert. Zwei von der Pariser Friedenskonferenz festgelegte Demarkationslinien beachteten die Polen nicht. Eine neue polnische Offensive brachte noch größere ukrainische Gebiete unter polnische Gewalt. Die Forderung der Westmächte nach Autonomie der Ukraine bis zu einer Volksabstimmung waren dadurch hinfällig und wurden nie erfüllt.

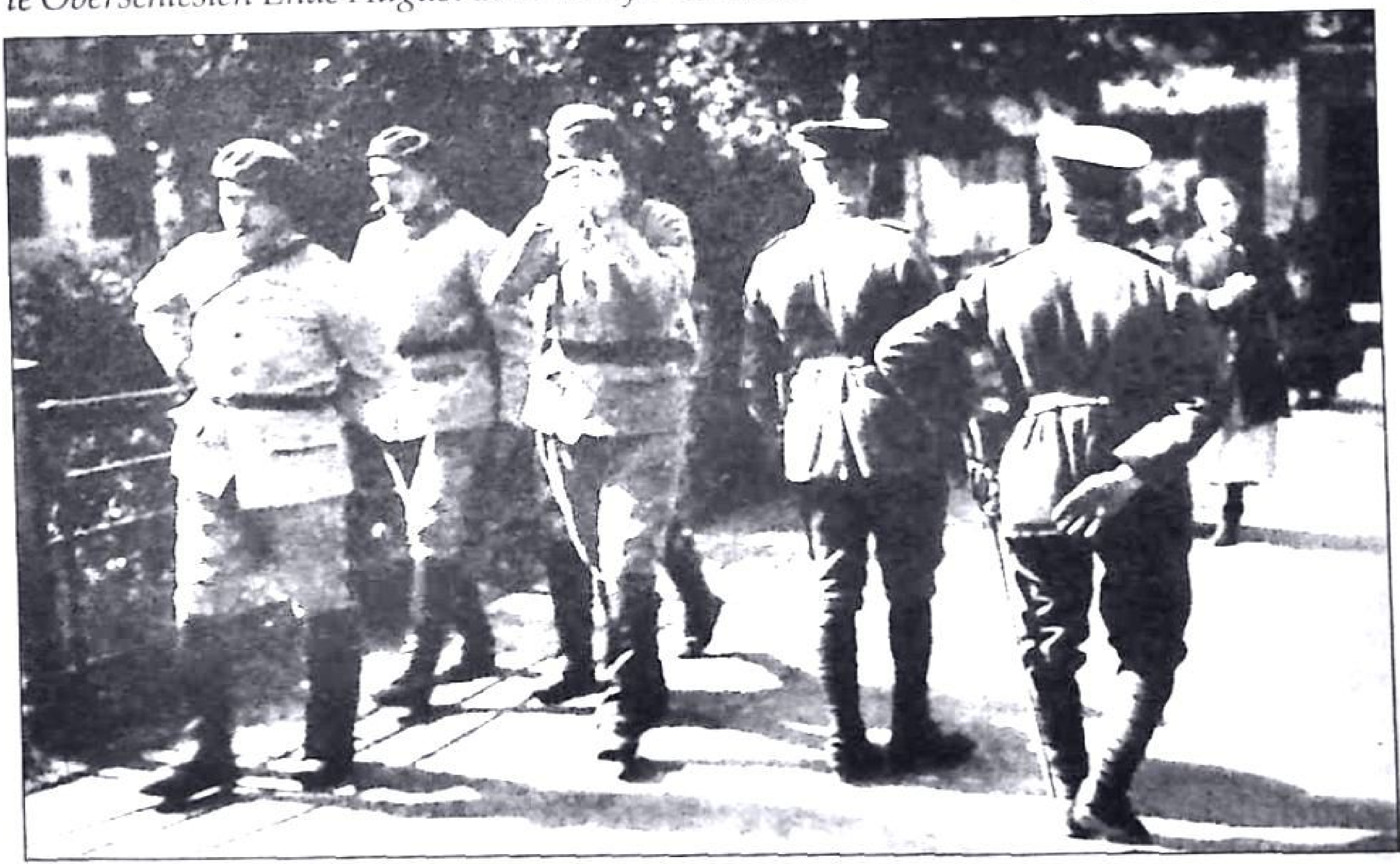
Während die Sowjetarmeen in schweren Kämpfen an der Wolga und auf der Krim gebunden waren, nützten die Polen diese Gelegenheit und besetzten die russischen Gebiete von Weißrußland, Ostgalizien und die Ukraine bis Kiew (8. Mai 1920), ein Landgebiet, doppelt so groß wie das ethnische Polen, in dem weniger als fünf Prozent Polen lebten (außer Ostgalizien mit 20 Prozent Polen). Sie forderten von Rußland ein Gebiet, das von mehr als 20 Millionen Russen bewohnt war. Durch den polnischen Angriff ernstlich bedroht, versuchte die Sowjetunion durch mehrere großzügige Friedensangebote den Krieg zu beenden. Polen wollte aber noch mehr Land und wies alle Angebote hochmütig ab.

Schließlich gelang es den Sowjets, einige Truppenverbände freizumachen, und im Juli 1920 jagten sie die Polen bis vor die Tore Warschaus zurück und befreiten auch Wilna. Nun flehten die Polen verzweifelt die Westmächte um Hilfe an. Russische Vorhuten standen bereits vor Graudenz, als dem französischen General Weygand das „Wunder an der Weichsel" gelang – die Sowjets wurden zum Rückzug gezwungen. Gegen den jetzt stärkeren Widerstand konnten die Polen aber nicht mehr alle Gebiete zurückgewinnen, die sie vorher besetzt hatten.

Zur Festlegung der polnischen Ostgrenze setzten die Alliierten eine Kommission ein, die „auf der Grundlage sorgfältiger ethnographischer Forschung eine gerechte Grenzlinie bestimmte". Da das Dokument von dem britischen Außenminister Curzon unterzeichnet war, wurde diese von den Westmächten garantierte Grenze „Curzon-Linie" genannt. Die polnische Regierung unter Ministerpräsident Grabski erkannte diese Grenze zwar offiziell an, dachte aber nicht daran, sie zu beachten.

Die polnischen Kämpfe mit Litauen endeten am 7. Oktober 1920 mit dem Vertrag von Suwalki, in dem Wilna ausdrücklich Litauen belassen wurde. Aber schon zwei Tage danach besetzten die Polen erneut Wilna und gliederten es nach einigen politischen Manövern nun doch ihrem Staat ein. Der noch nicht gefestigte Sowjetstaat – die Union war erst im Dezember 1922 entstanden – verlor im Frieden von Riga vom 18. März 1921 an Polen 139.200 Quadratkilometer Land mit sieben Millionen Einwohnern. Obwohl dieser Vertrag sich über die alliierte Grenzfestlegung hinwegsetzte und auch der Anerkennung dieser Grenze durch die polnische Regierung widersprach, erkannte der alliierte Botschaftsrat das eigenmächtige Vorgehen Polens und die durch Gewalt erzwungenen Grenzen wohlwollend an. Unbekümmert überließen sie Millionen nichtpolnischer Menschen polnischer Herrschaft, Diskriminierung, Verfolgung und harter Assimilationspolitik.

Die Mitglieder des Pariser „Obersten Rates", deren Machtanspruch das tapfer verteidigte Oberschlesien Ende August 1921 zerriß. Von links: Lord Curzon, Lloyd George, Briand.



Sie kennen sich nicht: Deutsche Polizisten (rechts) und französische Besatzungssoldaten gehen in den Straßen von Oppeln grußlos aneinander vorbei.

Entgegen der ursprünglichen Forderung des US-Präsidenten Woodrow Wilson war Polen nun doch wieder ein Vielvölkerstaat geworden. Nach der Volkszählung von 1921, bei der unter dem polnischen Terror nicht alle Befragten gewagt hatten, ihre wahre Volkszugehörigkeit anzugeben, lebten im polnischen Staat folgende Volksgruppen:

Polen:	15.400.000
Ukrainer:	5.200.000
Juden:	3.350.000
Weißrussen:	1.750.000
Deutsche:	1.000.000
Litauer:	400.000
Tschechen und andere:	300.000
Gesamt:	27.400.000

Demnach betrug der polnische Volksanteil in Polen trotz der drastischen Verminderung der nichtpolnischen Bevölkerung nur 56 Prozent. Von den bei Kriegsende unter polnischer Gewalt lebenden rund 3,5 Millionen Deutschen waren zu diesem Zeitpunkt schon mehr als zwei Drittel vertrieben oder umgebracht worden. Die Verteilung der Deutschen auf die einzelnen Gebiete sah so aus:

Posen und Westpreußen:	503.615
Ost-Oberschlesien:	418.737
Bielitz und Teschen:	29.810
Galizien:	29.010
Wolhynien und Ostpolen:	26.107
Gesamt:	1.007.279

Die ersten Jahre polnischer Herrschaft

Die Errichtung der polnischen Herrschaft in den von Polen übernommenen deutschen Gebieten erfolgte unter blutigsten Ausschreitungen gegen die schutzlose deutsche Bevölkerung. Polen entwickelte ein System der Bedrohung, das die Deutschen auf allen Gebieten unter einen ständigen Druck setzte, um sie zum Verlassen ihrer Heimat zu nötigen. Schon im Oktober 1919 gab Stanislaus Grabski, der Bruder des späteren Ministerpräsidenten Wladyslaw, ein Programm bekannt, das beinhaltete, wie der Anteil der nichtpolnischen Minderheiten auf eineinhalb Prozent zu reduzieren sei. „Das fremde Element wird sich umsehen müssen, ob es sich anderswo nicht wohler fühlt. Das polnische Land nur für Polen." Als Kultusminister und Beirat für Minderheitenfragen erklärte er 1924, Polen müsse nur eine polonisierende, alle anderen Völker unterdrückende Politik führen. Deshalb müsse den nichtpolnischen Bewohnern in diesen Gebieten mit allen Machtmitteln des Staates Eigenart, Sprache und Staatsgedanke Polens eingeimpft werden. „Denn wenn

eine völkische Minderheit Freiheit und Möglichkeit hat, ein eigenes Leben zu führen, kann sie nicht durch das Staatsvolk aufgesogen werden."

Der Oberprokurator Kierski hatte erklärt: „Den Deutschen und nicht nur ihnen gegenüber müssen wir uns endlich entschließen, eine starke und folgerichtige [...] Politik zu treiben [...] Diese Politik muß gleichzeitig zwei Ziele im Auge haben: eine möglichst große Einschränkung der Zahl der im Gebiet der polnischen Republik vorhandenen Deutschen und die Liquidierung des deutschen Eigentums."[12]

Das sogenannte Posener Programm wurde der Leitgrundsatz für alle Behördenmaßnahmen. Da der Völkerbund auf die Beschwerden der Minderheiten hin niemals ernstlich einschritt, führte Polen sein Programm mit steigender Rücksichtslosigkeit durch. So bestand 20 Jahre lang neben den dem Recht entsprechenden Gesetzen und Verordnungen eine unsichtbare, aber um so wirksamere Ausnahmegesetzgebung, die sich gegen alle Nichtpolen richtete.

Mit heuchlerischer Doppelzüngigkeit unterzeichnete Polen am 28. Juli 1919 den Minderheitenschutzvertrag und nahm in seine Verfassung sogar sehr entgegenkommende Bestimmungen über weitgehende Rechte seiner Minderheiten auf. Dazu gaben Regierungsmitglieder und führende Personen bei jeder Gelegenheit entsprechende feierliche Erklärungenen ab, während gleichzeitig eine grausame Deutschenverfolgung im Gange war, die nie aussetzte, sondern immer stärker wurde. Zur selben Zeit betrieb Polen die ersten zwei Konzentrationslager Mitteleuropas in Szcypiorno und Stralkowo (Provinz Posen), in denen furchtbare Zustände herrschten.

William Harbutt Dawson schrieb in *Germany under the Treaty*: „Nach Entstehung des polnischen Staates wurden von der Regierung häufig Manifeste und Erklärungen veröffentlicht, die den Bewohnern der neu zusammengeschlossenen Gebiete versicherten, daß eine glückliche Zukunft sie erwarte. Polen würde sich als wohltuender Faktor in der europäischen und in der Weltordnung erweisen, da der Staat ‚auf den Fundamenten des Rechts, der Freiheit und der Gerechtigkeit aufgebaut worden sei' [...] Aber der polnische Mensch erwies sich zu dieser Aufgabe nicht fähig. Sofort setzte eine systematische und genau ausgerichtete ‚Polonisierungskampagne' ein, die sich auf die preußischen Gebiete konzentrierte [...]"[13]

Deutsche Flüchtlinge, die im Reich eintrafen, berichteten über die grausame Unterdrückung und Rechtlosigkeit der Deutschen. Im Konzentrationslager Szczypiorno befanden sich rund 1.500 Deutsche (später über 8.000), darunter viele deutsche Soldaten mit 50 Offizieren, die im Posener Aufstand gefangengenommen worden waren. Einer von ihnen, Leutnent d.R. Muzer, sagte folgendes aus: „Die Anrede waren Ausdrücke wie Schweine, Hunde, Sauvolk, Räuber. Die Behandlung der Mannschaften wurde immer schlimmer. Bei der Arbeit wurden sie mit Kolben und geflochtenen Ruten bearbeitet. Beim geringsten Vergehen gab es 25 Schläge mit Stahlknuten oder Lederknuten, wobei die Hosen heruntergezogen wurden. Es war entsetzlich, die Schmerzensschreie der Bestraften mitanzuhören. Leute, die zu fliehen versucht hatten, wurden sieben Tage lang in eine völlig kahle und kalte Zel-

le gesperrt. Sanitäre Einrichtungen fehlten durchweg. Badegelegenheit gab es nicht, Wasser zum Waschen etwa alle acht Tage. Wäschewechsel war monatelang unmöglich. Die Baracken, in denen je 60 bis 100 Gefangene untergebracht waren, wimmelten von Ungeziefer. Unter den Internierten waren Knaben von 13, 14 und 15 Jahren, Greise von 60 bis 70 Jahren sowie mehrere Frauen [...]"[14]

Das Minderheitenschutzgesetz, ein Bestandteil der polnischen Verfassung und des Versailler Vertrages, war Polen als Voraussetzung dafür auferlegt worden, weil es so viele nichtpolnische Volksteile in seinen Staat übernehmen durfte. Nicht zuletzt war dabei an den Schutz der jüdischen Minderheit in den deutschen Ostgebieten gedacht worden, die mit der deutschen Bevölkerung nun ebenfalls unter polnische Gewalt geraten waren. Die Grundsätze dieses Vertrages wurden von den Polen jedoch fortwährend bedenkenlos übergangen.

Ähnlich wie den Deutschen erging es auch den Bewohnern der litauischen, weißrussischen und ukrainischen Gebiete, die sich Polen angeeignet hatte. Auch die Juden wurden unterdrückt, und viele zogen nach Deutschland. In Westpreußen war dieser Kampf, der mit Mitteln der Verwaltung, aber auch mit dem brutalen Terror einer feindseligen und besitzgierigen Bevölkerung geführt wurde, so erfolgreich, daß im ersten Jahrzehnt der polnischen Herrschaft nahezu drei Viertel der deutschen Bevölkerung zur Auswanderung gezwungen wurden und nicht wenige auch ihr Leben verloren. Westpreußens deutscher Bevölkerungsanteil sank von 65 auf 16 Prozent. Erstaunlich bei dieser Massenvertreibung ist die völlige Mißachtung der Gesetze und der absolute Gehorsam, den alle Teile der polnischen Bevölkerung, alle Parteien, die polnische Kirche und die gesamte Presse der Regierung zollten. Es gab keine polnische Stimme, die Recht vor den ungerechten nationalen Bestrebungen gelten ließ. Begeistert wurde das blutrünstige Haßlied gesungen:

„Plündert, raubet, senget, brennet!
Laßt die Feinde qualvoll sterben.
Wer die deutschen Hunde hänget,
wird sich Gottes Lohn erwerben.
Ich, der Propst, verspreche euch,
fest dafür das Himmelreich.
Jede Sünd' wird euch vergeben,
selbst der wohlbedachte Mord,
aber Fluch dem Bösewicht,
der vor uns für Deutschland spricht [...]"[15]

In Sprichwörtern wie „Polen muß so rein wie klares Wasser sein" oder in Reden der Politiker („Das polnische Land nur für Polen") kam das Ziel der polnischen Politik deutlich zum Ausdruck. Die Deutschen hatten – zumindest in den ersten Jahren – nur die Wahl, unter hohen wirtschaftlichen Verlusten ihre Heimat zu verlassen oder unter Aufgabe ihres Volkstums und drückenden Bedingungen zu versuchen, ihren Besitz zu erhalten und im Land zu bleiben.

Die polnisch-tschechische Westexpansion auf Kosten Deutschlands war schon lange geplant. Sie war eigentlich nur die Fortsetzung des Ausbreitens dieser Völker, seit ihre Vorfahren im 7. Jahrhundert erstmalig in diesen Regionen erschienen waren. Die jetzt erst entstandene Tschechoslowakei und das wiedererstandene Polen zeigten, daß sie schon damals Verhältnisse anstrebten, wie sie dann nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffen wurden. Die Unterdrückung der Deutschen unter den Tschechen war schlimm genug, konnte sich aber mit den brutalen Ausrottungsmethoden der Polen nicht messen.

In seiner Denkschrift an den britischen Außenminister Balfour hatte Dmowski erklärt: „Das heutige Danzig ist deutsch; aber unter normalen Bedingungen, d.h. unter Bedingungen einer natürlichen wirtschaftlichen Entwicklung, wird es unweigerlich eine polnische Stadt werden." Wie eine „natürliche Entwicklung" unter polnischer Herrschaft aussah, konnte man am Beispiel der Ortschaft Thorn sehen. Von den 30.509 deutschen Einwohnern des Jahres 1910 (Gesamteinwohnerzahl 46.227) waren 1921 nur noch 4.923 vorhanden. Seit dem Inkrafttreten des Friedens im Januar 1920 waren also – ohne die natürliche Vermehrung zu berücksichtigen – 25.586 Deutsche aus Thorn verschwunden.

Im Zuge dieser „natürlichen Entwicklung" forderte der Starost (Bürgermeister) Kasprzak in einer öffentlichen Rede auf dem Marktplatz in der Stadt Reichthal (Provinz Posen) die polnische Bevölkerung auf: „Die Peitsche auf sie! Mit Peitsche und Knüppel müssen die Deutschen aus Polen gejagt werden. Die Entdeutschung ist das Hauptziel der polnischen Regierung."

Eine Protestschrift französischer Politiker gegen den Terror in Polen, die im Mai 1924 in Paris veröffentlicht wurde und in dem Buch *La terreur blanche en Pologne* nachzulesen ist, enthält folgenden Absatz: „Eine Woge des Terrors rollt über Polen hinweg [...] Es handelt sich um ein Polizeiregime in all seiner Schrecklichkeit und in seinen wilden Unterdrückungsmaßnahmen. Die Gefängnisse der Republik umschließen heute mehr als 3.000 politische Gefangene. Von ihren Wärtern mißhandelt, beleidigt, geschlagen [...] Das ihnen aufgezwungene Leben ist so grausam, daß in vielen Gefängnissen die Gefangenen den Tod den langsamen Qualen, die ihnen zugefügt werden, vorziehen."

Einen ausführlichen Bericht über die Zustände in Westpreußen erstattete der Staatskommissar für öffentliche Ordnung im September 1920. In diesem heißt es: „Das heutige Polen bemüht sich, die Schrecken des Thorner Blutgerichts, das vor fast 200 Jahren das Entsetzen und den Abscheu der damaligen Welt erregte, in den Schatten zu stellen. Unerhörte Grausamkeiten und Gewalttaten, Vergewaltigungen von deutschen Frauen und Mädchen, Untersuchungsmethoden, die an die grausamsten Foltern des Mittelalters erinnern, sind an der Tagesordnung. In einzelnen Teilen Pommerellens ist die Furcht der deutschen Landbewohner vor der polnischen Bürgerwehr so stark, daß sie nachts im Freien bleiben, um beim Herannahen dieser Horden besser fliehen zu können."[16]

Die Reichsregierung zählt in ihrer Note an die polnische Regierung vom 20. November 1920 seitenlang diejenigen Fälle auf, in denen Deutsche verhaftet, enteignet, mißhandelt, gefoltert, vergewaltigt und ermordet wurden. Die Beschwerde vermittelt ein getreues Bild über die Unterdrückung der deutschen Bevölkerung durch die polnischen Machthaber: „Willkürliche Verhaftungen von Deutschen sind in allen Teilen des abgetretenen Gebietes bis in die allerletzte Zeit vorgekommen. Mitunter wird ein willkürlicher Grund vorgeschützt, der sich nachher als nicht stichhaltig erweist. In einigen Fällen ist den Verhafteten sogar der Grund der Verhaftung überhaupt nicht bekanntgegeben worden [...] Verschiedentlich sind solche ohne ersichtlichen Grund verhafteten Deutschen aus ihrer Heimat abtransportiert worden; über ihren Verbleib wurden die Angehörigen nicht unterrichtet, so daß sie keine Nachforschungen anstellen konnten."

Es folgen Klagen über unmenschliche Behandlung der Verhafteten, mangelnde Bewegungserlaubnis, unzureichende Kost und ihre Unterbringung in ungeeigneten Räumen zusammen mit Gesindel und Verbrechern. Völlig schutzlos sind sie den Schikanen, Beschimpfungen, Mißhandlungen, Beraubungen und Erpressungen des Gefängnispersonals ausgesetzt. Bei Einzelhaft müssen sie sich bei Revisionen der Zelle mit „deutsches Schwein" melden. Oft hat die Verhaftung und Mißhandlung das Ziel, den Betreffenden zum Verkauf seines Besitzes gefügig zu machen.

„Obwohl die polnische Regierung das feierliche Versprechen abgegeben hatte, die deutsche Bevölkerung nicht zum Heeresdienst heranzuziehen, ehe sie nicht von ihrem Optionsrecht Gebrauch machen konnte, haben in verschiedenen Bezirken Musterungen stattgefunden, in denen die Deutschen, falls sie nicht in das polnische Heer eingereiht werden wollten, zur vorzeitlichen Abgabe einer Optionserklärung gezwungen wurden. Hierbei waren die Optanten in zahlreichen Fällen Beschimpfungen und Mißhandlungen ausgesetzt. Verschiedentlich sind Optionsberechtigte in das polnische Heer eingestellt worden, obwohl sie erklärten, für Deutschland optieren zu wollen. In mehreren Bezirken wurden diejenigen, die für Deutschland optiert hatten, deswegen ausgewiesen. Auch hierbei sind Mißhandlungen und Beraubungen vorgekommen [...]

Auf der Durchfahrt durch den Korridor werden selbst in den Durchfahrtszügen Reisende [...] aus dem Zuge heraus verhaftet und ohne Grund über Gebühr lange unter unwürdiger Behandlung festgehalten, verschiedentlich sind solche Reisenden beschimpft, mißhandelt und ihrer Habe beraubt worden [...]

Denkmäler, die der alteingesessenen Bevölkerung heilig und teuer sind, wurden besudelt und beschädigt [...] Deutsche werden unter Drohungen gezwungen, polnische Lieder zu singen. Evangelische müssen an Stelle ihrer Konfession angeben, sie seien ‚verrückt' [...] Große Erbitterung hat die körperliche Untersuchung angesehener Frauen und Mädchen in Soldau [...] hervorgerufen. Beraubungen und Mißhandlungen von Deutschen sind an der Tagesordnung. Polnische Beamte dulden solche Vergewaltigungen, ohne einzuschreiten. Verschiedentlich ist die Tatsache, daß die Deutschen um ihres

Deutschtums willen verfolgt werden, von amtlichen Organen ganz offen zugegeben worden [...]"

Es folgen diesbezügliche Vorkommnisse und zahlreiche weitere Ausschreitungen. Die Protestnote schließt dann wie folgt: „In einer ganzen Reihe von Fällen sind Deutsche von Polen ermordet worden. Manche dieser Verbrechen sind bisher ungesühnt geblieben. In anderen Fällen ist die erbetene Aufklärung bisher nicht erfolgt.

Wo es sich um Erschießungen durch Grenzsoldaten handelt, haben diese in mehreren Fällen die deutsche Grenze überschritten und auf deutschem Boden widerrechtlich von ihrer Waffe Gebrauch gemacht. Um sich der Strafe zu entziehen, haben sie sogar mehrfach die Leiche auf polnisches Gebiet geschafft. Die meisten Fälle lagen so, daß ein Waffengebrauch überhaupt nicht gerechtfertigt war.

Die vorgehende Zusammenstellung erbringt den erdrückenden Beweis dafür, daß der Deutsche in Polen z.Z. keineswegs die feierlich zugesagte Gleichberechtigung genießt, daß er vielmehr fast überall geradezu als vogelfrei gilt."[17]

Wie alle bisherigen Protestnoten machte auch diese nicht den geringsten Eindruck auf die Polen. Sie wußten, was sie taten und freuten sich wohl, daß ihr planmäßiges Vorgehen die gewollte Wirkung zeigte. Unbekümmert führten sie ihre Ausrottungspolitik fort. Selbst in großen Städten kam es 1921 unter den billigenden Augen der Polizei zu schlimmsten Ausschreitungen.

Das polnische Ziel der Terrorisierung der deutschen Volksgruppe war offensichtlich und wurde auch von polnischer Seite nicht geleugnet. Damit hatte Polen eine Völkerwanderung in Gang gesetzt, wie sie in diesem Ausmaß bis dahin in der modernen Geschichte nicht zu finden war. An die 400.000 deutsche Menschen hatten in den Jahren 1919 bis 1921 ihre Heimat verlassen müssen, während die Zurückbleibenden schutzlos der polnischen Willkür und Verfolgung ausgeliefert waren.

Abstimmungsterror in Oberschlesien

Von allen deutschen Gebieten, die schließlich Polen zugesprochen wurden, hatte Oberschlesien am schwersten zu leiden. Was hier geschah, hätte allein genügt, um Polen von den Kulturnationen auszuschließen. Auch dieses Industriegebiet hatten die Polen in Versailles gefordert, weil auch hier, wie sie behaupteten, eine mehrheitlich polnische Bevölkerung ansässig sei. Durch Massendemonstrationen hatten die Oberschlesier aber erreicht, daß der ursprüngliche Plan, Oberschleisen ohne Abstimmung Polen zu übergeben, geändert wurde. Der Artikel 88 des Versailler Diktats sah daher gegen den Willen Frankreichs und der polnischen Delegation vor: „In dem Teil Oberschlesiens, der innerhalb der nachstehend genannten Grenzen gelegen ist, werden die Einwohner aufgefordert, durch eine Volksabstimmung zu entscheiden, ob sie mit Deutschland oder Polen vereint zu werden wünschen." Die Polen wußten, daß bei einer ehrlichen Abstimmung, wie in Ostpreußen, auch die-

se Provinz bei Deutschland bleiben würde. Darum beschlossen sie, das wertvolle Industriegebiet gewaltsam in ihren Besitz zu bringen. So wie bei dem erfolgreichen Aufstand in Posen sollten auch hier vollendete Tatsachen geschaffen werden, die nach den bisherigen Erfahrungen niemand mehr ändern würde. Der erste Versuch am 17. August 1919 mißlang, bot aber die erste Gelegenheit zur Erprobung der Terrormethoden. Die wenigen deutschen Truppen trieben die sogenannten „Aufständischen", die polnischen Banden oder der polnischen Armee angehörten, bis zum 24. August wieder aus dem Land.

Von jetzt ab gab es aber keinen Frieden mehr. In verstärktem Maße strömten die polnischen Banden über die Grenze zurück – zu einem großen Teil waren es für diese Aufgabe abkommandierte Soldaten der aus Frankreich zurückkehrenden polnischen Haller-Armee –, um einen neuen Aufstand vorzubereiten. Sie sorgten für tägliche Überfälle und bleibende Unruhe. Agenten, mit enormen französischen Geldmitteln ausgestattet, nahmen ihre Arbeit auf, denn um Deutschland zu schwächen, setzte Frankreich alle Mittel ein, um dieses zweite Ruhrgebiet des Deutschen Reiches den Polen in die Hände zu spielen.

Ende Januar 1920 erschienen die ersten Truppen der „Interalliierten Regierungs- und Plebiszitkommission", Franzosen, Italiener und Engländer, insgesamt 15.000 Mann. Den Hauptanteil der Kommission stellte Frankreich mit 13.000 Mann und besetzte alle wichtigen Posten.

Als im Februar 1920 die deutschen Truppen das Gebiet verlassen mußten und die preußische Polizei durch eine Abstimmungspolizei ersetzt wurde, die zur Hälfte aus Polen bestand, waren die Deutschen praktisch schutzlos. Der berüchtigte polnische Agitator und ehemalige Führer der Polenfraktion im deutschen Reichstag, Wojciech Korfanty, wurde als Abstimmungskommissar eingesetzt. Unter dem Schutz der Franzosen und Mißbrauch seines Postens konnte er nun ungestört seine Terrororganisation aufbauen. Sie diente der Überwachung der deutschen Bevölkerung, um jede prodeutsche Regung brutal zu zerschlagen und diejenigen durch Mord zu beseitigen, von denen wirksamer Widerstand gegen die polnischen Absichten zu erwarten war. Die übrigen sollten so eingeschüchtert werden, daß sie es nicht wagen würden, sich als Deutsche zu bekennen. Zu einer Abstimmung sollte es möglichst gar nicht kommen.

Die Franzosen arbeiteten offen mit den Polen zusammen, versorgten die Banden mit Waffen und duldeten nicht nur den Terror, sondern beteiligten sich oftmals sogar daran. Die polnischen Grausamkeiten, die jahrelang an Deutschen verübt wurden, erinnern an die furchtbarsten Greuel des Dreißigjährigen Krieges, offenbarten aber nichts anderes als den polnischen Volkscharakter, wie er sich im Lauf eines Jahrtausends immer wieder gezeigt hatte – und wie er 1939 und 1945 wieder in seiner ganzen Entsetzlichkeit hervortrat.

Korfanty jagte seine Mörderbanden über das unglückliche Land. Massenweise wurden Deutsche gefoltert, verstümmelt, totgeschlagen und ihre Leichen geschändet. Deutsche Versammlungen wurden, falls sie überhaupt zu-

stande kamen, mit Handgranaten auseinandergesprengt, ganze Dörfer ausgeraubt und niedergebrannt. Allein von den Vertrauensleuten der deutschen Verbände wurden rund 150 ermordet. Selbst am hellen Tage wurden Passanten in belebten Straßen niedergeschlagen, ausgeplündert und fast nackt ausgezogen. Jede deutsche Werbung für die Abstimmung war lebensgefährlich.

Sogar der Vatikan sah sich gezwungen, das Verhalten des polnischen Klerus, der mit allen Kräften den brutalen Kampf gegen die Deutschen förderte, öffentlich scharf zu verurteilen. Durch maßlosen Terror, Raubüberfälle und Morde sollten wilde, anarchistische Zustände geschaffen werden, die den Feindbund zum Eingreifen veranlassen würde, um die Abstimmung als undurchführbar abzusagen. Zumindest sollten aber die Deutschen so sehr bedroht und eingeschüchtert werden, daß eine deutsche Mehrheit nicht zustande kommen würde. Obwohl Engländer und Italiener gewillt waren, eine ehrliche Abstimmung durchzuführen, waren sie gegen die beherrschende Stellung der Franzosen machtlos.

In der Nacht zum 20. August 1920 begann der zweite „Aufstand". Massenhaft wurden Deutsche verhaftet und grauenhaft zugerichtet. Überall wurden die gräßlich verstümmelten Leichen gefunden. Die deutschen Gemeindevorsteher wurden festgenommen, die Beamten verjagt und die öffentlichen Gebäude von Polen besetzt. Die polnische Mordlust richtete sich besonders gegen die Beamten der deutschen Sicherheitspolizei.

Die Interalliierte Kommission tat fast nichts, um die Deutschen zu schützen. Aus den unzähligen Einzelfällen sollen folgende Beispiele zeigen, was bei diesem Aufstand tausendfach geschah: Der Wachtmeister der Sicherheitswehr Ernst Hoffmann wurde in der Nacht zum 20. August durch einen Schuß niedergestreckt und dann totgeschlagen. Wilhelm Schellong aus Bittkow (Kr. Kattowitz) wurde am 21. August verhaftet und mit vier Österreichern, die aus ihrem Schlafhaus in Michalkowitz herausgeholt worden waren, auf eine polnische Polizeistation gebracht. Er beschreibt unmenschliche Folterungen und berichtet dann weiter: „Nach einer Weile kamen ungefähr 30 Insurgenten herunter in den Keller. Dieselben nahmen sich einen Gefangenen nach dem anderen vor und bearbeiteten ihn mit Schlagringen, Gummiknüppeln, Eichenlatten, Eisenstäben und Gewehrkolben [...] Nachdem wir alle dran waren, wurde Skrobek noch einmal einzeln vorgenommen. Er wurde auf einen Stuhl ohne Sitzplatte gzwungen [sic!] und derartig bearbeitet, daß er durch den Stuhl hindurchbrach. Trotzdem wurde weiter auf ihm herumgeschlagen, und als er schrie, wurde er gefragt, warum er denn schreie und ob ihn denn jemand geschlagen hätte [...]" Später wurden die grauenhaft verstümmelten Leichen dieser Verhafteten aufgefunden. Schellong war nach der beschriebenen Durchprügelung von seinen Mitgefangenen getrennt worden und kam dadurch mit dem Leben davon.[18]

Mehrere hundert deutsche Arbeiter, die entgegen der von Polen ausgegebenen Streikparole am 21. August im Delbrück-Schacht zur Arbeit eingefahren waren, wurden von polnischen Aufständischen gezwungen, in kleinen Trupps den Schacht zu verlassen und mußten hierauf durch eine Doppelrei-

he von etwa 300 Polen Spießrutenlaufen, wobei sie brutal mit Knüppeln geschlagen wurden.

Die deutschen Arbeiter der Gräfin Laura Grube in Maczikowitz wurden am 22. August in ihrem Schlafhaus überfallen und zusammen mit dem Verwalter Theodor Loos abgeführt. Einige Tage später wurden ihre Leichen in zwei Massengräbern im Walde bei Josefstal gefunden. Ihre Bekleidung war geraubt worden, und sie zeigten Spuren grausamer Mißhandlungen.

Am 23. August wurde der Maschinenaufseher Zeller in Alt-Dubenko ermordet, sein Haus niedergebrannt, seine Frau so lange geschlagen, bis sie ohnmächtig zusammenbrach, worauf sie und ihre Kinder ihrer Kleidung beraubt wurden.

Generaldirektor Radlik der Charlottengrube wurde am 25. August aus seinem Wagen gezerrt und ihm mit Knüppeln der Schädel zertrümmert. Der Mord war von einem polnischen Bataillonsführer namens Wloczek angeordnet worden.

Der kriegsversehrte Hüttenarbeiter Friedrich Picha aus Lepine wurde am 28. August abends von etlichen Polen aus seiner Wohnung geholt und nach schwerer Mißhandlung ermordet.

Der Grenzzollwachtmeister Paduschek wurde am 30. August von vier bewaffneten Polen aus seiner Wohnung in Bobrek geholt und am nächsten Tag mit ausgestochenen Augen und zertrümmertem Schädel aufgefunden.

Am 9. September wurde der Polizeiwachtmeister Wittrin in Kattowitz aufs schwerste mißhandelt und dann auf Weisung des polnischen Kommissars Malinowski erschossen und in den Grenzfluß Brinitza geworfen.

Und so könnten diese grauenhaften Untaten noch Seite um Seite fortgesetzt werden. Die Franzosen ließen den Polen nicht nur völlig freie Hand, sondern behinderten die Deutschen an einfachsten Schutzmaßnahmen. Die Franzosen ließen den Polen nicht nur völlig freie Hand, sondern behinderten die Deutschen an einfachsten Schutzmaßnahmen. Nur wo die wenigen englischen und italienischen Truppen waren, gelang es den Polen nicht, die Herrschaft zu übernehmen. Die Franzosen sorgten nun dafür, daß die Abstimmungskommission die größtenteils ortsfremden polnischen Terrorbanden nicht nur als legale polnische „Bürgerwehr" anerkannte, sondern daß zudem auch noch die deutschen Sicherheitsverbände entwaffnet wurden.

Damit waren die Deutschen völlig schutzlos. Eine deutsche Arbeit für die Wahl war von jetzt an unmöglich. Ein offenes Bekenntnis zum Deutschtum war glatter Selbstmord. Um die deutschen Stimmen zu vermindern, wurde das Abstimmungsgebiet um mehrere rein deutsche Kreise vermindert. Dazu hatten deutsche Techniker, Angestellte und Arbeiter, die weniger als 17 Jahre im Land lebten, kein Wahlrecht. Der Terror steigerte sich. Deutsche Grenzdörfer, wie zum Beispiel Gieschewald, wurden sogar von polnischem Gebiet aus mit Artillerie beschossen. Aus einigen Grenzdörfern wurden die Deutschen vertrieben. Täglich und fast jede Nacht wurden in allen Bezirken Deutsche überfallen, und niemand hinderte die Polenbanden an ihrem Rauben und Morden. Wieder protestierte der Vatikan eindringlich; englische und italienische Kontrollbeamte legten aus Protest ihre Ämter nieder. Selbst der

Oberste Rat von Versailles mußte zugeben, daß „die Interalliierte Kommissi ihre Pflichten nicht erfüllt habe". Der englische Antrag, Korfanty aus Obe schlesien auszuweisen, wurde jedoch abgelehnt, denn Polen und Franzos konnten sich keinen besseren Mann wünschen.

In den Protestnoten der Reichsregierung ist von unerhörten Gewalt- u Greueltaten die Rede, die ununterbrochen verübt wurden. Wohlausgerüst te Räuberbanden hielten die friedlichen Einwohner in steter Sorge und U ruhe. Selbst am hellen Tage in belebten Straßen wurden Passanten ausg plündert und von sogenannten „Entkleidungskommissionen" ihrer Kle dung beraubt. Politische Mordanschläge und brutale Morde hatten eine Ve breitung gefunden, wie sie wohl einzig in der Geschichte dasteht.

Aber wenn nicht einmal Englands Ansichten und Wünsche Gehör fande was konnten da die deutsche Proteste ausrichten? Trotz des Terrors ergab d Abstimmung am 20. März 1921 eine eindeutige Mehrheit für Deutschland, o wohl die Polen auch noch am Wahltag alles versuchten, um das Ergebnis z beeinflussen. In manchen Orten wurden den Wählern mit Gewalt polnisc Wahlzettel aufgedrängt. In vielen Fällen gab der Wahlvorsteher nur poln sche Wahlzettel aus. Bei der Stimmenauszählung wurden deutsche Wah ausschußmitglieder oftmals daran gehindert, zugegen zu sein, so daß d Zählung nur von Polen vorgenommen wurde. Trotzdem entfielen v 1.186.822 gültigen Stimmen 709.348 (60 Prozent) auf Deutschland u 479.474 (40 Prozent) auf Polen. Damit war der Verbleib Oberschlesiens bei Deutschen Reich eindeutig festgelegt. Alle glaubten, daß deutsche Ordnu und Sicherheit zurückkehren und der Terror jetzt aufhören würde, doch d Schlimmste stand diesen unglücklichen Menschen noch bevor.

Wie weit der polnische Terror die Wahl beeinflußt hatte, zeigte neun Jah später die einzige ohne Terror durchgeführte Wahl zum ostoberschlesisch Landtag am 11. Mai 1930. Die deutsche Liste erhielt mehr Stimmen, als bei d Volksabstimmung 1921 für Deutschland abgegeben worden waren. Dab hatten schon bis 1925 von den damals Wahlberechtigten Deutschen 120.0 das Land verlassen.

Mit Terror das Wahlergebnis zerschlagen

Weder die Polen noch die Interalliierte Kommission hatten bei der Volk abstimmung vom 20. März 1921 ein solches Ergebnis erwartet, und bei waren nicht gewillt, es anzuerkennen. Obwohl vor der Abstimmung ni mand daran gedacht hatte, die Provinz Oberschlesien zu teilen, so wie auch der Versailler Vertrag verlangte, mußte jetzt ein Weg gefunden werde um zumindest das reiche Industriegebiet den Polen zuzuspielen. Währe der englische und der italienische Befehlshaber, Oberst Percival und Gen ral de Marinis, schließlich der Abtretung der Kreise Rybnick und Pleß z stimmten, schloß sich der französische General Le Rond Korfantys Ford rung an, der seine eigene – und Warschaus – Korfanty-Linie verlangte, d das gesamte Industriegebiet mit den Großstädten Kattowitz und König

hütte umfaßte, die mit Mehrheiten bis zu 80 Prozent für Deutschland gestimmt hatten.

Korfanty beschloß das Abstimmungsergebnis mit brutalem Terror zu zerschlagen und erklärte: „Nur ein sofortiger bewaffneter Aufstand kann Polen das geben, was ihm durch göttliches und menschliches Recht zusteht." Bald setzten polnische Terroraktionen in weit größerem Umfang als bisher ein. Überall wurde grausame Vergeltung an denen geübt, die sich zum Deutschtum bekannt hatten, wobei Handgranaten und Sprengstoff mehr als früher zur Anwendung kamen. In Pleß wurden 40 deutsche Beamte durch Hieb- und Stichwunden schwer verletzt. Ins Krankenhaus Nicolai wurden an einem Tag 20 ernstlich verwundete Deutsche eingeliefert. Die Rache galt besonders den Vertrauensleuten der Heimatverbände und allen Deutschen, die sich bei der Volksabstimmung betätigt hatten. Sie wurden erschossen und erschlagen; einigen wurden Sprengstoffladungen ins Haus geworfen.

Als in Karf bei Beuthen die Bewohner von Polen mißhandelt wurden, begaben sich acht deutsche Beamte der Abstimmungspolizei dorthin. Sie sahen sich aber bald einer solchen Menge bewaffneter Polen gegenüber, daß sie in das Haus eines Deutschen flüchten mußten, das von den Polen belagert wurde. Am nächsten Tag gaben die Polen den Beamten das feierliche Versprechen freien Abzugs. Kaum aber hatten sie das schützende Haus verlassen, als sie von den Polen überfallen und alle durch Knüppelschläge auf den Kopf ermordet wurden.

Am grausamsten tobte der Terror in den ländlichen Gebieten, wo die deutsche Bevölkerung den polnischen Banden völlig schutzlos ausgeliefert war. Ein unaufhörlicher Strom von Flüchtlingen setzte sich darum in die größeren Städte in Bewegung, in denen die gequälten Menschen wenigstens eine notdürftige Sicherheit zu finden hofften. Ein Augenzeuge berichtet darüber: „Zahlreiche Männer aller Altersstufen konnte man in jenen Tagen auf den Straßen der Städte sehen, zerschlagen, mit blutigen Köpfen, mit durchstochenen und zerschossenen Armen, Männer, die so blau geschlagen waren, daß an ihrem Körper kaum ein gesundes Fleckchen mehr zu entdecken war.

Man konnte Leute sehen, denen ein Auge ausgeschlagen war, und diese unglücklichen Menschen erzählten von dem Schicksal der noch viel Elenderen, die in den Terrororten zurückbleiben mußten, weil sie so mißhandelt und zerschlagen waren, daß sie nicht mehr flüchten konnten."[19]

Oftmals wurden die im Heimatort zurückgelassenen Schwerverletzten bei der Rückkehr der Geflüchteten nicht mehr lebend vorgefunden. Die Zahl derer, die Haus, Hof und Arbeitsstätten verlassen mußten, deren Eigentum zerstört oder geraubt wurde, geht in die Zehntausende.

So grauenhaft diese Zustände auch waren, stand den Oberschlesiern das Schlimmste noch bevor, als Korfanty das Signal zum dritten polnische Aufstand gab. In der Nacht zum 3. Mai 1921 erhielten die letzten Gruppen seiner 30.000 Aufständischen ihre Waffen. Unter dem Schutz der Franzosen ließ er seine gut organisierten Banden erneut losschlagen, um nun endgültig vollendete Tatsachen zugunsten Polens zu schaffen. Die französischen Truppen waren aus den Grenzregionen zurückgezogen worden, damit als Freischa-

Eine Abteilung des Freikorps Oberland während einer kurzen Marschrast zur Zeit der Kampftage Ende Mai 1921.

Eine der wenigen nicht gestellten Augenblicksaufnahmen aus den oberschlesischen Kämpfen. Im Vordergrund polnische Aufständische.

lnische Truppen, selbst geschlossene Kompanien ohne poln
, unbehindert über die Grenze nach Oberschlesien ströme
n Insurgenten vereinigen konnten.
en in deutsche Hand gefallenen Dokumenten ging hervo
um Aufstand auf unmittelbare Weisung der Warschauer Re
ging. Sie unterstützte nicht nur die sogenannten „Aufständi
end mit Kriegsmaterial jeder Art, sondern sogar durch Ab
ossener Truppenverbände der polnischen Armee nach Ober
ckte etwa ein Bataillon des Infanterieregiments 27 in Lublinit
anie des Infanterieregiments 16 zog geschlossen in den Krei
e verstärkte Schwadron des Ulanenregiments 15 (insgesam
) kamen im Kreis Groß-Strehlitz zum Einsatz; bei Praschka
Mann regulärer polnischer Truppen, die ihre Hoheitsabzei
Uniformen entfernt hatten, in geschlossenen Kolonnen in das
mmungsgebiet.
n reguläres Militär handelte, zeigte auch die Ausrüstung mi
aschinengewehren, Minenwerfern und Artillerie. Nach engli-
standen 50.000 Polen unter Waffen, die schon am Vormittag
Industriegebiet bis zur Korfanty-Linie (Rosenberg, Gr. Streh-
besetzt hatten. Am 8. Mai erlaubte General Le Rond, daß sich
Banden zu einer regulären Besatzungsarmee erklären durf-
e die Zivilverwaltung mit den Eisenbahnen in Besitz nehmen.
n wurden ihrer Ämter enthoben und durch Polen ersetzt. Un-
der Franzosen durften polnische Munitions- und Verpfle-
behindert passieren, und die Insurgenten durften französische
nutzen. Die polnische Hälfte der Polizei war verschwunden,
che Teil wurde von französischen Truppen festgehalten, um
ndischen gefangengenommen zu werden. Während die Fran-
n völlig freie Hand ließen, führten sie eine umfangreiche Ver-
gegen deutsche Männer durch, die wegen tatsächlichen oder
affenbesitzes oder Übertretens der Polizeistunde festgesetzt
Polen durften Waffen besitzen. Als englische Offiziere dem
Oberbefehlshaber die Behauptung polnischer Banden vorhiel-
n Franzosen bewaffnet worden seien, gab Le Rond das sogar
s galt bei der von den Franzosen dominierten „Interalliierten
d Plebiszitkommission", dessen Präsident, General Le Rond,
" beim Ausbruch des Aufstandes auf einer Dienstreise und
hen war, offenbar auch bei dem Obersten Rat von Versailles als
isch und neutral.
er verhielten sich dieses Mal völlig untätig. Es waren allein die
re Aufgabe zu erfüllen versuchten. Ihre Truppen, die sich den
nstellten, wurden niedergekämpft; 31 Tote und über 100 Ver-
n die Bilanz in deren Reihen.
iche Schreckenszeit brach an, die alle bisherigen Massenver-
raf und in der Geschichte ihresgleichen vergeblich sucht. Dör-
ser wurden ausgeraubt und niedergebrannt, Brücken und Ei-

senbahnen gesprengt, Kirchen zerstört und überall und immer wieder
mordet. Wer die beeidigten Zeugenaussagen über die grauenhaften Mor
ten in allen Einzelheiten nachlesen will, findet sie in dem Ende 1921 von
Reichsregierung veröffentlichten offiziellen Weißbuch *Das Martyrium
Deutschen in Oberschlesien*. Weil dieses heute wahrscheinlich nur noch se
zu finden sein wird, sollen folgende gekürzte Auszüge zeigen, um w
grauenhaftes Geschehen es sich dabei handelte.

Von den meisten Morden gibt es keine Berichte, da mögliche deutsche Z
gen ebenfalls umgebracht wurden. In der Regel wurde der betreffende D
sche aus der Wohnung geholt und schon zu diesem Zeitpunkt furchtbar
schlagen. Später fand man seine verstümmelte Leiche meist zusammen
anderen irgendwo hingeworfen oder oberflächlich verscharrt. Nur die W
den an dem zerschlagenen Körper ließen ahnen, welche Qualen das O
hatte durchstehen müssen, bevor es der Tod erlöste. Nur in seltenen A
nahmefällen wurde bekannt, was zwischen Verhaftung und Tod des Op
geschehen war.

Josef Grodon aus Kattowitz, der sich zu der Zeit auf polnischer Seite
fand, gab folgendes zu Protokoll: „Bei den Kämpfen um Kandrzin wur
etwa 280 Mann des deutschen Selbstschutzes gefangengenommen.
größte Teil der Gefangenen wurde von Insurgenten totgeschlagen; a
Franzosen haben sich hierbei beteiligt. Viele der Gefangenen sind buchs
lich verhungert. Auch habe ich gesehen, wie die überlebenden Gefange
dreimal täglich mit Gummiknüppeln geschlagen wurden; ungefähr je
mal 15 Schläge. Mehrere der Schwerverwundeten, die ebenso geschla
wurden, sind hierbei gestorben. Vier Sanitäter, die zwei Tote aus der
lung den deutschen Linien entgegentrugen, wurden von den Polen über
Haufen geschossen."

Weiterhin sagt er aus, wie ein Beamter der deutschen Apo (Abs
mungspolizei) in einem Keller zu Tode gemartert wurde, indem ihm
Zunge und die Finger abgeschnitten und die Augen ausgestochen wur
Verwundete Deutsche wurden grundsätzlich getötet. Er berichtet auch
Massenvergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen durch polni
Soldaten.[20]

Peter Pietzko, Hausbesitzer und Maurer in Klodnitz bei Kosel sagte
„Mein Sohn [...] wurde gegen 10 Uhr abends aus meiner Wohnung ge
und verhaftet. Am 26. Mai wurde er nach dem Ort Slawentzitz gebracht
zum Tode durch Erschießen verurteilt. Er wurde nach dem Rehpark gebr
und [...] nochmals gefragt: ‚Bist du Deutscher oder willst du zu Polen?
die Polen die Antwort bekamen: ‚Ich bin und bleibe deutsch!', wurden
von drei Nationalpolen Schuhe, Hose und Jacke ausgezogen, er blau
grün geschlagen, die Ohren abgehauen und mit einem Feldspaten der h
Kopf abgehackt. Nachher wurde er von dem Mörder oberflächlich ei
scharrt. Ich selbst habe ihn ausgegraben, erkannt und nach Kodnitz gebr
und hier begraben."[21]

Ein Zeuge aus der Industriestadt Hindenburg berichtet: „Ich habe wäh
meiner Haft gesehen, daß ein gewisser B. aus Janow auch dorthin [Gef

nis Rosdzin-Schoppinitz] in einem schrecklichen Zustand eingeliefert wurde. Er war derartig zerschlagen, daß ihm die Arme, die in Ketten steckten, vollständig zerbrochen am Körper herunterbaumelten, das linke Auge war ganz ausgeschlagen. So zerschlagen, wie er gebracht wurde, wurde er gegen die eiserne Zellentür geschleudert, so daß er besinnungslos liegenblieb. Ein zweiter deutscher Gefangener [...] wurde ebenfalls halbtot eingeliefert und in seiner Zelle so lange geschlagen, bis er tot war [...] Ein Doppelmörder namens Sowada aus Janow, Kr. Kattowitz, der von den deutschen Behörden gesucht wird, hat sich meiner Papiere bemächtigt [...] und reist jetzt auf meinem Namen [...] Ich kann angeben, daß die Aufstandsführer hauptsächlich reguläre polnische Militärpersonen [...] sind."

Die damals im sechsten Monat schwangere Straßenbahnschaffnersfrau Anna Nierobich aus Gleiwitz sagte aus: „Es schlugen immer mehrere Mann zu gleicher Zeit auf mich ein [...] Ich wurde besinnungslos. Dann wurde ich zu Fuß nach Mathesdorf geschafft. Auf dem Weg [...] wurde ich auf einem Kornfelde wiederum auf die Erde gelegt. Während mein Kopf und meine Füße festgehalten wurden, schlug die übrige Horde von ungefähr 15 Mann mit Gummiknüppeln und Ochsenziemern sowie Gewehrkolben auf mich ein. Ich verlor wiederum die Besinnung. In Mathesdorf wurde ich [...] an den Haaren gerissen, gestoßen und bespuckt sowie auch in den Leib getreten [...]" Durch glückliche Umstände kam Frau Nierobich schließlich nach Gleiwitz in das städtische Krankenhaus, wo sie ihr totes Kind gebar, das einen zertrümmerten Schädel und ein gebrochenes Rückgrat hatte.[22]

Daß die evangelischen Kirchen von den Polen zerstört wurden, war selbstverständlich, aber auch katholische Kirchen wurden, wenn sie deutschen Gemeinden gehörten, nicht verschont. In dem Dorf Ottmuth zum Beispiel wurde die neu erbaute Kirche in Brand gesteckt, der Pfarrer ermordet und der Friedhof total verwüstet. An die Friedhofsmauer schrieben die Polen: „Hier sind deutsche Schweine begraben. Deutschland muß krepieren. Hoch Polen!"

Der polnische Klerus unterstützte nicht nur diesen grausamen Kampf der Polen mit allen Mitteln, sondern beteiligte sich sogar persönlich daran. Schon beim zweiten „Aufstand" am 26. August 1920 hatte der polnische Pfarrer von Adelnau gefordert: „Alle Deutschen, die sich in Polen befinden, müssen aufgehängt werden." Daß polnische Priester mit dem Gewehr oder Knüppel in der Hand sich gemeinsam mit den Räubern und Mördern auf die Deutschen stürzten, geht eindeutig aus folgendem hervor: Der apostolische Kommissar für Oberschlesien, Monsignore Ogna Serra, sah sich genötigt, „die Störer des Friedens und der Ordnung öffentlich vor der ganzen Welt anzuklagen und zu brandmarken. Mit um so größerem Seelenschmerz erfüllt es uns, daß wir unter den Insurgenten sogar Männer sehen, die ohne Scham und eingedenk ihres heiligen Amtes als Priester der Kirche den Haß gegen ihre Brüder schürten oder die rechtmäßige kirchliche und staatliche Obrigkeit mißachteten oder sogar mit eigenen Händen, die doch mit dem heiligen Öle geweiht sind, die Waffen führten, Truppenkommandanten spielten oder zu Blutvergießen aufforderten. Mit Worten vermögen wir nicht auszudrücken, wie sehr wir

kraft unseres Amtes diese Taten bei jedermann, der sie begangen hat, verurteilen."

Von einer Bestrafung der priesterlichen Mörder war jedoch keine Rede, vielmehr erklärte der päpstliche Gesandte: „Das Urteil über sie alle überlassen wir Gott dem Gerechten […]" Den polnischen Klerus störte eine solche Zurechtweisung offenbar nicht im geringsten. Er hatte sich rückhaltlos dem Kampf Korfantys zur Verfügung gestellt. Ein Angehöriger der „Theologischen Sektion", die für die Durchführung der sogenannten Abstimmungspropaganda gebildet worden war, schrieb in der polnischen Zeitung *Polonia* vom 22. März 1926 (Nr. 81): „Während des dritten oberschlesischen Aufstandes erlebten wir die glanzvollsten Tage […] Da die deutsche Presse und die deutsche Geistlichkeit unserem Volk den Aufstand als ein schweres Verbrechen anlasten, stellt die polnische Geistlichkeit demgegenüber fest, daß sie den Aufstand als einen Heldenkampf um die teuersten Güter des Volkes, einen Kampf für die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes betrachtet, der natürlich mit Blutopfern verbunden ist […]"[23]

Die Proteste der Alliierten und auch des deutschen Geschäftsträgers in Warschau wies die polnische Regierung heuchlerisch zurück, da sie mit den „eigenmächtigen Handlungen Korfantys" nichts zu tun habe. Deutschland durfte keine Truppen einsetzen, da das als Kriegsführung ausgelegt worden wäre. Schließlich erlaubte der italienische General de Marinis, gegen den Widerstand der Franzosen, die Bildung eines deutschen Selbstschutzes. Sogleich strömten Freiwillige herbei, nicht nur aus Schlesien, sondern auch aus dem übrigen Reich. Wären diese tapferen Kämpfer nicht fortwährend von den Franzosen behindert, oftmals sogar zur Aufgabe ihrer Stellungen und zum Rückzug gezwungen worden, hätten sie die sogenannten polnischen Insurgenten in kurzer Zeit aus dem Land geworfen. So aber waren sie meistens zum Stellungskrieg gegen die an Zahl und Bewaffnung weit überlegenen Polen gezwungen.

Der Selbstschutz sah die wichtigste Aufgabe in der Rückeroberung der Höhen an der Oder mit der höchsten Erhebung Oberschlesiens, dem 385 Meter hohen Annaberg, von dem die Polen mit ihrer Artillerie das Odertal beherrschten. Obwohl ohne Artillerie und nur notdürftig mit Gewehren und wenig Munition ausgerüstet, erstürmten die deutschen Freiwilligen am 21. Mai 1921 das Höhengelände, rissen die polnische Front auf einer Breite von 25 Kilometern auf und befreiten 28 deutsche Dörfer vom polnischen Terror. Neben zahlreichen Gewehren und Maschinengewehren wurden sechs Geschütze erobert. Mit der Beute konnten die eigenen dürftigen Bestände aufgefüllt werden.

Bemerkenswert war die bedeutende Anzahl sogenannter Totschläger, die bei diesem Angriff bei den Polen gefunden wurden. Auf diese Mordwaffe waren die deutschen Kämpfer schon in einigen Einzelfällen gestoßen, doch nie in dieser Menge. Bei der Vernehmung der gefangenen Polen stellte sich heraus, daß diese Totschläger an gewisse Gruppen mit der Anweisung ausgegeben worden waren, Verwundete und gefangene Deutsche totzuschlagen. Es sei ausdrücklich befohlen worden, keine Gefangenen zu machen.

Bei diesen Totschlägern handelte es sich nicht um primitive selbstgefertig
te Schlaggegenstände, sondern um eine fabrikmäßig in Serienproduktio
hergestellte Waffe, die aus einem gedrechselten Holzgriff mit starker Hand
gelenkschlaufe bestand, in den eine 20 Zentimeter lange, stählerne Spiralfe
der eingelassen war. Am Ende der Stahlspirale befand sich eine Öse, an de
ein Morgenstern hing. Dieser bestand aus einem drei bis vier Zentimeter gro
ßen, massiven eiförmigen Stahlgußstück, das mit fünf eingegossenen, je 1
Millimeter langen, spitzen Dornen versehen war.

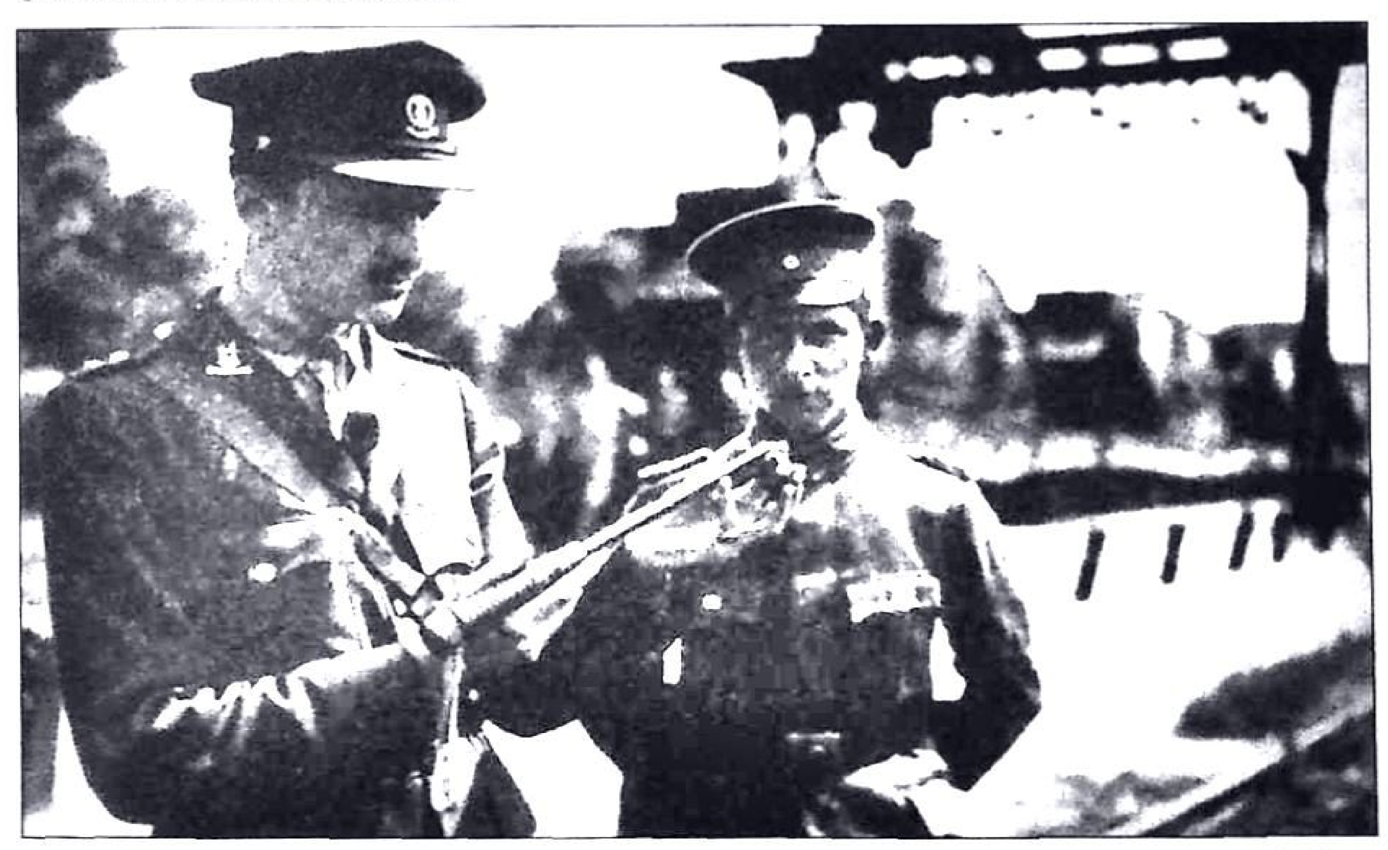
Korfanty erkannte, daß ganz Oberschlesien in wenigen Tagen in deutsche
Hand sein würde, wenn die Franzosen nicht schnellstens eingreifen würden
General Le Rond warf sogleich seine Truppen zwischen Deutsche und Polen
um jedes weitere deutsche Vordringen zu verhindern. Die Interalliierte Kom
mission beschloß, die „Ordnung" wieder selbst zu übernehmen und di
Kampfverbände beider Seiten aus dem Land zu entfernen. Diese Maßnahme
galt eigentlich nur für die deutschen Freikorps, um diese aber endgültig zu
beseitigen, mußten auch die Polen zustimmen, sich zumindest vorüberge
hend zurückzuziehen.

Sich dem französischen Druck beugend, verbot Reichspräsident Ebert am
24. Mai die deutschen Freiwilligenkorps. Die Grenze zum Reich wurde ab
geriegelt und damit jeder Nachschub unterbunden. Nun forderte Le Rond
die Räumung des Annaberges, was zunächst abgelehnt wurde. Aber am 4. Ju
ni erzwang er durch ein Ultimatum mit stärkster Gewaltandrohung die Räu
mung des ganzen Industriegebietes. Die Kämpfe zur Schaffung einer neu
tralen Zone zogen sich über den gesamten Monat Juni hin. Während Italie
ner und Engländer sich dabei neutral verhielten, griffen französische Truppen
wiederholt zugunsten der Polen in die Kämpfe ein.

Am 5. Juli 1921 mußte der deutsche Selbstschutz Oberschlesien verlassen
Er hatte insgesamt rund 300 Tote und 1.500 Verwundete zu beklagen. Einige
Historiker sind der Meinung, daß sein Einsatz, wenn auch nicht die Indu-
striezone, so doch den Teil Oberschlesiens rettete, der Deutschland belassen
wurde. An der Grenze warteten deutsche Polizeitruppen auf die Freischärler,
denen sie die Waffen abnahmen und die Verbände auflösten.

Nach langem Feilschen gab Englands Ministerpräsident Lloyd George, der
ganz Oberschlesien gemäß dem Abstimmungsergebnis bei Deutschland las-
sen wollte, dem Franzosen Briand nach. Oberschlesien wurde geteilt; etwa die
Hälfte der Einwohner und vier Fünftel des Hauptindustriegebietes von 3.221
Quadratkilometern mit 893.000 Einwohnern mußten Polen übergeben wer-
den. Deutschlands Appell an den Völkerbund wurde abgewiesen. Auch die-
ser Bund, der zur Erhaltung des Friedens und zur Beachtung des Völker-
rechts geschaffen worden war, vertrat offenbar den Standpunkt, daß Volks-
abstimmungen nur dann gelten, wenn sie das von den Siegern gewünschte
Ergebnis erbringen. Polen erhielt 80 Prozent der Kohlengruben, 60 Prozent der
Hochöfen, fast alle Eisenerz- und 80 Prozent der Zink- und Bleigruben. Von
der neuen Grenze wurden 24 Eisenbahnlinien und 45 Landstraßen durch-
schnitten. Eine weitere halbe Million deutscher Menschen war unter offen-
kundigem Rechtsbruch polnischer Willkür ausgeliefert worden.

Weit hinaus über die blutgetränkte Erde schaut der Annaberg. Diese höchste Erhebung Oberschlesiens wurde am 21. Mai 1921 von dem militärisch unterlegenen Selbstschutz zurückerobert.



Oberschlesien 1920: Ein englischer Offizier betrachtet prüfend den einem polnischen Aufständischen abgenommenen Totschläger.

Polen fordert noch mehr deutsches Land

Der Freistaat Danzig, über dessen Rechte der Völkerbund wachen sollte, hatte zwar seine eigene Flagge, Währung, Polizei-, Post- und Gerichtshoheit, aber Polen vertrat Danzigs Außenpolitik, verwaltete die Weichsel und alle Eisenbahnen und richtete einen Post-, Telegrafen- und Telefondienst in der Stadt ein. Dazu mußte Danzig sich der Zollhoheit Polens unterwerfen und seinen Hafen einem Ausschuß unterstellen, der zur Hälfte mit Polen besetzt war. Somit war Danzig nur dem Namen nach eine Freie Stadt.

Die Polen versuchten mit allen erdenklichen Schikanen und fortwährendem Druck Danzig, zumindest aber den Hafen, vollständig in ihre Hand zu bekommen. Als das nicht gelang, begannen sie 1923 das außerhalb des Freistaatgebiets gelegene Fischerdorf Gdingen mit französischem Kapital zu einem modernen Konkurrenzhafen auszubauen, um Danzigs Handel abzuwürgen. Dazu verlangte Polen die vor der Danziger Hafeneinfahrt liegende Landzunge Westerplatte, einen beliebten Badestrand der Danziger. Trotz aller Proteste des Danziger Senats übergab der Völkerbundsrat am 14. März 1924 die Westerplatte den Polen. Die „Freie Stadt" mußte sich sogar gefallen lassen, daß ihr Badestrand zur Festung ausgebaut wurde und Danzig damit auch militärisch abgeriegelt war. Zum Unterhalt dieser Zwingburg auf eigenem Boden mußte Danzig drei Millionen Gulden (2.400.000 Mark) beitragen. Polens Absicht war es, die Wirtschaft Danzigs zu vernichten, so daß die Stadt schließlich selbst um Aufnahme ins polnische Reich bitten würde.

Nachdem die Überfälle auf Litauen, Rußland und Oberschlesien den Polen eine riesige Beute eingebracht hatten und von den Siegermächten akzeptiert worden waren, wurden ihre Forderungen auf Ostpreußen, Pommern und Schlesien immer lauter. Polens Ministerpräsident Grabski erklärte 1924, daß die Machtpolitik Polens sich entscheiden müsse, ob sie zuerst zur Ostsee oder nach der Ukraine und dem Schwarzen Meer vorgehen solle. Seine Überlegung war die folgende: „Entweder wir lenken die polnische Machtausdehnung gegen Rußland [...] oder aber wir setzen unsere ganze Kraft dafür ein, daß die ostpreußische Frage durch Polen im Sinne Polens entschieden werde [...] Ohne Zugang zum Dnjepr kann Polen bestehen. Aber ohne beständigen Zugang zum Meer kann es nicht bestehen."

Auch die Teilung Oberschlesiens, erklärte Grabski weiter, könne nur vorübergehend sein, und ganz Oberschlesien müsse zu Polen kommen. Er schloß seine Ausführungen: „Polens Bestand ist erst dann gesichert, wenn wir in dem unabwendbaren Krieg mit Deutschland siegen."[24]

Anläßlich der Lucarno-Konferenz forderte die polnische Zeitung *Gazeta Gdanska* am 9. Oktober 1925: „Polen muß darauf bestehen, daß es ohne Königsberg und ganz Ostpreußen nicht bestehen kann. Wir müssen jetzt in Lucarno verlangen, daß ganz Ostpreußen liquidiert wird [...] Dann wird es ja keinen Korridor mehr geben. Sollte dies nicht auf friedlichem Weg geschehen, dann gibt es ein zweites Grunwald [Schlacht bei Tannenberg 1410]."

Im Mai 1926 schrieb dasselbe Blatt: „Mit Rußland können wir uns leicht verständigen [...] während wir selbstverständlich unseren Marsch auf Stet-

tin und Königsberg richten. Polens natürliche Grenze im Westen ist die Oder, im Osten die mittlere und untere Düna. Darum lautet unsere Parole: Von Stettin bis Riga [...] Doch vorerst wollen wir Rußland nicht reizen, weil es Riga nicht für immer aufgeben möchte, es wird uns später ohnehin gehören. Darum heißt unsere Parole zunächst: Von Stettin bis Polangen [Nordende Ostpreußens]. Deutschland ist machtlos, England wird mit Rußland zu tun haben, und wir werden mit Hilfe Frankreichs freie Hand gegen Deutschland haben."

Auch im Programm des staatlich geförderten Westmarkenverbandes werden 1926 dieselben Grenzen gefordert. Polnische Landkarten dieser Zeit zeigen diese Westgrenze und die östliche an der Wolga. Der Verband der Legionäre verlangte: „Polen von der Oder bis zum Dnjepr, vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer." Für alle galt Danzig als polnische Stadt. Die polnische Geschichtsschreibung lehrt, daß Mitteldeutschland schon vor 3.000 Jahren von Polen bewohnt war und die Lausitzer Kultur slawisch, also polnisch, gewesen sei.

Für den mit immer schärferen Mitteln geführten Kampf gegen die nichtpolnischen Minderheiten errichteten die Polen 1926 zwei weitere Konzentrationslager, eines in Bereza-Kartuska, das als gefürchtetes Todeslager bekannt wurde, und das andere in Brest-Litowsk, in die 30.000 Menschen, hauptsächlich Deutsche und Ukrainer, eingesperrt wurden.

In seinem mit offizieller Druckerlaubnis des Bischofs von Kulm veröffentlichten Geschichtswerk fordert 1929 der Pfarrer und Professor Lukaszkiewicz: „Die Ostsee muß der Stützpunkt und das Schwarze Meer die Ergänzung der Großmachtstellung Polens werden [...] Christus und Polen von Meer zu Meer, das ist die Losung der Polen. Zuviel haben wir schon an die Deutschen, die Litauer und Juden verschenkt."

Die polnische Tageszeitung *Illustrowany Kurjer Codzienny* schrieb am 20. April 1929: „Hinweg mit den Deutschen hinter die natürliche Grenze, fort mit ihnen hinter die Oder!"

Anläßlich einer Feier in Thorn am 25. Januar 1930, zur Erinnerung an die zehn Jahre zuvor erfolgte Besitznahme Westpreußens, sagte der Führer der Christlich-Nationalen Partei, Dr. Bartoszewicz: „Wenn Danzig nicht Polen einverleibt wurde, wie es hätte geschehen sollen, so muß Polen alles daransetzen, daß dieser jetzige Zustand nur eine vorübergehende Periode ist [...] Wir haben aber noch eine andere Frage, die uns am meisten schmerzt, das ist die ostpreußische Frage [...] [haben wir] unser gutes Recht auf den Besitz dieser Gebiete nicht verloren."

Am 3. Oktober 1930 veröffentlichten die *Münchener Neuesten Nachrichten* folgenden Artikel aus der Warschauer Zeitschrift *Liga der Großmächte*: „Der Kampf zwischen Polen und Deutschland ist unausbleiblich. Wir müssen uns dazu systematisch vorbereiten. Unser Ziel ist ein neues Grunwald, aber diesmal ein Grunwald in den Vororten Berlins. Unser Ideal ist ein Polen mit der Oder und der Neiße als Grenze im Westen. Preußen muß für Polen zurückerobert werden, und zwar das Preußen an der Spree. In dem Krieg mit Deutschland wird es keine Gefangenen geben, und es wird weder für

menschliche noch kulturelle Gefühle Raum sein. Die Welt wird erzittern vor diesem Krieg. In die Reihen unserer Soldaten müssen wir übermenschlichen Opfersinn und den Geist unbarmherziger Rache und Grausamkeit tragen. Von heute ab werden wir jede Nummer dieses Blattes dem kommenden Grunwald in Berlin widmen."

Solche Zitate könnten noch seitenlang fortgesetzt werden. Ihr Inhalt ist immer der gleiche. Aus allen spricht die Selbstverständlichkeit, mit der Polen große Gebiete rein deutschen Landes fordert und sie sich gewaltsam anzueignen bekanntgibt. Bei jeder Gelegenheit wird Polens Besitzrecht auf diese Gebiete offen zum Ausdruck gebracht, wobei es sich nicht nur um Äußerungen einzelner fanatischer Politiker handelt. Polen verlangt eine weitere Teilung Deutschlands und bereitet sich auf den Raub neuer Provinzen vor, um sie zu beherrschen und auszubeuten.

Die ständige Bedrohung wurde besonders in dem vom Reich abgetrennten Ostpreußen empfunden. Alle befürchteten, daß Polen seine oft genug bekanntgegebene Absicht, Ostpreußen zu annektieren, auch durchführen werde. Die Menschen lebten in ständiger Furcht, vielleicht schon am nächsten Tag polnische Soldaten vor der Haustür zu sehen. Bei der dauernden Bedrohung entstand ein starkes Verlangen nach militärischem Schutz, der aber wegen der Entwaffnung Deutschlands nicht verfügbar war.

Heute mag es kaum glaubhaft erscheinen, daß Deutschland, das jahrelang die Heere der ganzen Welt von seiner Erde ferngehalten hatte, einen Angriff Polens fürchtete. Aber Deutschland war entwaffnet und wehrlos; es hatte keine schwere Artillerie, keine Panzer und keine Flugzeuge. Zudem stand die deutsche Wirtschaft vor dem totalen Zusammenbruch, und die inneren Kämpfe drohten jederzeit zum Bürgerkrieg auszuarten. Polen dagegen hatte 297.900 Mann unter Waffen und 3.200.000 ausgebildete Reservisten, dazu 730 schwere Geschütze, 290 Panzer und 1.000 Kriegsflugzeuge. Es war sicher die Besonnenheit des polnischen Marschalls Pilsudski, die Polen von dem Angriff auf Deutschland abhielt.

Kampf gegen das Deutschtum 1920 bis 1933

Um das äußerst hoch gesteckte Ziel zu erreichen, einen Staat mit mehr als 40 Prozent Nichtpolen einheitlich polnisch zu machen, schufen sich die Polen eine auf dieses Ziel ausgerichtete Gesetzgebung. Dabei gab es keine Schranken für die Willkür, und die Auslegung aller Gesetze und Verordnungen erfolgte auf höchst tendenziöse Weise. Polnische Zeitungen gestanden oft in eigenen Aufsätzen und bei Wiedergabe öffentlicher Reden ein, daß eine wichtige oder gar die wichtigste Aufgabe der Regierung darin bestehe, das „fremde Element" im polnischen Staat auszurotten.

Der Versailler Vertrag bestimmte, daß die Deutschen im nunmehr polnischen Gebiet innerhalb von zwei Jahren für die deutsche oder polnische Staatsbürgerschaft optieren konnten. Kein Deutscher sollte zum Heeresdienst eingezogen werden, bevor er nicht von seinem Optionsrecht Gebrauch



Polnischer Chauvinismus: Diese Karte polnischen Größenwahns wurde seit 1930 von dem halbamtlichen polnischen Westmarkenverband als Flugblatt verbreitet. Schon zu dieser Zeit sah Polen seine Grenzen unmittelbar vor Berlin…

nahmen, gab es nur wenige deutsche Priester. Sie wurden bespitzelt, mit Strafprozessen geplagt und aus ihren deutschen Gemeinden in rein polnische versetzt. Ungenügend besoldet, erhielten sie im Gegensatz zu ihren polnischen Kollegen keinerlei Zuschüsse. Keiner konnte in ein höheres Kirchenamt aufrücken. Der deutsche Gottesdienst wurde immer mehr eingeschränkt und durch polnischen ersetzt. So blieben die deutschen Katholiken schließlich fast ohne deutsche Seelsorger. Die wenigen, die es noch gab, wurden im September 1939 zum Teil in die Verschleppungsmärsche eingereiht und genauso wie alle anderen geschlagen.

Die polnische Staatsführung arbeitete mit der polnisch-katholischen Kirche stets eng zusammen. Der Einfluß der polnischen Geistlichen auf das polnische Volk war wie auch heute noch sehr groß. Da sie sich in erster Linie als Polen und dann erst als Priester betrachteten, spielte der polnische Klerus eine wesentliche, wenn nicht die entscheidende Rolle im Kampf gegen die Deutschen. In den dreißiger Jahren waren sonntägliche Kirchgänger durch die antideutsche Predigt oftmals so erregt, daß Jugendliche sich zusammenrotteten, um irgend etwas gegen die Deutschen zu unternehmen. Damit begannen manche der blutigen Ausschreitungen. Auch der zu trauriger Berühmtheit gelangte Bromberger Blutsonntag begann, als die Polen nach einem Sonntagsgottesdienst aus den Kirchen strömten.

Mit dem Agrarreformgesetz vom 28. Dezember 1925 schuf sich Polen ein neues Mittel, um die deutschen Eigentümer beliebig zu enteignen. Güter in überwiegend polnischen Gebieten sollten auf 400 Hektar, in überwiegend deutschen Gegenden auf 180 Hektar verkleinert werden. Obwohl das Gesetz als sozialpolitische Wirtschaftsmaßnahme getarnt war, zeigte sich schon im ersten Jahr sein eigentlicher Zweck. Von dem 1926 zur Aufteilung an polnische Bauern enteigneten Boden kamen 92 Prozent aus deutschem und nu acht Prozent aus polnischem Besitz. Die Zeitung *Gazeta Gdanska* lobte am 13 Juni 1926 das Gesetz entsprechend und forderte: „Alles Land, das noch im Besitz der Deutschen ist, muß den deutschen Händen entrissen werden." Jede Jahr, bis zum Ausbruch des Krieges, wurde dieses Schauspiel wiederholt. De deutsche Anteil der Enteignung stieg bis 98,7 Prozent. Von dem für die Agrarreform vorgesehenen Land waren am Ende noch 82 Prozent in polnische aber nur noch 18 Prozent in deutscher Hand. Die gezahlte Entschädigung entsprach selbstverständlich nicht annähernd dem tatsächlichen Wert. Eben so selbstverständlich war es, daß Deutsche von der Verteilung des Siedlungsbodens ausgeschlossen wurden.

Wirtschaftlich war es völlig unsinnig, die Ländereien der besonders produktiven deutschen Großbetriebe zu zerschlagen und das Land an leistungsunfähige polnische Kleinbauern aufzuteilen, die deutschen Bauern aber grundsätzlich auszuschließen. Die zerstörenden Folgen einer solche „Reform" zeigten sich in einem erheblichen Absinken der Hektarerträge un Schlachtviehaufzucht. (Eine ähnliche polnische Agrarpolitik machte späte nach 1945, aus dem landwirtschaftlichen Überschußgebiet Ostpreußen ei verarmtes Zuschußgebiet. Während zu Beginn der achtziger Jahre ein Land wirt in der Bundesrepublik 33 Menschen ernährte, brachte es ein polnische

Bauer nicht einmal auf acht.)

Jetzt, während der zwanzigjährigen polnischen Herrschaft, durften Deutsche weder ländlichen noch städtischen Grundbesitz käuflich erwerben, obwohl kein Gesetz dem entgegenstand. Dafür war zum Grunderwerb eine „Auflassungsgenehmigung" erforderlich, die, von ganz wenigen Einzelfällen abgesehen, an Deutsche nicht erteilt wurde. Bei allen Siedlungsgrundstücken aus deutscher Zeit übte der polnische Staat als Rechtsnachfolger des preußischen Staates ein Wiederkaufrecht aus, das eine Vererbung auf die Kinder unmöglich machte.

Ein Annullationsgesetz hob alle Pachtverträge der ehemaligen preußischen Staatsgüter auf, die nun der polnische Staat in Besitz genommen hatte. Auf diesen bis dahin hervorragend bewirtschafteten Gütern wurden polnische Zwangsverwalter eingesetzt, die keine landwirtschaftliche Ausbildung hatten und sich schamlos am Privateigentum des ehemaligen Pächters bereicherten.

Mit dieser „Annullation" mußte sich der Völkerbund und das Haager Schiedsgericht befassen, das die Unrechtmäßigkeit der Annullation feststellte. Trotzdem weigerte sich Polen, auch nur einen der rechtsgültigen Pachtverträge wieder anzuerkennen oder die Pächter zu entschädigen. Nach langwierigen politischen Manövern stimmte schließlich der polnische Vertreter zu, daß die Pächter als Ersatz wenigstens anderes Land kaufen könnten. Von den wenigen, die den Mut dazu aufbrachten, erlebten etliche, daß der polnische Staat beim Neuerwerb sein Vorkaufsrecht anwandte.

Besonders schwere Folgen hatten die polnischen Maßnahmen, um die deutsche Industrie Oberschlesiens in polnische Hände zu bringen. Auch hier wurden willkürlich erhöhte Steuern und ihre rücksichtslose Eintreibung angewandt. Besonders hart war der Kampf um den Arbeitsplatz. Immer wieder forderten Vereine und Gewerkschaften die Entlassung aller deutschen Arbeiter und Angestellten aus der Industrie und dem Bergbau. Das konnte allerdings erst geschehen, nachdem mit großer Mühe Ersatzkräfte herangebildet worden waren. Dann aber erzwang der Druck der Behörden die Entlassung der meisten Deutschen. Massenarbeitslosigkeit und Elend – Arbeiterfamilien wurden aus den Werkswohnungen einfach auf die Straße gesetzt – nahmen unvorstellbare Ausmaße an. Deutsche Arbeitslose erhielten nur in seltensten Ausnahmefällen Arbeitslosenunterstützung, und für sie gab es keine Aussicht, dort jemals wieder Arbeit zu finden. Ende 1938 gab es in der ausschließlich von Deutschen geschaffenen oberschlesischen Industrie fast keine deutschen Arbeiter und Angestellten mehr. Als der deutsche Volksbund versuchte, die deutschen Arbeitslosen durch Umschulung auf landwirtschaftliche Berufe vor dem Hunger zu bewahren, wurden die Führer des Volksbundes wegen unerlaubter Arbeitsvermittlung bestraft. In sozialer und wirtschaftlicher Beziehung war Polen der ungerechteste und rückständigste Staat Europas.

In den Städten standen den Polen noch mehr Mittel zur Verfügung, um in kurzer Zeit fast den gesamten deutschen Grundbesitz in polnische Hände zu überführen. Ihre Maßnahmen waren so erfolgreich, daß 1926 nur noch ein

Siebentel der früheren deutschen Stadtbevölkerung vorhanden war.

Im Minderheitenschutzvertrag hatte Polen den Deutschen ausdrücklich zugesichert, daß sie keinerlei Beschränkungen im Gebrauch der deutschen Sprache unterworfen sein würden und ihre Kinder in national getrennten staatlichen Schulen mit deutscher Unterrichtssprache erziehen dürften. Aber sogleich nach der Übernahme des Landes setzte der Kampf gegen die deutschen Schulen ein, der bis 1939 mit steigendem Nachdruck anhielt.

Das Schulwesen in Polen war, außer in einigen Städten und den Schulen der evangelischen deutschen Bevölkerung, erst vom zaristischen Rußland, von Österreich und von Preußen aufgebaut worden. Im alten Polen hatte es kein städtisches polnisches Bürgertum gegeben, und darum waren nur die dürftigen Kirchenschulen für den Adel und den Priesternachwuchs vorhanden gewesen. Am höchsten war der Kulturstand in den ehemals preußischen Gebieten aufgebaut worden, so daß es 1918 Analphabeten weder unter den Deutschen noch unter den Polen gab, was in der ganzen Geschichte des polnischen Volkes noch nie dagewesen war.

Die kulturellen Zustände in dem neuen Polen waren eigentlich schlechter als im Zarenreich, denn dort hatten die Russen russische, die Polen polnische und die Deutschen deutsche Schulen gehabt. Nun beseitigten die Polen das nichtpolnische Schulwesen, das viel älter als das polnische war, und versuchten, die nichtpolnischen Kinder durch die öffentlichen Schulen polnisch zu machen.

Zunächst wurden alle deutschen Lehrer, die nicht sofort die polnische Staatsbürgerschaft annahmen, ausgewiesen. Dann mußten alle Lehrkräfte ein Loyalitätszeugnis erwerben, wofür die deutschen Lehrer ihre Treue zum polnischen Staat nachzuweisen hatten. Bei allen unerwünschten Lehrern wurde der Beweis als nicht ausreichend erklärt, um das Zeugnis zu erwerben. Damit war nochmals ein großer Teil beseitigt. Um weitere deutsche Lehrer zu entlassen, kontrollierten Vertreter polnischer Behörden die deutschen Schulen, erklärten den Unterricht als nicht ausreichend und setzten die Lehrer auf die Straße.

In den wenigen verbliebenen deutschen Schulen wurden immer mehr Lehrfächer für den Unterricht in polnischer Sprache bestimmt. Selbstverständlich mußte den Kindern im Geschichtsunterricht die größenwahnsinnige polnische Auffassung vermittelt werden. Das deutsche Lehrmaterial wurde ständig überprüft. Deutsche Fibeln und Lesebücher wurden immer wieder für staatsgefährdend erklärt, eingezogen und vernichtet.

Deutsche Eltern wurden mit Entlassung, Kündigung der Wohnung und Boykottmaßnahmen aller Art bedroht. Der Druck, ihre Kinder in polnische Schulen zu schicken, machte bei deutschen Katholiken manchmal selbst vor dem Beichtstuhl nicht halt. Oft wurden einwandfreie Schulgebäude als baufällig oder unhygienisch eingestuft und geschlossen, für Neubauten zunächst eine Erlaubnis erteilt, dann aber, wenn der Bau begonnen hatte, wieder zurückgezogen.

Zu den vielen schikanösen Verordnungen zur Verhinderung des deutschen Unterrichts gehörte, daß nur in Gemeinden mit mindestens 40 schulpflichti-

gen deutschen Kindern Unterricht auf Deutsch erteilt werden durfte. War diese Zahl gegeben, wurde die Gemeinde oftmals geteilt und verschiedenen Schulbezirken zugeteilt, damit die Zahl unter 40 sank. Ein anderes Mittel war eine sogenannte Namensanalyse. Wurde der Name einer deutschen Familie als polnisch befunden, wurden die Eltern gezwungen, ihre Kinder auch in eine polnische Schule zu schicken.

In Oberschlesien wurde die Zulassung zur deutschen Schule von einer Sprachprüfung abhängig gemacht, die eine polnische Kommission vornahm, deren Mitglieder manchmal selbst kaum die deutsche Sprache beherrschten. Gegen die Entscheidung der Kommission gab es kein Rechtsmittel. Um den deutschen Lehrernachwuchs zu beschränken, wurden 1923 das Bromberger und 1926 das Graudenzer Lehrerseminar geschlossen.

Natürlich setzten sich die Deutschen, soweit das möglich war, zur Wehr und überschütteten den Völkerbund in Genf mit ihren berechtigten Klagen. Um hierfür ein Gegengewicht zu schaffen, übergaben die Polen dem Völkerbund im November 1931 eine mehrere hundert Seiten starke Beschwerde des „Verbandes der Polen in Deutschland". Demnach litten die Polen in Deutschland unter einem furchtbaren Terror und wurden auf allen Gebieten grausam unterdrückt. Jede einzelne der vorgebrachten Klagen war erlogen. Der Völkerbund mußte sich aber damit befassen, und ehe sich jede einzelne Klage als verdrehte und aufgebauschte Lächerlichkeit oder Lüge erwies, war längst der Eindruck entstanden, daß die polnische Minderheit in Deutschland weit mehr leiden müsse als die deutsche in Polen.

Während die Polen in Deutschland völlig unbehindert so viele Schulen errichteten, wie sie wollten, waren von den 2.000 deutschen Schulen in Posen und Westpreußen 1922 noch 1.485 vorhanden, 1924 noch 557, 1930 nur noch 260 und 1934 schließlich nur noch 152 – 7,5 Prozent der ursprünglichen Zahl. In Westpreußen gab es 1938 nur noch elf deutsche Schulen und 34 an polnische Schulen angegliederte deutsche Klassen. Obwohl sich die Polen in Deutschland in jeder Beziehung völlig frei entwickeln konnten, wurde Deutschland beim Völkerbund mit derartigen Lügen verleumdet und angeklagt. Aber das lenkte von der Unterdrückung der Deutschen in Polen ab und hatte damit voll und ganz seinen Zweck erfüllt.

Das Verhältnis aller Reichsregierungen der Weimarer Republik zu Polen blieb gespannt. Mehrere Abkommen regelten Transit- und Staatsbürgerrechtsprobleme, die durch die Abtretung der deutschen Gebiete entstanden waren. Doch als beim Abschluß der Locarno-Verträge im Jahre 1925, bei denen Deutschland die derzeitigen Westgrenzen anerkannte, ein gleicher Vertrag mit Polen vorgeschlagen wurde, lehnte Deutschland ab. Kein deutscher Politiker, ganz gleich welcher Partei, war bereit, die vom Versailler Diktat geschaffene Ostgrenze anzuerkennen; das bot erst 1938 Hitler den Polen an, die aber inzwischen bereits Landkarten mit ganz anderen Grenzverläufen zeichneten und noch viel mehr deutsches Land verlangten. Eine Anerkennung der gegenwärtigen Grenzen war genau das Gegenteil dessen, worauf sie hinarbeiteten.

Der blutige Terror gegen Leib und Leben der deutschen Volksgruppe, die

fenen Raubüberfälle mit Toten und Schwerverletzten, hörten nie ganz auf, ßen aber zeitweise nach, um dann wieder zu grauenhaften Höhepunkten nzusteigen. Der Kampf mit den behördlichen Schikanen, dem amtlichen ruck und den eigens dafür geschaffenen Gesetzen verminderte sich nie-nals, sondern wurde mit immer schärferen Mitteln bis zum Ende geführt. Durch die fortgesetzte Haßpropaganda war das polnische Volk bald so sehr ufgestachelt, daß es von einer Morddrohung bis zur Ausführung nicht mehr weit war. Aufrufe und Drohungen wie die des Heizers Diminski in der Zuckerfabrik Wierzchoslawice waren nicht selten: „Alle Deutschen müssen abgeschlachtet werden. Bald geht die Revolution los; dann wird allen Deutschen vom größten bis zum kleinsten die Gurgel durchgeschnitten [...] Berlin liegt noch auf polnischem Boden!"

Neben den nationalen Anschauungen – den „guten" Polen gehörte ja alles Land mindestens bis zur Mitte Deutschlands, das die „bösen" Deutschen ihnen geraubt hatten – war es auch der durch Fleiß und Intelligenz erworbene höhere Lebensstandard der Deutschen, der zudem Neid, Haß- und Rachegefühle bei den Polen erzeugte.

Ein Fundament zu diesem Haß auf alles Deutsche hatte schon Herder in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* gelegt. Darin stellte er die Slawen als das friedlichste Volk der Welt vor, das niemandem jemals etwas zuleide tat, sondern immer nur von den Deutschen unterdrückt wurde. Wenn solches sogar in den Schulbüchern gelehrt wurde, wie sollten dann die Kinder nicht schon mit einem Haßgefühl, zumindest aber mit einer starken Abneigung gegen alles Deutsche aufwachsen?

Ganz besonders vor Wahlen tobte sich der Haß auf die Deutschen aus. Dabei ging es darum, die Deutschen durch brutalen Terror so einzuschüchtern daß sie nicht wagen würden, am Wahltag ihre Häuser zu verlassen. Wahlversammlungen waren, wenn überhaupt möglich, lebensgefährlich. Jeden Gastwirt drohte Lizenzentzug, falls er es wagen sollte, Räume für eine deutsche Versammlung zu vermieten. Oft wurde Deutschen die Wahlberechtigung aberkannt, weil sie widerrechtlich verlangte zusätzliche Dokument nicht rechtzeitig beschaffen konnten. Wie gewohnt gab es bei diesem Wahlterror die blutigsten Opfer immer wieder in Oberschlesien.

Das geringste war, wenn den Deutschen die Fensterscheiben eingeworfe wurden. Ernster waren die Überfälle, bei denen der Deutsche blutend, hal tot und beraubt liegen blieb. Die Banden drangen in die Wohnungen, knü pelten die Leute nieder und schlugen alles kurz und klein. Selbst völlig u politische Zusammenkünfte, wie Theater- oder Filmvorführung, Skatabe oder Gesangvereinsübung, wurden oftmals überfallen und auseinanderg trieben, wobei es Verletzte und nicht selten auch Tote gab. Von 1922 bis 19 wurden in Ost-Oberschlesien im Durchschnitt jedes Jahr zwölf Sprengsto anschläge auf deutsche Versammlungen und die Häuser führender De scher durchgeführt.

Von den Wahlen in Rybnick am 15. Mai 1927 wird berichtet, daß schon nige Tage vor dem Wahltag führende Angehörige der deutschen Volksgr pe in der Stadt überfallen und zusammengeschlagen wurden. In das Haus

nes deutschen Zeitungsverlegers wurde eine Sprengladung geworfen; maskierte Banditen drangen in das Haus eines Kaufmanns und raubten einen erheblichen Geldbetrag. Am Wahltag wurden besonders die deutschen Zettelverteiler in brutalster Weise mißhandelt, so daß etliche schwerverletzt weggetragen werden mußten.

Die polnische Polizei griff nie zum Schutz der Deutschen ein. Zuweilen führte sie den Randalierern sogar die Opfer zu, denn bei den Polen handelte es sich ja um ehrbare, staatlich geförderte Organisationen, wie etwa der Westmarkenverband, die Veteranenvereinigung oder der Schützenverein, bei denen wohlbekannte Nachbarn, Freunde oder Verwandte der Polizisten mittaten. Gerichts- und Polizeibehörden verweigerten den Deutschen den einfachsten Rechtsschutz, den zivilisierte Staaten jedem Ausländer gewähren.

Die Anwendung des polnischen Strafrechts war weitestgehend auf die Verfolgung der Deutschen ausgerichtet. Alle führenden Deutschen standen unter der Bespitzelung der Behörden, wobei das Brief-, Fernsprech- und Telegrammgeheimnis rücksichtslos verletzt wurde. Auch völlig harmlose Nachrichten führten zur Hochverratsanklage und zu langjähriger Einkerkerung.

Ein Strafantrag gegen erkannte Täter wurde fast immer abgelehnt, „weil kein öffentliches Interesse vorhanden" sei. Kam es in seltenen Fällen zu einer Verhandlung, wurden die Täter freigesprochen, wozu es genügte, die Tat zu leugnen. Kam trotz alledem ein Urteil zustande, wurde es zur Bewährung ausgesetzt. Andere Urteile lauteten auf fünf Zloty Geldstrafe, in zwei Ausnahmefällen aber auf 14 Tage Gefängnis.

Ein typisches Beispiel polnischer Justiz sah so aus: Der Pole Schulik ermordete vorsätzlich den Deutschen Willi D. auf grauenvolle Weise. Der Vater von Willi D. erstattete Anzeige bei der polnischen Behörde. Schulik wurde festgenommen, zum Verhör gebracht, doch sofort mit der Begründung freigelassen, Schulik sei Familienvater und die Tötung des Willi D. eine ganz unbedeutende Sache.

In Oberschlesien war es der vom Staat geförderte „Verband der Aufständischen", der immer wieder mit den furchtbarsten Gewalttaten in Erscheinung trat, in der Provinz Posen das „Posener Ausrottungskomitee" und in anderen Landesteilen der Westmarkenverein (offiziell: „Polnische Vereinigung zum Schutz der Westmarken"), die im Kampf gegen das Deutschtum die führenden Rollen innehatten. Diese Vereine konnten ihre Macht und ihren Einfluß deshalb ausüben, weil ihnen durch hohe Staatsbeamte und Offiziere ein starker Rückhalt sicher war. Oftmals waren die Personen identisch. Staatliche und kommunale Geldmittel flossen offen in ihre Kassen. Sie wußten ihre Forderungen in Presse und Versammlungen sehr eindringlich zu erheben, und selbst ein Richter hütete sich, ein Urteil zu fällen, das diesen Vereinen nicht gefallen hätte.

Oberstleutnant Graham Seton Hutchison, ein Engländer, der 1921/22 zur britischen Besatzungstruppe in Oberschlesien gehört hatte und 1929 wieder dorthin reiste, um sich anzusehen, was aus dem Land geworden war,

schrieb in seinem Buch *Silesia Revisited 1929*: „Terror dieser Art ist nur möglich, weil die Behörden ihn dulden. Die Lässigkeit von Polizei und Behörden bei Verbrechen dieser Art beweisen, daß die deutsche Minderheit in Oberschlesien nicht einmal die allerelementarsten Rechte eines modernen Staates genießt, nämlich Schutz ihres Lebens und gleiche Behandlung vor dem Recht. Ziel dieses systematischen Terrors ist, die deutsche Minderheit auszurotten.

Die Behörden scheuen sich nicht, starken Druck auf Industrieunternehmen auszuüben, um die Entlassung von deutschen Technikern, Angestellten und Arbeitern zu erwirken. Es liegen Beweise vor, daß Stundungen von Steuerzahlungen, Stellung von Eisenbahnwagen und Beantwortung von Gesuchen an Regierungsstellen von der Entlassung der Deutschen abhängig gemacht werden. Es liegt etwas Heroisches in der Tatsache, daß die Deutschen in Oberschlesien sich unter diesen Umständen überhaupt behaupten können [...]

Die Schlesier sind, um des Versailler Vertrages willen, aus der Gemeinschaft eines Kulturvolkes ausgestoßen worden. Gequält und zerrissen, ohne öffentliche Mittel für ihre Bedürfnisse, mit einer Verwaltung, die einen besseren Banditentyp beschämen würde, bleiben die Schlesier das Opfer des Hasses und der Ungewißheit derjenigen, die den Versailler Vertrag diktierten."[25]

Es ist nicht möglich, hier die einzelnen Mord- und Terrorakte aufzuzählen. Die vielen tausend weiteren Beispiele unterscheiden sich nur in unwesentlichen Einzelheiten von den schon genannten. Es war immer dasselbe: unmenschliches Schlagen und Quälen der unglücklichen Opfer, das in vielen Fällen der Tod als Erlöser beendete.

Von den dreieinhalb Millionen Deutschen, die nach dem Ersten Weltkrieg unter polnische Herrschaft gekommen waren, registrierte die Volkszählung von 1931 nur noch 741.000. Die Deutschen selbst ermittelten 1931 noch 1.018.000 Deutsche in Polen. 277.000 hatten bei der Volkszählung nicht mehr gewagt, sich als Deutsche zu bekennen. Das Deutschtum hatte sich, seitdem es den Polen ausgeliefert worden war, um drei Viertel seines Bestandes vermindert. In einem Austreibungs- und Vernichtungsprozeß ohnegleichen war in etwas über zehn Jahren ein Volkstum bis auf ein Viertel ausgerottet worden, das der Träger der höchsten Kultur, des Wohlstandes, der wirtschaftlichen, technischen und geistigen Entwicklung gewesen war. Durch diese Politik beraubte sich Polen seiner besten Wirtschaftskräfte, denn der Reichtum eines Landes besteht nicht in toten Bodenschätzen und Ackerflächen, sondern vor allem in der Leistungskraft seiner Bewohner. Der Rückgang der Agrarerzeugung und des Bergbaus sowie die große Arbeitslosigkeit waren die Folge davon, daß der polnische Staat jenem Bevölkerungsteil die Produktionsmittel nahm, der sie geschaffen hatte und allein leistungsfähig zu nutzen verstand. So sanken die Hektarerträge in Posen / Westpreußen etwa im Vergleich zur Durchschnittsleistung der Jahre 1908–1913 für Weizen um 17,5, für Roggen um 18,8 und die Schweineproduktion um 23 Prozent. Schon 1921 hatte der Schwede Niels Algard im *Swenska Dagbladet* gefragt, ob der neue polnische Staat das wertvolle Menschenmaterial wird entbehren können, das er

aus dem Land treibt.

Die vorgefundenen Werte in den ehemals preußischen Gebieten erlaubten Polen lange von dieser Substanz zu leben. Als sie erschöpft war, zeigte sich eine allgemeine Verarmung. In 20 Jahren war nicht etwa eine Angleichung des Lebensstandards der polnischen Gebiete an den der früheren preußischen erreicht worden, vielmehr waren die ehemals preußischen Landesteile auf das Niveau der polnischen Verhältnisse herabgesunken, und in den polnischen Regionen zündete mancher Bauer statt der Petroleumlampe wieder den Kienspan an.

Die Auswirkung des polnischen Terrors gegen das Deutschtum in Polen trat deutlich bei der Volkszählung von 1931 zutage. Von den 32.192.936 Einwohnern waren 22.206.076 (69 Prozent) polnischer und nur noch 741.095 (2,3 Prozent) deutscher Muttersprache, und zwar 598.898 Protestanten, 134.880 Katholiken, 6.803 Juden und 514 anderer Religionszugehörigkeit. Der Danziger St. Adalbertskalender des Jahrgangs 1932 schrieb in seinem Rückblick auf 1931: „In unserem Nachbarstaat Polen herrscht nach wie vor die rücksichtslose Diktatur Pilsudskis. Nicht nur die deutschen Minderheiten haben zahlreiche neue Leiden durchkosten müssen, sondern namentlich auch die Ukrainer, die von einem Terror heimgesucht wurden, der die ganze zivilisierte Welt aufschreien ließ. Der Völkerbund wurde sowohl mit dieser Klage wie mit einer Reihe von Klagen der deutschen Minderheit – besonders hinsichtlich des Wahlterrors, durch den allein 10.000 deutsche Wähler ihres Wahlrechts beraubt wurden – befaßt, ohne daß es aber zu einer durchgreifenden Besserung gekommen ist."[26]

Waren all diese Unterdrückungsmaßnahmen schlimm genug, so konnten sie sich nicht mit den grauenhaften Untaten messen, die in den Kellern der polnischen Polizei geschahen. Der damals bekannte politische Publizist Carl v. Ossietzky schrieb 1931 in seiner *Weltbühne*: „Alle, die in Opposition stehen, verfallen den gleichen barbarischen Behandlungsmethoden. Sie werden in Kerker gesteckt, die nicht menschenwürdig sind, sie werden geschlagen und Hungerqualen ausgesetzt. Untersuchungsrichter schrecken nicht vor Anwendung der Tortur zurück, Frauen werden in Polizeikammern bis aufs Blut gepeitscht [...]"

Die Ausrottung der Minderheiten in Polen war auch im Ausland bekannt. Der englische *Manchester Guardian* berichtete 1931 darüber: „Die Minderheiten in Polen sollen verschwinden [...] Diese Politik wird rücksichtslos vorwärtsgetrieben, ohne die geringste Beachtung der Weltmeinung, internationaler Verträge oder des Völkerbundes. Die Ukraine ist unter der polnischen Herrschaft zur Hölle geworden. Von Weißrußland ist dasselbe mit noch größerem Recht zu sagen [...] Es wäre langweilig, die Taten der Unterdrückung einzeln aufzuführen [...] der Bericht darüber würde von unmöglicher Länge sein. Aber gewisse Dinge können nicht unerwähnt bleiben, die zivilisierte Welt muß sie mit anhören, – nämlich die schrecklichen und unmenschlichen Barbareien in den polnischen Kerkern [...]"

Angesichts dieser Unterdrückung und Verfolgung wurde manche Idee der nationalsozialistischen Bewegung in Deutschland auch von der bedrängten deutschen Volksgruppe in Polen aufgenommen. Die Ursachen dafür dürften

nicht zu übersehen sein.

Polen und das nationalsozialistische Deutschland

Am 30. Januar 1933 ernannte Reichspräsident v. Hindenburg Adolf Hitler zum Reichskanzler. Polen hoffte, das als Anlaß zum Krieg nehmen zu können. Pilsudski war eigentlich kein Deutschenhasser, aber um Polens Größe willen war er bereit, Krieg gegen Deutschland zu führen, jedoch nur, wenn England und Frankreich Deutschland im Westen angreifen würden. Lord Vansittart unterstützte die polnischen Kriegspläne, soweit seine Machtmittel reichten. Der tschechische Gesandte Girsa berichtet am 10. Mai 1933 aus Warschau: „In polnischen Offizierskreisen herrscht die Ansicht vor, daß ein Krieg gegen Deutschland unvermeidlich ist. Höhere Offiziere, von denen diese Überzeugung ausgeht, sind der Ansicht, daß Polen aus diesem Krieg nur dann siegreich hervorgehen kann, wenn er jetzt geführt wird, wo Deutschland militärisch noch nicht vorbereitet und im Inneren von politischen Kämpfen zerrissen ist."

In England aber waren neben der Partei Vansittarts auch andere Stimmen zu hören. Churchill beispielsweise hatte am 24. November 1932 im Unterhaus gefordert: „Wenn die englische Regierung wirklich etwas für den Frieden tun will, dann muß sie für die Revision der Friedensverträge sorgen." England solle die Frage Danzigs und des Korridors aufrollen.

Bei einer Generalstabsbesprechung am 18. Mai 1933 in Paris erklärte der polnische Kriegsminister Kasprzycki: „Wir haben keine Grenzbefestigungen, denn wir beabsichtigen vom Beginn der Operationen an in Deutschland einzumarschieren." Der Historiker Ferdinand O. Miksche schrieb: „Vergeblich hoffte Polen damals [1933] auf Frankreichs Zustimmung". Der polnische Generalstab hatte neben Truppenzusammenziehungen und Reservisteneinberufungen auch schon die notwendigen Provokationen in die Wege geleitet. Unter anderen Maßnahmen nahm das polnische Kriegsschiff „Wilja" am 6. März vertragsbrüchig Truppenverstärkungen auf der Westerplatte vor. Pilsudski wollte aber keinesfalls allein marschieren. Zum Bedauern Vansittarts lehnte England jedoch eine Beteiligung ab, und ohne England wollte sich auch Frankreich nicht an einem Krieg gegen Deutschland beteiligen.[27]

Hatten sich bisher die über drei Millionen Juden in Polen gewissermaßen als Leidensgenossen der deutschen Volksgruppe betrachtet, trat im Frühjahr 1933 eine Änderung ein, die in der Terrorwelle dieser Zeit deutlich fühlbar wurde. Vielleicht hing die jetzt deutlich antideutsche Haltung vieler polnischer Juden mit der Kriegserklärung des Weltjudentums gegen das Deutsche Reich vom 12. März 1933 zusammen? Nach einem Aufruf des Westmarkenverbandes, der mit den Worten schloß: „Alle Deutschen sind aus Polen hinauszuwerfen, alle Deutschen sind zu vernichten!", begann das Wüten und Morden. In Lodsch wurden die Fenster des deutschen Konsulats eingeworfen, die Einrichtungen der beiden deutschen Zeitungen, *Lodscher Volksblatt* und *Freie Presse*, mitsamt den Druckmaschinen vollständig zerschlagen, das deutsche Gymnasium und deutsche Geschäfte demoliert und alle Deutschen, die der tobenden Menge in die Hände fielen, grausam zusammengeschlagen.

Auch dieses Mal hatten die Ostoberschlesier wieder am schwersten zu leiden. Überall verweigerte die Polizei den Deutschen jeden Schutz. Es blieb nicht bei dieser Terroraktion. Immer wieder gab es ähnliche Ausschreitungen mit Schwerverletzten und Toten.

Nachdem Hitler mehrmals seinen Wunsch nach einem friedlichen Verhältnis mit Polen bekundet hatte und zwischen Göring und Pilsudski ein freundschaftliches Verhältnis zustandegekommen war – Marschall Pilsudski lud Göring wiederholt zur Jagd nach Polen ein –, schlossen beide Staaten am 26. Januar 1934 den deutsch-polnischen Freundschafts- und Nichtangriffspakt. Hitler hatte deutlich klargestellt, daß er den polnischen Staat und seinen Wunsch nach einem Zugang zum Meer anerkenne, daß aber der durch den Versailler Vertrag geschaffene Zustand für Deutschland untragbar sei. Das Abkommen schließe keine Anerkennung der jetzigen Grenze ein, sondern im Gegenteil solle mit diesem Vertrag die Grundlage geschaffen werden, auch die Territorialfrage zu lösen. Die wichtigsten Bestimmungen des Vertrages lauteten: „Beide Regierungen wollen durch unmittelbare Verständigung eine neue Phase in den politischen Beziehungen zwischen Polen und Deutschland einleiten. Beide Regierungen erklären ihre Absicht, sich über alle Fragen, welcher Art sie auch sein mögen, unmittelbar zu verständigen […] Unter keinen Umständen werden sie zum Zweck der Austragung solcher Streitfragen zur Gewalt schreiten. Die Vertragsdauer wird auf zehn Jahre festgelegt."

Der Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Ernst v. Weizsäcker (der Vater des späteren Bundespräsidenten Richard v. Weizsäcker), schrieb dazu: „Ein solches deutsches Entgegenkommen verdient wahrhaftig Anerkennung […] Kein parlamentarischer Minister von 1920 bis 1933 hätte so weit gehen können."

Ganz besonders überrascht waren die Bewohner Ostpreußens, die nun glaubten, den Einmarsch der Polen nicht mehr befürchten zu müssen. Die Hoffnung, daß sich jetzt auch die Lage für die unter polnischer Herrschaft lebenden Deutschen bessern würde, erfüllte sich allerdings nicht. Der Kampf gegen das Deutschtum wurde trotz des Vertrages mit zunehmender Härte weitergeführt. Das Auswärtige Amt in Berlin wurde mit den Konsularberichten über diesen fortwährenden Terror förmlich überschüttet. Die rücksichtslose Durchführung des polnischen Planes zur Ausrottung der Minderheiten ließen alle Entscheidungen des Völkerbundes und des Haager Gerichts illusorisch erscheinen. Selbst wenn Polen verurteilt und zur Abstellung gewisser Vorgänge aufgefordert wurde, änderte sich nichts. In der Regel setzte eine Steigerung der beanstandeten Maßnahmen ein.

In Thorn zum Beispiel wurde die Versammlung der deutschen Vertrauensmänner für die Stadtverordneten überfallen. Sechs Polizisten führten dann die Deutschen in eine dunkle Seitengasse, wo sich die dort wartenden Polen auf sie stürzten. Mehr als zwölf wurden teils schwer verletzt, einer starb, ein anderer schwebte zum Zeitpunkt, als der Bericht gegeben wurde, in Lebensgefahr.

Deutsche Bauernhöfe wurden in Massen enteignet und weitere deutsche Schulen geschlossen. Durch tausendfach verfügte Ausweisungen und alle

anderen Methoden brutaler Unterdrückung wurden immer mehr Deutsche gezwungen, ihre Heimat zu verlassen. In den Archiven des Völkerbundes sollen noch heute 20 Kisten mit Beschwerden und Gesuchen der Deutschen aus jener Zeit lagern. Polen wurde so oft wegen Bruchs des Minderheitenschutzabkommens verurteilt, daß es sich schließlich am 13. September 1934 von diesem Abkommen einseitig lossagte.

Die Verpflichtung zum Minderheitenschutz war Polen als Bedingung dafür auferlegt worden, daß es 1919 große benachbarte Gebiete anderer Völker in sein Staatsgebiet hatte einbeziehen dürfen. Mit der Annulierung dieser Gegenleistung war auch die damit verbundene Festlegung der Staatsgrenzen aufgehoben. Polen hat jedoch diesen Vertrag zu keiner Zeit beachtet, weder gegenüber Deutschen noch Ukrainern, Weißrussen oder Juden. Das Schicksal dieser Menschen interessierte den Völkerbund offenbar überhaupt nicht.

Nur England protestierte gegen die rechtswidrige Aufhebung des Vertrages, und Frankreich schloß sich notgedrungen an. Die Polen konnten darüber wohl nur lächeln, denn die beiden Garantiemächte sowie der Völkerbund taten wie immer in solchen Fällen, außer wortreichen Reden und wirkungslosen Protesten – nichts.

Auch die Reichsregierung tat nichts, sie übersah alle Terrorakte der Polen und setzte ihre großzügige Freundschaftspolitik fort. Während beispielsweise dem Dresdner Streichquartett die Einreise nach Polen verweigert wurde und die Konzerte abgesagt werden mußten, wurde der polnische Tenor Jan Kiepura in Deutschland begeistert gefeiert und von Hitler in seiner Loge empfangen. Die polnische Oper „Halka" wurde in Berlin aufgeführt, das polnische Ballett Parnel machte drei Fahrten durch Deutschland, der polnische Chor Dana veranstaltete zwei große Konzertreisen. Dutzende polnische Pianisten, Sängerinnen und Sänger konnten in Deutschland auftreten. Ermlands Bischof Kaller predigte bei der jährlichen großen Wallfahrt in Dietrichswalde (Kr. Allenstein) in polnischer Sprache, obwohl jeder Angehörige der polnischen Minderheit Deutsch verstand, die große Masse der deutschen Wallfahrer aber kein Polnisch. Im Mai 1935 wurde in München mit großem Aufwand die polnische Kunstausstellung eröffnet.

In Polen tobten derweil antideutsche Demonstrationen, bei denen Deutsche zusammengeschlagen und ihre Wohnungen demoliert wurden. Deutsche Vereine wurden zur Auflösung gezwungen, deutsche Schulen geschlossen, das kulturelle Leben der deutschen Volksgruppe dem Verderben preisgegeben. Konsul v. Küchler aus Thorn meldete, daß ein Deutscher namens Groen totgeschlagen worden war. Sein Kollege in Posen meldete die Ermordung des deutschen Bauern Rudolf Rieck aus Neuhütte. In Lodsch zwangen die Polen das Publikum im Kinotheater Stylowy während des deutschen Films „Land der Liebe" zum Verlassen der Vorführung und schlugen vor dem Theater mit Latten, in denen Nägel steckten, auf die flüchtenden Menschen ein. Angesichts dieser Zustände fragte die in Bromberg erscheinende *Deutsche Rundschau*: „Wo bleibt die gegenseitige Verständigung?" Der Daseinskampf dieser Zeitung war typisch für die deutsche Presse in Polen. Von 1920 bis 1939 wurde sie 546mal beschlagnahmt und 872mal vor Gericht



17. März 1935: Mit der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht gibt Adolf Hitler dem deutschen Volk die Wehrfreiheit zurück.

zitiert. Ihre Schriftleiter wurden insgesamt zu sechs Jahren Gefängnis und zu Geldstrafen in Höhe von 62.750 Zloty verurteilt.

Und das, obwohl die deutschen Zeitungen in Polen eine außergewöhnlich wichtige Aufgabe zu erfüllen hatten. Sie machten die Deutschen mit dem Wortlaut und der Bedeutung der polnischen Gesetze und Verordnungen auf verständliche Weise bekannt und halfen durch Ratschläge, mit den polnischen Verhältnissen fertigzuwerden. Da sie aber auch über die ständigen Übergriffe polnischer Behörden berichteten, waren sie fortwährend polnischen Angriffen und Schikanen ausgesetzt.

Die Berichte des deutschen Botschafters Hans v. Moltke, daß der Kampf gegen die Deutschen in Polen seit dem Abschluß des Vertrages enorm verschärft worden sei, konnten die Reichsregierung nicht bewegen, ihre wohlwollende Haltung gegenüber Polen zu ändern. Die unterdrückten Deutschen im polnischen Staat fühlen sich verraten und im Stich gelassen.

Als Pilsudski am 12. Mai 1935 starb, drängten sich wieder jene Personen in die polnische Staatsführung, die den Krieg gegen Deutschland um jeden Preis wollten. Der Deutschenhasser Edward Rydz-Smigly wurde 1935 Generalinspekteur der polnischen Streitkräfte, 1936 Marschall und faktisch Polens Diktator. Die Maßnahmen zur Beseitigung der Deutschen wurden von den Behörden enorm verschärft. Der Freundschaftspakt hatte die Hoffnung genährt, daß die Probleme, die das Versailler Diktat dem deutsch-polnischen Verhältnis aufgebürdet hatte, bei gutem Willen durch verständnisvolle Verhandlungen gelöst werden könnten. Als aber Hitler dem polnischen Botschafter Lipski am 22. Mai 1935 den Vorschlag machte, die Abtrennung Ostpreußens durch den Bau einer gesonderten Eisenbahnlinie und einer Autobahn durch den Korridor zu beenden, ging Polen nicht darauf ein. Auch als im September 1935 der Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, Dr. Fritz Todt, bei seinem Besuch in Warschau diese berechtigte Bitte wiederholte, lehnte Polen jede Regelung des Korridorproblems grundsätzlich ab.

Während die deutsche Presse noch 1937 das deutsch-polnische Verhältnis im besten Licht darstellt, läßt die polnische ihrem Deutschenhaß freien Lauf. Auf Versammlungen wird laut die Forderung erhoben, Polens Grenze müsse nicht nur die Oder, sondern die Elbe sein, denn all das Land habe einst zu einem polnischen Großreich gehört. Berlin sei keine deutsche Stadt, sondern eine alte polnische Ansiedlung, deren germanisierte polnische Bewohner auf ihre Befreiung durch ihre polnischen Brüder warten, und Ostpreußen sei selbstverständlich urpolnisches Land.

Schließlich weist das Auswärtige Amt am 7. April 1937 den deutschen Gesandten v. Moltke an, bei der Warschauer Regierung zu protestieren, „daß in Reden, Resolutionen sowie durch Verwendung von Transparenten und Landkarten polnische Forderungen auf deutsche Gebiete erhoben worden sind [...] daß derartige Kundgebungen, unter Teilnahme hoher polnischer Beamter, die deutsch-polnischen Beziehungen stark belasten müßten [...]"

Wie schon so oft machten solche Protestnoten nicht den geringsten Eindruck auf die polnische Regierung; nichts änderte sich. Der erhoffte Aus-

gleich, zu dem der Verständigungsvertrag von 1934 geschaffen worden war, kam nicht zustande. Polen dachte nicht daran, den Kampf gegen die Deutschen in seinem Staat einzuschränken oder seine Forderungen nach mehr deutschem Land aufzugeben. Was Verträge für Polen bedeuteten, hatte die *Gazeta Warszawska* schon am 2. Februar 1929 deutlich erklärt: „Polen ist ein Staat, der es sich leisten kann, Verträge zu achten oder auch nicht zu achten."

Damit sprach das Blatt einen Staatsgrundsatz aus, der in Polen schon immer galt. Der Präsident des Liquidationsamtes, Prof. Dr. Winiarski, stellte fest: „Ein Vertrag ist kein Kopfkissen, auf dem man gut schläft, sondern eine mehr oder weniger günstige Grundlage für eine weitere Arbeit und weitere Anstrengungen zur Wahrung der Volksinteressen."[28]

In bezug auf den Minderheitenschutzvertrag hatte die polnische Zeitung *Glos Pomorski* schon 1923 geschrieben, der Völkerbund, der in Genf am grünen Tisch sitze, möge Rezepte zur Gesundung Europas schreiben, aber Polen empfinde die nationalen Minderheiten „wie ein Geschwür im Körper [...] Wenn wir dieses Geschwür mit unseren erprobten und einzig erfolgreichen Hausmitteln herausschneiden, kann das dem Völkerbund gefallen oder nicht gefallen. Er kann protestieren oder sich mit dem herausgeschnittenen Geschwür befassen."

Das Deutsche Reich, als Opfer der polnischen Überfälle und Annexionen von 1918 bis 1922, bemühte sich um eine Verständigung, während Polen mit dem Raub noch viel größerer deutscher Gebiete drohte. Während Deutschland immer neue Kompromißvorschläge machte, ging Polen immer schärfer gegen die dort lebenden Deutschen vor. Der letzte deutsche Großgrundbesitz wurde enteignet, im Gerichtsverkehr die deutsche Sprache verboten, die letzten deutschen Industriearbeiter und Angestellten wurden entlassen. In einigen Gegenden betrug ihre Arbeitslosigkeit 60 bis 80 Prozent. In Konitz wurden im Juli 1937 in einem Schauprozeß zahlreiche Deutsche zu langjährigen Haftstrafen verurteilt. Evangelische Geistliche wurden abgesetzt, ausgewiesen oder polnischen katholischen Kirchenoberen unterstellt.

Die Vernichtung der deutschen Volksgruppe zeigte sich auch deutlich an der Anzahl der Abgeordneten zum Sejm, dem polnischen Parlament. Bei den Wahlen 1922 waren die Deutschen noch mit 17 Abgeordneten vertreten gewesen, 1935 sank die Zahl auf fünf, 1936 auf zwei, und ab 1937 gab es keinen einzigen Vertreter der deutschen Volksgruppe mehr.

Nach langwierigen Verhandlungen stimmte Polen am 5. November 1937 schließlich einer „übereinstimmenden Erklärung" (keiner gemeinsamen) der deutschen und polnischen Regierung über den Schutz der Minderheiten zu, in der beide Staaten für sich erklärten, die Rechte der Minderheiten zu achten. Mehr konnte Deutschland trotz größter Bemühungen nicht erreichen. In Polen ändert sich trotzdem nicht das geringste. Schon sechs Tage danach, am Jahrestag der polnischen Unabhängigkeitserklärung, dem 11. November 1918, fanden in einigen Dörfern des Freistaates Danzig Feiern der polnischen Minderheit statt. Der anwesende Ministerpräsident Marian Chodacki erklärte dabei, daß dieses bald polnischer Boden sein werde. Am 22. November

937 demonstrierten mehrere hundert Polen vor dem deutschen Konsulat in Krakau und riefen in Sprechchören: „Nieder mit den Deutschen!" und „Es lebe das polnische Danzig!"

Um die in den ehemals preußischen Gebieten noch vorhandene deutsche Bevölkerung weiter zu reduzieren, hatten die Polen eine neue, besonders wirksame Maßnahme erdacht. Am 23. Dezember 1937 trat ein sogenanntes Grenzzonengesetz in Kraft. In einer sehr weit bemessenen Grenzregion (fast der ganze Korridor, der größte Teil der Provinz Posen und das ganze an Polen abgetretene Oberschlesien) wurde der Aufenthalt Deutscher stark beschränkt oder ganz verboten. In diesem Gebiet durfte deutscher Grundbesitz auch im Erbgang nicht mehr an Kinder übertragen werden. Da selbst die Beschäftigung von Arbeitern genehmigungspflichtig war, konnten deutsche Betriebe jederzeit durch die Entscheidung des Wojewoden zur Aufgabe ihrer Existenz gezwungen werden.

Die enormen Bodenverluste der deutschen Volksgruppe führten zur Verringerung der deutschen Kaufkraft und somit auch zur Verringerung der Arbeits- und Existenzmöglichkeiten deutscher Handwerker und Gewerbetreibender, was ganz im Sinne der polnischen Politik war.

Da von Hela aus die Danziger Bucht mit weittragender Artillerie beherrscht werden kann, begann Polen die Halbinsel zu einer Festung auszubauen. Im Winter 1937/38 mußten die deutschen Fischer von Hela, insgesamt über 600 Personen, ihre Wohnstätten verlassen, obwohl sie die polnische Staatsangehörigkeit besaßen. Trotzdem diese Vertreibung mitten im Winter erfolgte, wurde ihnen keine andere Unterkunft zugewiesen. Ohne Entschädigung zu erhalten, mußten sie schließlich nach Deutschland gehen. Die Rechnung war denkbar einfach: Trieb man sie aus ihren Häusern, möglichst im Winter, und gab ihnen nichts anderes, würden sie ins Reich abwandern, was sie schließlich auch taten.

In Warschau und Wilna gab es im März 1938 Demonstrationen, bei denen Polen das von Litauen 1923 annektierte deutsche Memelgebiet forderten. In diesem Jahr brachte Polen Briefmarken heraus, auf denen Danzig als polnische Stadt dargestellt war.

Während in Deutschland am 6. März 1938 den Polen das größte Theater Berlins für ihren „Polnischen Kongreß" zur Verfügung stand, zu dem über 3.000 Polen (viele aus Polen) zusammenkamen, wurden in Polen die Vereinsheime der Deutschen demoliert, geschlossen und enteignet, die Vereine aufgelöst und deren Vermögen beschlagnahmt. Nachdem im Korridorgebiet alle deutschen Schulen bis auf elf geschlossen worden waren, wurde der Weiterbau des deutschen Gymnasiums in Bromberg und die Eröffnung von drei Schulneubauten verboten.

Die allgemeine Arbeitslosigkeit im polnisch annektierten Oberschlesien betrug 16 Prozent, unter den Deutschen waren 60 bis 80 Prozent ohne Arbeit. Durch die Agrarreform war der deutsche Grundbesitz weitgehend enteignet worden. Obwohl 1938 von dem Land, das dieses Gesetz betraf, nur noch 20 Prozent in deutscher und 80 Prozent in polnischer Hand waren, wurden 1939 von den Deutschen 22.732, von den Polen aber nur 11.988 Hektar gefordert.

Gegen deutsche Bauern wurde ein sogenanntes „Wiederkaufrecht" angewandt, wobei sie ihren Besitz zu einem lächerlichen Preis „verkaufen" mußten. Willi Utecht aus Seehof zum Beispiel erhielt für seinen Hof 2,4 Prozent, Adolf Bleich in Lipiagora nur 0,5 Prozent des tatsächlichen Wertes.

Der deutsche Generalkonsul in Thorn berichtete am 25. Februar 1938: „Die letzte Veröffentlichung der Namensliste [zur Enteignung für die Agrarreform] wird hier für ein schweres Unglück angesehen. Die Stimmung unter den Deutschen ist infolgedessen hoffnungslos und verzweifelt. Sie wissen nicht ein und nicht aus [...] Die Entschädigung, die bezahlt wird, ist nichts weiter als eine Verschleierung der Wegnahme [...] Die Deutschen sehen mit Grauen und dem Gefühl absoluten Verlassenseins ihrem Untergang entgegen."[29]

Die praktische Durchführung der Agrarreform erfolgte in der Weise, daß im Februar jedes Jahres Listen der Ländereien veröffentlicht wurden, die zur Zwangsaufteilung im Kalenderjahr herangezogen wurden. Diese zeigten deutlich, daß dieses Gesetz zur Enteignung des deutschen Grundbesitzes geschaffen worden war, denn vor allem wurde der deutsche Boden im Korridor von dieser Enteignung betroffen. Hier sollte die Entdeutschung mit allen Mitteln betrieben werden, weil die ungerechtfertigte Zuteilung dieses Gebietes an Polen am offenkundigsten war.

Von 1919 bis 1939 wurden etwa 600.000 Hektar deutscher Grundbesitz enteignet und in polnischen Besitz überführt. Die gezahlten Entschädigungssummen beweisen, daß die Enteignung praktisch einem Raub deutschen Eigentums gleichkam. Bis zum August 1939 waren 84,2 Prozent des deutschen Grundbesitzes in Westpreußen enteignet worden.

Die Deutschen versuchten sich durch Eingaben an den Völkerbund, der durch den Minderheitenschutzvertrag zur Wahrung der Rechte der deutschen Volksgruppe vertraglich verpflichtet war, gegen die Enteignungen zu wehren. Wie immer wurden langwierige Debatten geführt, aber keine Abhilfe geschaffen.

Am 5. Oktober 1938 meldet der Thorner Konsul: „Die dauernden Bedrückungsmaßnahmen der polnischen Verwaltung, wie sie sich in den letzthin vorgenommenen Ausweisungen aus der Grenzzone, in der Schließung von Schulen usw. offenbarten, beweisen zur Genüge, daß hier für die Deutschen keine Bleibe mehr ist."

Im Januar 1939 berichtet er: „Angesichts dieser Verfolgung ist es nicht verwunderlich, daß sich der deutschen Bevölkerung eine verzweifelte Stimmung bemächtigt hat [...] Die Lage des Deutschtums hier hat sich trotz des vielfach betonten Verständigungswillens gegenüber früher wesentlich verschlechtert."

So hat Polen in all den Jahren, in denen Deutschland immer wieder versuchte, die Volkstumsfragen durch friedliche Verständigung zu lösen, seine Vernichtungspolitik nicht nur rücksichtslos weitergeführt, sondern enorm verschärft.

Die Sudetenkrise im Herbst 1938 nutzte Polen, um von der Tschechoslowakei neue Beute zu machen. Am 2. Oktober 1938 besetzten polnische Trup-

pen das reiche, hochentwickelte Industriegebiet Olsa mit einer Fläche von 902 Quadratkilometern und 227.500 Einwohnern, in dem ebensoviel Erz und Kohle gefördert wurde, wie in dem gesamten bisherigen Polen. Das Gebiet, das bis 1919 zu Österreich gehörte, hatte eine starke deutsche Volksgruppe, die sofort hart bekämpft wurde. Alle deutschen Schulen wurden sofort geschlossen, deutsche Betriebe polnischen Verwaltern unterstellt, die deutschen Arbeiter und Angestellten rücksichtslos entlassen und alle Rentenzahlungen an Deutsche eingestellt. Gierig nahmen die Polen den Reichtum in Besitz, der Pflichten gegenüber den Menschen, die diese Werte geschaffen hatten, entledigten sie sich durch radikale Rechtsbrüche.

Nach einer Meldung des Innenministeriums vom 5. November 1938 waren in den deutschen Flüchtlingslagern über 5.000 Deutsche aus dem Olsa-Gebiet aufgenommen worden. Dazu waren weitere Tausende über die Reichsgrenze gekommen, die nicht um Aufnahme in ein Flüchtlingslager ersucht hatten. Der täglichen Zugang betrug etwa 120 Personen. Nach 20jähriger tschechischer Herrschaft und Unterdrückung genügte ein Monat polnischen Terrors, um fast die Hälfte der Deutschen aus ihrer Heimat zu vertreiben. So waren auch hier wieder Tausende deutsche Existenzen vernichtet und Tausende deutsche Menschen polnischer Gewalt ausgeliefert worden.[30]

Von diesem großen „Sieg" berauscht, verschärfte sich jetzt in ganz Polen der Kampf gegen die Deutschen, so daß jede Nacht immer mehr ins Reich flohen. Zur Versorgung dieser unglücklichen Menschen mußten im Grenzgebiet weitere Flüchtlingslager mit Großküchen, ärztlicher Betreuung usw. eingerichtet werden.

Am 24. Oktober 1938 übergab der deutsche Außenminister Joachim v. Ribbentrop dem polnischen Botschafter Lipski einen 7-Punkte-Plan. Er wies darauf hin, daß mit Italien eine Verständigung unter Verzicht auf Südtirol, mit Frankreich unter Verzicht auf Elsaß-Lothringen erreicht wurde. Er hoffe, daß unter Verzicht auf Westpreußen, Ost-Oberschlesien und Posen auch mit Polen eine Beseitigung aller Reibungspunkte erreicht werden könne.

Mit der Hinnahme der Gebietsabtretungen im Norden und Westen des Reiches unterschied sich Hitler nicht von den Weimarer Politikern. Zum Verzicht auf das kerndeutsche Südtirol hatte sich jedoch kein Weimarer oder Wiener Politiker bereitgefunden. Vor allem England gegenüber verzichtete er auf Rückforderung der deutschen Kolonien, wogegen Reichspräsident Ebert noch ein Reichskolonialministerium geschaffen hatte, das den Rückerwerb der Kolonien vorbereiten sollte.

Als Hitler nun den Polen die Garantie ihrer Grenzen anbot, also auf Westpreußen, Posen und Ost-Oberschlesien verzichtete, war das unfaßbar, und er erschien nicht wenigen nationalgesinnten Deutschen als großer Verzichtler. Diesbezüglich stellte er die Weimarer Politiker sogar noch in den Schatten, denn er verzichtete auf geraubtes deutsches Land, wie es kein Politiker vor ihm gewagt hatte. Ein derartiger Verzicht hätte jeden Kanzler der Weimarer Republik unverzüglich aus seinem Amt gefegt.

Der deutsche Vorschlag lautete im einzelnen wie folgt:
1. Der Freistaat Danzig kehrt zum Deutschen Reich zurück.
2. Durch den Korridor wird eine exterritoriale, Deutschland gehörige Autobahn und eine zweigleisige Eisenbahnlinie gebaut.
3. Polen erhält im Danziger Gebiet ebenfalls eine solche exterritoriale Autobahn und Eisenbahnlinie.
4. Polen erhält eine Absatzgarantie für seine Waren im Danziger Gebiet.
5. Die beiden Nationen garantieren ihre gemeinsamen Grenzen.
6. Der Nichtangriffspakt von 1934 wird um zehn bis 25 Jahre verlängert.
7. Beide Länder fügen ihrem Vertrag eine Konsultationsklausel bei.

Dieses maßvolle deutsche Angebot lehnte Polen am 19. November 1938 schroff ab und deutete an, daß Polen eine Rückkehr Danzigs zum Deutschen Reich sofort mit Krieg beantworten würde.

Polen ist also zum Krieg entschlossen, nur weil eine deutsche Großstadt, die nicht zum polnischen Staat gehört, nach dem Wunsch der Bevölkerung wieder zum Deutschen Reich zurückkommen soll, von dem sie gegen ihren Willen 20 Jahre lang abgetrennt war. Bei einem Zusammentreffen Hitlers mit dem polnischen Außenminister Josef Beck am 5. Januar 1939 und bei weiteren Besprechungen der Außenminister und Botschafter bleibt Polen bei seiner kompromißlosen Ablehnung.

Der Propagandakrieg gegen das Deutsche Reich steigerte sich von 1938 ab in England und Polen zu einem bisher nie erreichten Ausmaß. Kein Tag verging mehr, an dem die Zeitungen beider Länder nichts Nachteiliges über Deutschland brachten und die Saat des Hasses ausstreuten. Meisterhaft wurde diese psychologische Kriegführung von London aus gelenkt.

Das schicksalsschwere Jahr 1939 beginnt

Der deutsche Volksanteil in Polen hatte sich bis 1939 weiter vermindert. Die deutsche Bevölkerung der Städte hatte sich leichter von ihrer gewohnten Umgebung und der Heimat trennen können als die seit Generationen mit ihrem Land verwachsenen Bauern. Die deutsche Stadtbevölkerung war um etwa 85 Prozent gesunken, von den deutschen Bauern hatten dagegen nur 55 Prozent Polen verlassen. Zum Beispiel war Bromberg von 77,4 auf 12,6 Prozent entdeutscht worden, Graudenz von 84,8 auf 10,6 Prozent, Thorn von 66 auf 5,7 Prozent. Inzwischen waren die Bestimmungen zum Verlassen Polens so weit verschärft worden, daß eine legale Auswanderung kaum noch möglich war.

Neben England und Frankreich, die Polen als „Schwert" gegen eine deutsche Vormachtstellung auf dem Kontinent ausersehen hatten, stand das mächtige Amerika des Präsidenten Roosevelt, der den Wirtschaftskrieg gegen das Deutsche Reich mit allen Mitteln unterstützte und ebenfalls Polen gegen Deutschland aufhetzte. Mit der Rückendeckung dieser stärksten Weltmächte betrachtete sich Polen ebenfalls schon als zukünftige Großmacht und fühlte sich bereits im Frühjahr 1939 in der Lage, Nachkriegspläne für das bald

besiegte Deutschland zu entwickeln. Warschauer Regierungskreise erörterten diese freimütig mit den englischen Diplomaten Gladwyn Jebb und William Strang, die zu „besonderen" Besprechungen in Polen weilten. Sie berichteten, daß Polen plane, Ostpreußen zu annektieren, da die deutsche Bevölkerung dort im Abnehmen sei und die ganze Provinz in Wirklichkeit sowieso polnisch sei, daß man Umsiedlungen vornehmen könne und daß Polen als junger und schnell wachsender Staat unbedingt eine seiner Bedeutung angemessene lange Küstenlinie haben müsse.

Besonders aufschlußreich über die politische Lage dieser Zeit sind die Berichte des polnischen Gesandten in den USA, Graf Jerzy Potocki. In seinem Bericht vom 12. Januar 1939 an das Warschauer Außenministerium schreibt er: „Die öffentliche Meinung drückt sich hier in steigendem Haß gegen Faschismus, gegen Hitler und alles was mit Nationalsozialismus zu tun hat aus. [...] Gegenwärtig wird den Amerikanern beigebracht zu glauben, daß Kanzler Hitler und der Nationalsozialismus das größte Übel und die größte Gefahr sind, die die Welt bedrohen [...] Den Amerikanern wird gesagt, daß der Friede in Europa nur an einem dünnen Faden hängt und daß Krieg unvermeidbar ist. Keine Mühe wird gescheut, um ihnen einzuhämmern, daß im Fall eines Weltkrieges die USA sich dabei aktiv für Freiheit, Demokratie und Menschenrechte beteiligen müssen."[31]

Dr. Bavendamm stellte fest, daß 1938/39 nicht Hitler, sondern Roosevelt das Gesetz des Handelns erzwungen hatte und das internationale Geschehen beherrschte. Der deutsche Geschäftsträger in den USA, Thomsen, meldete am 27. März 1939, daß der „weltpolitische Führungsanspruch" des Präsidenten Roosevelt das Ziel habe, Deutschland mit allen Mitteln zu vernichten.

Mit dem Wiederaufstieg Deutschlands traten auch bei seinen Gegnern all jene Probleme wieder hervor, die sie zum Anzetteln des Ersten Weltkrieges veranlaßt hatten. England, Frankreich und die Vereinigten Staaten von Amerika waren dazu entschlossen, Deutschland nicht noch stärker werden zu lassen und suchten jetzt nur noch nach einer geeigneten Gelegenheit, oder führten sie herbei, um Deutschland zu zerschlagen – dieses Mal jedoch endgültig.

Diese Gelegenheit schien sich zu bieten, als der deutsche Außenminister von Ribbentrop am 21. März 1939 dem polnischen Botschafter Lipski gegenüber den Vorschlag vom Oktober des Vorjahres wiederholte, Danzig dem Reich wieder anzugliedern sowie eine Straße und eine Bahnlinie durch den Korridor zu bauen. Mit etwas Phantasie und entsprechender Propaganda konnte das als Bedrohung des Weltfriedens gedeutet werden. Polen verkündete daraufhin am 23. März auch prompt die Teilmobilisierung. Die Einberufung von drei Reservejahrgängen löste bei der polnischen Bevölkerung Jubel und Begeisterung aus. Bei einer Großkundgebung in Bromberg am 26. März riefen Sprechchöre: „Wir wollen Danzig, wir wollen Königsberg!" Am gleichen Tag, nach seiner Rückkehr aus Warschau, überreichte der polnische Botschafter die Antwortnote, mit der Polen die deutschen Vorschläge in einer Form ablehnte, die keine Kompromißlösung offenließ. Damit schien jede Möglichkeit, auf friedlichem Wege eine Verständigung und die lebenswichtige Ver

kehrsverbindung zwischen dem Reich und Ostpreußen herzustellen, erschöpft zu sein.

Durch geheime Hilfsversprechungen Roosevelts ermutigt[32] und unter dem Druck der einflußreichen und machtvollen Kreise, gibt die englische Regierung den Polen eine Blankovollmacht für ihr Verhalten gegenüber Deutschland. Für den Fall eines Krieges wird ihnen die Erfüllung ihrer Gebietsforderungen in Aussicht gestellt. Offiziell gibt der britische Premierminister Chamberlain am 31. März 1939 folgende Garantieerklärung für Polen bekannt: „Im Falle irgendeiner, die Unabhängigkeit Polens bedrohenden Aktion, bei der die polnische Regierung es als notwendig ansieht, mit ihren Streitkräften Widerstand zu leisten, hält sich die Regierung seiner Majestät für verpflichtet, der polnischen Regierung sofort alle in ihrer Macht stehende Unterstützung zu gewähren [...] Die französische Regierung nimmt in dieser Angelegenheit denselben Standpunkt ein."

Dieser Freibrief machte jeden weiteren Versuch einer friedlichen Verständigung zwischen Polen und Deutschland sinnlos. Polen stand nun vor der Erfüllung seiner kühnsten Wünsche und hatte es nicht mehr nötig, mit Deutschland zu reden. Da dieser Schritt Englands nicht im Interesse des englischen Volkes gefaßt sein konnte, war die Kritik dementsprechend heftig. Der britische Minister und Schriftsteller Alfred Duff Cooper argumentierte: „Niemals in der Geschichte hat England einer zweitrangigen Macht die Entscheidung darüber überlassen, ob Großbritannien in einen Krieg einzutreten habe oder nicht. Jetzt ist diese Entscheidung in die Hände von einigen Leuten gelegt, deren Namen in England unbekannt sind. Und diese Unbekannten können morgen die Entstehung des europäischen Krieges befehlen."

Sogar Churchill gab zu: „Niemand konnte daran zweifeln, daß dieses [die Garantieerklärung] aller menschlichen Voraussicht nach einen großen Krieg bedeutete, in den auch wir verwickelt werden mußten."

Einige Historiker glauben, daß ohne Englands Dazwischentreten eine vernünftige Regelung des Korridor-Problems zustandegekommen wäre. Dem widerspricht jedoch das Verhalten der Polen, die seit der Wiederherstellung ihres Staates immer wieder offen bekanntgaben, nach dem „unvermeidbaren Krieg gegen Deutschland" sich Ostpreußen, Pommern und Schlesien anzueignen. War auf solch einer Grundlage eine friedliche Lösung des Korridor-Problems überhaupt möglich?[33]

Die Forderung, von Meer zu Meer und von der Oder bis zum Dnjepr ein polnisches Großreich zu schaffen, war jedem Polen so fest eingeimpft worden, daß jede politische Handlung, die dieser Auffassung nicht entsprach, nur einem Aufschub gleichkam. Auch ein Übereinkommen über das Korridor-Problem wäre nur als ein vorübergehender Waffenstillstand angesehen worden.

Schon 1902, also lange vor der Wiederherstellung eines polnischen Staates, hatte Dmowski gepredigt: „Unsere Parole kann nur lauten: Wir oder ihr. Das ist ein Kampf um Leben und Tod, denn es ist kein Polen denkbar ohne Oberschlesien, ohne Posen und ohne Ostpreußen." Die bekannte Zeitung *Illustro-*

wany Kurjer Codzienny schrieb im April 1929: „Weg mit den Deutschen hinter die natürliche Grenze ... hinter die Oder!" Eine Schrift des polnischen Außenministeriums erklärte 1931, also immer noch einige Jahre vor Hitler, das Ziel der polnischen Außenpolitik sei eine Westgrenze an der Oder und Neiße. Die gleichen Forderungen wurden nach der Machtergreifung Hitlers bis zum Ausbruch des Krieges immer wieder erhoben. Eine Regelung des Korridor-Problems, ganz gleich welcher Art, hätte das polnische Streben nach diesem Ziel wohl kaum beeinflußt, geschweige denn beseitigt.

Wenn die Weltmacht England jetzt die Entscheidung für den Beginn eines großen Krieges in die Hände eines Staates wie Polen legte, kann das nur bedeuten, daß der Krieg zu diesem Zeitpunkt schon fest beschlossen war. So konnte der US-Botschafter in Paris, William C. Bullit dem amerikanischen Journalisten Karl v. Wiegand im April 1939 mit Gewißheit sagen, daß der Krieg in Europa eine beschlossene Sache sei. Auf Wiegands Einwand, daß am Ende Deutschland in die Arme des Bolschewismus getrieben werden würde, meinte Bullit: „Es werden nicht genug Deutsche übrig bleiben, die wert sind bolschewisiert zu werden." Für Polen hatte die Garantieerklärung eine kriegsherausfordernde Wirkung, die auch die letzten Bedenken gegen einen Krieg mit Deutschland beseitigte.

Sofort nach der britischen und französischen Garantieerklärung, die vom polnischen Volk bejubelt und gefeiert wurde, begann die schlimmste Leidenszeit der Deutschen in Polen. Eine wüste Hetze gegen Deutschland, verbunden mit einer sich beängstigend steigernden Verfolgung der Deutschen setzte ein. In den polnischen Zeitungen erschienen die bekannten polnischen Forderungen: Die Armee solle jetzt Danzig besetzen, in Ostpreußen, in Schlesien oder gleich in Berlin einmarschieren. Einige wollten die Westgrenze Polens an der Oder, andere an der Elbe sehen. An Hauswänden hingen Plakate mit der Aufschrift „Auf nach Berlin!" und ähnlichen Aufrufen. Die Garantieerklärung der Westmächte hatte die Polen in einen Siegesrausch versetzt; das Ziel ihres Strebens war in greifbare Nähe gerückt.

Der deutsche Generalkonsul Walther faßt die Gesamtlage am 31. März 1939 so zusammen: „Die deutschfeindliche Stimmungsmache hat jetzt, offenbar im Zusammenhang mit der politischen Lage [...] zu einer Entladung geführt. Die feindliche Haltung ist bis ins letzte Dorf vorgedrungen."

In Rawicz verkündete eine Flugschrift: „Weg mit den Deutschen! Wir brauchen in Polen keine Schwaben. Für sie ist in unserem Land kein Brot da. Die Deutschen sind schäbig wie von Räude verpestete Katzen. Die Deutschen sollen sich so schnell wie möglich wegscheren, sonst hauen wir ihnen die Rippen entzwei."

Bei Massenversammlungen ertönten neben den „Auf nach Berlin!"-Parolen immer wieder die Rufe nach Danzig und Königsberg. Solche Kundgebungen waren stets Anlaß, sich anschließend sofort auf Deutsche zu stürzen. Diese konnten froh sein, wenn dabei nur einige niedergeschlagen und beraubt wurden sowie Fenster ihrer Häuser und Kirchen eingeworfen wurden.

Der deutsche Konsul aus Danzig, v. Janson, meldet am 13. April, daß sich die deutschfeindlichen Ausschreitungen in Pommerellen erheblich verstärkt hätten. Etwa 100 Deutsche seien über die Grenze ins Danziger Gebiet geflüchtet und berichteten von lebensgefährlichen Terrorzuständen. Ortsfremde polnische Banden seien mit Lastwagen im Gebiet von Berent umhergefahren, hätten massenweise Bauernhöfe überfallen, die Anwesenden niedergeschlagen, beraubt und die Wohnungseinrichtungen zerschlagen. Die deutschen Bewohner seien so verängstigt, daß sie ihre Wertsachen vergraben hätten, sich am Tage nicht mehr auf die Straßen oder Felder wagten und die Nächte außerhalb der Gehöfte in irgendwelchen Verstecken verbrächten.

Die stetig länger werdenden Berichte der deutschen Konsuln führen immer die gleichen Gewalttaten auf: Überfall auf Lokal ... Deutscher schwer verletzt ... Polizei greift nicht ein ... Arzt stellt Verletzung von Niere und Leber durch Schläge fest ... fünf Deutsche schwer mißhandelt ... Polizei brachte den bewußtlos geschlagenen Deutschen ins Gefängnis und hat ihn noch nicht freigelassen ... alle Fensterscheiben wieder eingeschlagen ... überfallen und so schwer mißhandelt, daß ihm zwei Rippen gebrochen wurden ... mißhandelt, daß ihre Gesichter bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen waren ... Polizei weigerte sich, eine Anzeige über den Vorfall entgegenzunehmen ... und und und.

Mit der Verschlechterung der Lage für die Deutschen in Polen wird auch die politische Situation immer bedenklicher. Der britische Botschafter in Berlin, Neville Henderson, schreibt am 26. April 1939 an den britischen Außenminister, Lord Halifax: „Ein exterritorialer Durchgang durch den Korridor ist eine durchaus gerechte Regelung. Wenn Schottland von England durch einen irischen Korridor getrennt wäre, würden wir mindestens so viel fordern, wie Hitler jetzt verlangt."

Eine Verständigung lag aber nicht im Sinn derer, die die Politik faktisch lenkten. Darum bestärkte man Polen weiter in seiner Unnachgiebigkeit.

Am 27. April 1939 führte England die allgemeine Wehrpflicht ein. Da England noch nie im Frieden eine solche Maßnahme ergriffen hatte, kam dieses schon fast einer Kriegserklärung gleich. Hitler wußte mit nichts besserem auf diese Entwicklung zu reagieren, als das englische Flottenabkommen und den Freundschaftspakt mit Polen am 28. April 1939 zu kündigen.

Polens Botschafter Potocki berichtete zwei Tage später aus Washington über ein Gespräch mit dem vertrauten Berater Roosevelts, General Edwin M. Watson. Das Thema betraf das Verhalten Polens gegenüber Deutschland: „Roosevelt wünscht, so behauptet Watson, daß sich die polnische Regierung jedem Versuch Hitlers, eine friedliche Verständigung über die Danziger- und Korridorfrage zu erreichen, standhaft widersetzt. Sie soll sich auf keinen Fall zum Nachgeben verleiten lassen. Ich konnte Watson versichern, daß die polnische Regierung keine Absicht hat, einem Druck von seiten Hitlers nachzugeben, und keinen Zoll polnischer Herrschaft über ehemalige deutsche Gebiete aufgeben wird. Watson regte aber mit starkem Nachdruck an, daß Polen Feuer mit Feuer bekämpfen und Hitler offen herausfordern müsse [...]

Der Präsident hat vorgeschlagen, daß eine solche Provokation leicht von Polen herbeigeführt werden könnte [...]"[34]

Wenn der Krieg also schon im April 1939 sogar von den fernen Vereinigten Staaten von Amerika fest beschlossen war, ist es dann nicht völlig nebensächlich, ob die deutsche Wehrmacht am 1. September 1939 oder zu irgend einem anderen Zeitpunkt schließlich gegen Polen vorging und den Krieg auslöste?

Neue Terrorwellen und Kriegsgeschrei

Die englische Garantieerklärung vom 31. März 1939 war ein Freibrief, mit dem sich Polen in seinem Verhalten gegenüber Deutschland und auch seinen volksdeutschen Einwohnern gegenüber keine Rücksicht mehr aufzuerlegen brauchte. Polen glaubte am Ziel seiner Bestrebungen zu stehen und ging nun mit aller Schärfe gegen die Deutschen vor. Presse und Rundfunk hetzten in einem nationalen Propagandafeldzug ohnegleichen die Bevölkerung auf. Immer wieder wurde gepredigt, daß im Kriegsfall „kein einheimischer Feind lebend entrinnen darf". Alle Polen wußten, daß damit die Deutschen gemeint waren. Auch die Deutschen hörten von einer geplanten Massenmordaktion, doch niemand wollte glauben, daß es so etwas im 20. Jahrhundert mitten in Europa unter den Augen der zivilisierten Welt geben könnte. Trotzdem dachten sie mit bedrückender Sorge an die Zukunft. Sie waren aber nun auf Gedeih und Verderb dem Schicksal, bzw. den Polen, ausgeliefert und konnten nichts mehr daran ändern. Es gab auch einige wohlmeinende Polen, die ihre deutschen Nachbarn warnten, daß im Kriegsfall Schreckliches geschehen würde; sie wußten offenbar mehr.

Die zunehmend länger werdenden Berichte der Konsuln zeigen, daß die Gewalttaten gegen die Deutschen zahlreicher und brutaler wurden. Seit April wurden massenweise deutsche Arbeiter entlassen, im Mai viele der noch vorhandenen deutschen Schulen geschlossen.

Generalkonsul Walther meldet am 4. April 1939 aus Posen: „In den letzten zehn Tagen wurden mehrere Mitglieder der deutschen Volksgruppe mißhandelt [...] Auf Mitglieder des Posaunenchors in Zerniki wurde von einer Gruppe junger Burschen geschossen [...] Die Volksdeutschen Thomas und Thiede aus Zabczyn wurden derart mit Steinen beworfen, daß sie ernstlich verletzt wurden [...] Bei zahlreichen Deutschen wurden die Fensterscheiben eingeworfen [es folgen die Ortsnamen]. Hier wurden außerdem die Geschäfte mit Teer besudelt [...] Im Kreis Wollstein wurden mit Hilfe der vom Westmarkenverband aufgestellten Posten die Polen beim Einkauf in deutschen Läden gehindert [...]"

Generalkonsul Nöldeke berichtet am 24. April 1939 aus Kattowitz: „Am 21. April abends drang ein größerer Trupp Polen, mit Latten und Knüppeln bewaffnet, in das Gebäude des Volksbundheimes ein, in dem die Mitglieder des deutschen Jugendvereins ihre übliche Singprobe abhielten. Es ist hierbei zu schweren Mißhandlungen gekommen [...] Bei der späteren Ver-

nehmung auf der Wache haben sich sogar Polizeibeamte an den Schmähungen beteiligt.

[...] Die Volksdeutschen Peter Kordys und Richard Mateja wurden in Begleitung ihrer Ehefrauen von einer starken Bande überfallen und in schwerster Weise mißhandelt [...] Mateja, der schwerverletzt liegenblieb, wurde in das Gerichtsgefängnis eingeliefert. Nach den eingezogenen Erkundigungen sollen die Verletzungen so schwer sein, daß sich die Polizei scheue, Mateja freizugeben [...] Am Eichendorff-Gymnasium in Königshütte wurden wieder die Scheiben eingeworfen. [Es folgt eine Anzahl weiterer Gewalttaten.]

In zahlreichen Versammlungen des Aufständischen- und Westmarkenverbandes ist deutlich ausgesprochen worden, daß das deutsche Element zurückgedrängt oder ganz ausgerottet werden müßte. Im Verfolg dieser Propaganda ist [...] die Lage der Deutschen sehr schwierig und gefährlich geworden."

Konsul v. Berchem in Lodsch berichtete über die Ausschreitungen am Samstag, dem 13., und Sonntag, dem 14. Mai, gegen die 3.000 Deutschen in der Industriestadt Tomaszow-Mazowiecki. Der „Verband der Polnischen Berufsverbände" hatte zu einer Demonstration gegen die Deutschen aufgerufen. Die durch Hetzreden aufgewiegelten Polen trieben alle deutschen Arbeiter aus den Fabriken und forderten ihre sofortige Entlassung, wozu sich die Firmen bereit erklären mußten. Die deutschen Geschäfte und die meisten Privatwohnungen wurden vollständig demoliert und viele Existenzen vernichtet. Eine Frau wurde totgeschlagen, dem Deutschen Schmiegel der Schädel gespalten, sein Sohn aus dem Fenster des zweiten Stockwerks geworfen und schwer verletzt. Vor der wild rasenden Volksmenge flüchteten die Deutschen auf das Land hinaus und wagten sich erst im Morgengrauen wieder zurück. Viele waren durch brutale Schläge und Messerstiche erheblich verletzt worden. Am Abend begannen die Ausschreitungen von neuem, und die Menge vernichtete alles deutsche Privateigentum, das am Tag zuvor noch heil geblieben war. Die Polizei tat nicht das geringste zum Schutz der Deutschen.

„Da zunächst kein Grund zu der Annahme besteht, daß die Terrorakte eingestellt werden, wird die Lage von den Deutschen als sehr ernst angesehen. In zunehmendem Maße entschließen sich diese zur Abwanderung und zum Verkauf ihres Grundeigentums", heißt es weiter.

Am 7. Juni schreibt v. Berchem: „Die Bedrohung der Deutschen mit Totschlag, Folterungen usw. sind zu täglichen Selbstverständlichkeiten geworden. Ebenso sind Beschädigung und Diebstahl deutschen Eigentums (Holzdiebstahl, Umlegen von Obstbäumen, Vergiften von Hunden usw.) an der Tagesordnung, ohne daß die Polizei auf die Anzeige der Geschädigten ernstliche Bemühungen [...] unternimmt."

Konsul v. Berchem berichtet weiter, daß viele Familien in Wäldern und Feldern übernachteten, da sie nächtliche Bandenüberfälle befürchteten. In manchen Dörfern sammelten sich nachts Frauen und Kinder an einem Ort, während die mit Heugabeln und Knüppeln bewaffneten Männer einen Wachdienst unterhielten. Bei der ständigen Bedrohung habe die Abwanderung

enorm zugenommen. Viele verkauften ihren Besitz zu lächerlichen Preisen, andere ließen einfach alles stehen und liegen, um nach Deutschland zu gelangen. Das ermuntere natürlich die Polen zur Fortsetzung des Terrors, da sie sich billig oder umsonst den Besitz der Deutschen aneignen können. Die Grenze würde aber jetzt immer schärfer bewacht, und Hunderte Deutsche säßen bereits wegen „illegaler Auswanderung" oder „unerlaubten Grenzübertritts" in polnischen Gefängnissen. Einige der Fliehenden würden wieder zurückgewiesen und stünden nun völlig mittellos da.

Konsul Seelos meldet am 15. Juli 1939 aus Lemberg: „Im Laufe des Monats Juni haben die polnischen Behörden scharfe Maßnahmen gegen die deutschen Organisationen durchgeführt. Wirtschaftlich wurden die Deutschen durch die Schließung zahlreicher deutscher Genossenschaften getroffen. Besonders brutal ist das Vorgehen der polnischen Polizei gegen die deutschen Organisationen [...] Die Führer der Ortsgruppen werden so lange mißhandelt, bis sie sich schriftlich zur Auflösung der Ortsgruppe verpflichten. Besonders grausamen Mißhandlungen war der Leiter der Ortsgruppe in Harazdze bei Luck ausgesetzt." Es folgen die Namen sechs weiterer Orte, in denen das gleiche geschah. Damit endet der Bericht des Konsuls.[35]

Im Juni wurden alle Jagdwaffen und Jagdscheine der Deutschen eingezogen. Sogar Förster mußten ihre Gewehre abgeben. Zahlreiche Haussuchungen verursachten eine starke Beunruhigung unter den Deutschen. Eine Anzahl von ihnen wurde wegen angeblicher staatsfeindlicher Äußerungen oder als Spione verhaftet.

Die Polen fühlten sich schon als Herren eines polnischen Großreiches. In Versammlungen wurde betont, daß Polen den Sieg über die Deutschen so gut wie in der Tasche habe. Vortragende Offiziere berichteten über die inneren deutschen Probleme. Die deutschen Soldaten seien unterernährt, ihre Panzer nur Attrappen. Die deutsche Bevölkerung erhalte auf ihre Lebensmittelkarten (die es noch gar nicht gab) völlig unzureichende Rationen. Speisefett werde aus Tierkadavern und Spülwasser hergestellt. Schon am ersten Tag des Krieges werde es eine Revolution geben. Franzosen und Engländer würden das Reich von Westen her besetzen, und die polnische Armee habe für den Marsch nach Berlin vier Tage vorgesehen. In diesem Vorgefühl des sicheren Sieges gab es eigentlich nichts weiter zu tun, als nur noch die „inneren Feinde", die Deutschen, auszurotten. Dazu rief auch der polnische Rundfunk zur Wachsamkeit gegenüber dem „inneren Feind", den deutschen Mitbürgern auf – also los, auf sie!

Bei einem kurzen Überblick über die Berichte der Konsuln prägen sich Satzfetzen wie diese ein: „Viktor Ortlieb aus Neu-Barkoschin auf der Straße halb totgeschlagen ... Gastwirt Anton Podschwa aus Trzynietz erschossen ... Die deutsche Schule und das Bethaus der Brüdergemeinde in Lodsch total demoliert, alle Gesangbücher und die Bibeln zerrissen ... Bei versuchter Flucht nach polnischem Überfall wurde der Deutsche Stühmer aus Neudorf totgeschlagen ... Robert Robotta in seiner Wohnung überfallen. Als die Tochter des Robotta vom Lebensmittelgeschäft Poloczek aus die Polizei anrufen wollte, ließ der Geschäftsinhaber das nicht zu, da die Polizei nur für Polen da sei ... Fr

Pawlik wurde geschlagen und von der Polizei bewußtlos in die Wohnung der Eltern getragen. Obwohl die Bewußtlosigkeit noch am nächsten Tag andauerte, wurde die Aufnahme in ein Krankenhaus verweigert ... Hermann und Emil Mathies aus Liebenwalde wurden in ihrer Wohnung überfallen und so geschlagen, daß dem einen mehrere Zähne ausgeschlagen und der Unterkiefer zertrümmert wurde ... Auf Danziger Hoheitsgebiet wurde der Fleischermeister Max Grübner aus einem polnischen Diplomatenauto erschossen, das dann auf polnisches Gebiet floh ..." und so weiter und so fort.

Im Juni wurden deutsche Sport-, Gesang-, Skat- und ähnliche Vereine teils verboten und ihre Gebäude enteignet, teils wurden die Führer auf der Polizeiwache so lange geschlagen, bis sie eine „freiwillige" Auflösung ihres Vereins unterschrieben. Ein deutsches Krankenhaus in Posen und die der deutschen Johanniter in Dirschau, Kolmar und Briesen wurden enteignet. Die deutschen Schwestern mußten noch am gleichen Tag die Gebäude verlassen. Alle sozialen Einrichtungen der Deutschen wurden vernichtet; ihre Häuser einfach polnischen Vereinen übergeben, darunter auch das neue von Deutschen erbaute Internat der Goethe-Schule in Graudenz und das deutsche Schülerheim in Bromberg.

Die Zulassung zum Studium zu polnischen Hochschulen war volksdeutschen Studenten schon immer erschwert und das Leben ihnen dort zur Hölle gemacht worden. Jetzt wurden sie gewaltsam am Betreten der Universitäten gehindert und mußten ihr Studium abbrechen. Polnische Gymnasiasten überfielen die Schüler der Thorner Dürerschule. Deutsche Kinder wurden auf dem Schulweg mit Steinen beworfen und blutig geschlagen. Eltern mußten ihre Kinder zur Schule begleiten und auch wieder abholen.

Ähnlich erging es evangelischen Kirchgängern. Gottesdienste wurden durch Horden randalierender Polen auseinandergetrieben. In Lodsch wurde ein Friedhofsgottesdienst am Himmelfahrtstag von einer tobenden polnischen Volksmenge auseinandergetrieben, wobei viele Deutsche geschlagen wurden. Pastor Julius Dietrich wurde mit schmutzigen Worten beschimpft und bedroht, so daß er den Gottesdienst nicht abhalten konnte. Der Friedhofsverwalter Alfred Kretschmer mußte ihn und mehrere Gemeindemitglieder auf Umwegen vom Friedhof führen, weil die Polen den Eingang besetzt hielten.

Bei einem späteren Begräbnis erfolgte wieder ein Überfall. Die Polen behaupteten, daß nicht Leichen, sondern Munition vergraben werde. Sie gruben frische Gräber wieder auf, wobei natürlich nichts Verdächtiges gefunden werden konnte.

Auch deutsche Katholiken wurden nicht verschont. Ihr Gottesdienst wurde einfach unterbrochen, wenn deutsche Lieder gesungen oder deutsche Gebete gesprochen wurden. Das Passauer Bistumsblatt vom 9. Juli 1939 schreibt darüber: „Der Haß der polnischen Chauvinisten gegen die deutsche Volksgruppe in Polen ist schon so weit gediehen, daß selbst das Gotteshaus vor deutschfeindlichen Ausschreitungen nicht verschont bleibt [...] Der Vatikan ließ den polnischen Episkopat wegen der fortgesetzten Beeinträchtigung der deutschen Katholiken zur Ordnung rufen."

Damit glaubte der Vatikan seiner Pflicht genügt zu haben, als ob sich d
polnische Klerus dadurch auch nur im geringsten beeinflussen ließe. Beso
ders deutlich zeigte sich der Einfluß der polnischen Geistlichkeit bei den G
richtsverfahren nach dem entsetzlichen „Bromberger Blutsonntag", bei d
nen eine Anzahl der Täter aussagte, von ihren Priestern aufgehetzt word
zu sein.

Die Überfälle auf Deutsche nahmen überall mit steigender Brutalität zu,
daß auch die Fluchtbewegung nach Deutschland enorm anstieg. Bei
scharfen Bewachung der Grenze endete jedoch die Flucht für viele in po
schen Gefängnissen. Wer sich der Festnahme durch Weglaufen zu entzieh
versuchte, wurde rücksichtslos niedergeschossen. Die Grenze war eine
deszone geworden.

Der deutsche Botschafter v. Moltke warnte die deutsche Regierung
dringlich, keine Vergeltungsmaßnahmen gegen die polnische Minderhe
Deutschland auszuüben, da sich die Polen dadurch keinesfalls von weite
Gewalttaten zurückhalten lassen würden. Sie würden im Gegenteil deuts
Repressalien als willkommenen Anlaß und als Rechtfertigung gegenü
dem Ausland benutzen, um noch viel schärfer gegen die Deutschen vo
gehen.

Das tun sie aber auch ohne besonderen Anlaß. Pfarrer Schenk in Hallk
zum Beispiel wird durch Steinwürfe schwer verletzt. Auf dem Friedhof N
laube werden die Grabmäler zerschlagen. In der Kirche in Rheinsberg
das Altarfenster zertrümmert. Etwa 100 deutsche Wirtschaftsgenossens
ten mit allem Besitz werden entschädigungslos enteignet. Der Vorsitz
der deutschen Minderheit im polnischen Parlament, Eugen Neumann,
durch Mord beseitigt. In vielen Orten werden alle Häuser der Deutsche
moliert, anderswo etliche niedergebrannt, die Bewohner dabei beraubt
schwer mißhandelt. Immer mehr verängstigte Deutsche verbringen
Nächte in Wäldern und anderen Verstecken.

Selbst wenn aus jedem Einzelfall nur ein Satz zitiert würde, könnten
einige Seiten gefüllt werden. Immer wieder heißt es: geschlagen, gesch
und beraubt, zum Krüppel geschlagen, blutig geschlagen, schwer ve
bewußtlos geschlagen, geschlagen, geschlagen und wieder geschlagen
allen Fällen sind Datum, Ort und Namen der Überfallenen, oftmals au
der polnischen Täter genannt. Beim Lesen der Berichte ist man über di
talität, ja den Sadismus der Polen erschüttert. Anscheinend gab es für s
größeres Vergnügen, als mit einem Knüppel auf wehrlose, unschuldige
schen einzuschlagen.

Anpöbeln und Beschimpfen, Einschlagen der Fenster in deutschen
sern, evangelischen Kirchen, Pfarrhäusern und Schulen, selbst in de
schen Botschaft in Warschau, sind jetzt alltägliche Vorkommnisse. Und
von neuem hören die Deutschen, daß sie beim Ausbruch des Krieges a
gebracht würden.

Während die Polen im Deutschen Reich in jeder Beziehung völlig u
ligt bleiben – in Wien zum Beispiel stellen sie am 19. Mai 1939 auf de
lenberg eine Gedenktafel für ihren Marschall Pilsudski mit polnisch

schrift auf –, meldet der deutsche Botschafter v. Moltke aus Warschau am 19. Juni 1939: „Die Lage der deutschen Volksgruppe hat sich in den letzten Wochen ganz wesentlich verschlechtert, und die Verhetzung hat Ausmaße angenommen, wie ich sie während meiner langjährigen Tätigkeit noch nicht habe beobachten können. Am 13. war Senator Hasbach bei dem Ministerpräsidenten, um noch einmal auf diesem Wege den Versuch zu machen, eine Besserung der Zustände herbeizuführen. Unmittelbar darauf erfolgte der bisher schwerste Schlag gegen das Deutschtum mit der Enteignung des Deutschen Hauses in Bromberg, der Schließung und Beschlagnahme des Deutschen Hauses in Lodsch, des evangelischen Vereinshauses in Posen und des Deutschen Hauses in Tarnowitz [...]"

Die bis jetzt noch bestehenden deutschen Einrichtungen wurden geschlossen, darunter sieben Krankenhäuser, fünf Kindergärten, acht Büchereien, alle Genossenschaften und deutschen Geschäfte. 221 Vereinshäuser nahm der polnische Staat entschädigungslos in Besitz. Vom 15. Juni bis 15. August 1939 wurden 756 Wohnungen demoliert, 127 Deutsche zu insgesamt 266 Monaten Gefängnis verurteilt, 157 aus Polen ausgewiesen, 394 mißhandelt, 108 schwer verletzt und zwölf ermordet.

Die polnische Zeitung *Dziennik Poznanski* zeigte am 26. Juni eine Karte mit Begründungen der historischen Gebietsansprüche, wie sie in Polen gelehrt wurden, sowie einer polnischen Westgrenze, die über Bremen, Hannover, Göttingen, Fulda, Würzburg und Erlangen verläuft. Eine Postkarte der Vereinigung polnischer Büchereien, die eine Landkarte mit einer ähnlichen Westgrenze Polens zeigte, war 1939 in großen Mengen im Umlauf. Der Oberbefehlshaber der polnischen Armee, Marschall Edward Rydz-Smigly, sprach besonders offen vor seinen Offizieren und sagte: „Wir wollen den Krieg mit Deutschland. Wir werden ihn bekommen. Deutschland wird ihn nicht verhindern können, auch wenn es das wollte." Bei einer nationalen Kundgebung am 29. Juni in Gdingen, an der etwa 3.000 Polen und mehrere polnische Minister teilnahmen, waren große Schilder mit der Aufschrift angebracht: „Danzig ist polnisch und wird polnisch bleiben!" Bei der großem Warschauer Truppenparade am Nationalfeiertag riefen die begeisterten Zuschauer: „Auf nach Danzig!" und: „Vorwärts nach Berlin!" Redner erklärten, daß die deutsche Forderung nach einer Verbindung nach Ostpreußen und der Rückkehr Danzigs zum Reich mit Krieg beantwortet werden müßte.[36]

Am 30. Juni 1939 wurde in Polen das Sondergesetz über den Kriegszustand erlassen. Dieses Gesetz hob die bürgerlichen Rechte auf und ordnete Sondermaßnahmen an, vor allem die „Überwachung und Internierung verdächtiger Personen für den Kriegsfall". Die systematische Erfassung aller Deutschen war die erste Maßnahme hierzu. Trotz anders lautender Gesetze waren die Deutschen schon immer mehr oder weniger vogelfrei gewesen. Nun war dieser Zustand auch gesetzmäßig hergestellt worden.

Der Versuch des Papstes Pius XII., die europäischen Staaten an den Verhandlungstisch zu bringen, um alle Probleme zu lösen, wurde sofort von Frankreich verurteilt und auch von England und Polen scharf abgewiesen. Ein sonderbares Verhalten, da sie doch angeblich den Frieden wollten. Trotz der

hysterischen Kriegsbegeisterung gab es in Polen auch warnende Stimmen. Valery Slawek, Mitautor der polnischen Verfassung, im Weltkrieg Führer der polnischen Militärorganisation und Freund Pilsudskis, erschoß sich aus Verzweiflung über die verderbliche Politik der polnischen Regierung, als Polens Außenminister Beck im April 1939 nach London fuhr. Der Staatssekretär im polnischen Außenministerium, Graf Jan Szembek, beurteilte die Lage am 6. Juli 1939 so: „Im Westen gibt es allerlei Elemente, die offen zum Krieg treiben: die Juden, die Großkapitalisten, die Rüstungsfabrikanten. Alle stehen heute vor einer glänzenden Konjunktur, denn sie haben einen Ort gefunden, den man in Brand stecken kann: Danzig und eine Nation, die bereit ist, Krieg zu führen: Polen. Die Zerstörung unseres Landes läßt sie gleichgültig, da später alles wieder aufgebaut werden müßte, würden sie auch daran verdienen."

In Bromberg schien sich die polnische Geistlichkeit besonders eifrig an der Hetze gegen alles Deutsche zu beteiligen. Von den Kanzeln wird sogar verkündet, daß die Tötung eines Deutschen angeblich keine Sünde und im voraus vergeben sei. Der Bericht des deutschen Botschafters v. Moltke vom 1. August 1939 enthält folgenden Absatz: „Der Klerus verkündet dem Volke, daß Polen vor einem heiligen Krieg gegen das deutsche Neuheidentum steht, und läßt sich an Chauvinismus kaum übertreffen. So wird berichtet, daß einzelne Geistliche auf dem flachen Lande schon Gottesdienste für den polnischen Sieg abhalten und erklärt haben, daß sie nicht für den Frieden beten können, da sie für den Krieg seien. Ein vom Kardinal angeordneter Bittgottesdienst für den Frieden wurde von den Geistlichen vielfach so umgestaltet, daß für den polnischen Sieg gebetet wurde."[37]

Bei der hysterischen Kriegspsychose, die das ganze polnische Volk erfaßt hatte, schien es fast wie ein Wunder, wenn in dieser Atmosphäre des Deutschenhasses eine Stimme der Vernunft zu vernehmen war. Die Warschauer Zeitung *Czas* wagte am 25. Juli 1939 auf die erlogenen Berichte über die Leiden der Polen in Deutschland folgendes zu erwidern. „Man muß objektiv feststellen, daß, wer durch Deutschland reist, keinerlei Anzeichen für eine grundsätzlich polenfresserische Einstellung antrifft. Die Eisenbahnbeamten zum Beispiel, die Grenzbeamten, die Zollbeamten und das Hotelpersonal begegnen den Reisenden aus Polen mit einer geradezu tadellosen Höflichkeit. Überhaupt werden ausländische Touristen in Deutschland mit aller Zuvorkommenheit behandelt."

Bei einer Rede Marschall Rydz-Smiglys auf einer Großkundgebung in Krakau am 4. August 1939 riefen erneut Sprechchöre: „Wir wollen Danzig, wir wollen Königsberg!" Um die polnische Begeisterung für den Krieg gegen Deutschland nicht erlahmen zu lassen, schickten die USA General MacArthur und England General Ironside nach Polen. Man wollte zeigen, daß Polen mächtige Verbündete hatte. Beide Generale lobten die angeblich hohe Schlagkraft der polnischen Armee. Zu weiteren Besprechungen reiste der polnische Oberbefehlshaber Rydz-Smigly nach Paris und Polens Außenminister Josef Beck nach London.

In Danzig fühlten sich polnische Zollbeamte schon als Herren der Stadt, und es kam zu Tätlichkeiten. Die Proteste des Danziger Senats beantwortete Polen

am 4. August mit einem anmaßenden und völkerrechtswidrigen Ultimatum. Darin hieß es, daß Polen die Lebensmitteleinfuhr nach Danzig sperren würde, wenn die Freie Stadt bis zum 5. August, 18 Uhr nicht die feste Zusage gäbe, daß sie sich künftig niemals mehr in die Tätigkeit der polnischen Zollbeamten einmischen werde. Polen drohte, den Freistaat auszuhungern, wenn er sich den polnischen Forderungen nicht bedingungslos beugen würde.

Auf Hitlers Rat nahm Danzig das Ultimatum an. Hätte er unbedingt Krieg haben wollen, hätte es genügt, den Danziger Senat zu veranlassen, den Anschluß der Stadt an das Deutsche Reich zu erklären. Das hätte eine militärische Reaktion der Polen ausgelöst, und der Krieg wäre ausgebrochen, ohne daß Deutschland den Anlaß dazu gegeben hätte. Das bestätigte auch die Warschauer Zeitung *Czas* vom 7. August 1939: „Die Geschütze sind auf Danzig gerichtet [...] Alle sollten wissen, daß diese Geschütze schießen, wenn die Behörden der Stadt [...] Polen vor irgendwelche vollendete Tatsachen stellen wollen."

Der britische Historiker A.J.P. Taylor schrieb in *Die Ursprünge des Zweiten Weltkrieges*: „Danzig war von den deutschen Beschwerden die berechtigste. Eine Stadt mit ausschließlich deutscher Bevölkerung, die ganz offenbar zum Reich zurückkehren wollte und die selbst Hitler nur mit Mühe zurückhielt. Auch die Lösung schien besonders leicht zu sein. Halifax wurde nie müde, anzuregen, daß Danzig, mit Sicherheiten für den polnischen Handel unter deutsche Oberhoheit zurückkehren sollte.

Auch Hitler wollte das. Die Zerstörung Polens war nie Teil seines ursprünglichen Plans gewesen. Im Gegenteil, er hatte die Danziger Frage so lösen wollen, daß Deutschland und Polen Freunde bleiben könnten."[38]

Im August erreichte der Terror gegen die Deutschen den Höhepunkt, der nur noch durch die Schreckenstage Anfang September übertroffen wurde. In einer großangelegten Verhaftungswelle wurden vor allem solche Deutschen festgenommen, die in höheren Positionen tätig gewesen waren oder solche noch innehatten. Beim Abtransport von etwa 30 dieser Verhafteten aus Bielitz auf einem Lastwagen schoß das polnische Begleitkommando in die zusammengedrängten Menschen, wobei acht tödlich getroffen und viele teils schwer verletzt wurden. Die letzten deutschen Arbeiter und Angestellten wurden Mitte August entlassen. Sie erhielten keine Arbeitslosenunterstützung, weil ihre Entlassungen „selbstverschuldet" waren.

Die deutschen Konsuln berichteten von Schließungen deutscher Zeitungen, Enteignungen, massenhaften Haussuchungen, Verhaftungen mit Folter, Brandstiftungen, Morden, Überfällen und verschärfter Sperrung der Grenze. Am 15. August stellte Polen den kleinen Grenzverkehr gänzlich ein. Immer mehr verängstigte Deutsche versuchten zu fliehen, wobei viele den Tod fanden. Nach Geflüchteten wurde eifrig gesucht. In all den Jahren ihrer Herrschaft hatten die Polen alle nur erdenklichen Mittel angewandt, um die Deutschen aus dem Land zu verjagen. Warum hielten sie jetzt die Fliehenden zurück – etwa um sie zu ermorden?

Die Verfolgung der Deutschen steigerte sich immer mehr. Wer von den besonders bedrohten Personen den Menschenjägern nicht durch die Flucht ent-

kommen konnte, wurde verhaftet, brutal geschlagen, gefoltert, verschleppt oder totgeschlagen. Schlagzeilen in deutschen Zeitungen lauteten: „Die Flut des Terrors steigt"; „Polnische Massenjagd auf Deutsche"; „Neue Opfer polnischen Terrors"; „Aus Besitz und Arbeit gejagt"; „Den Deutschen das Leben zur Hölle gemacht"; „Deutsche Mütter konnten nur ihre Kinder retten"; „Massenverschleppungen nach Innerpolen" usw.

Und doch hatte diese Deutschen in der Regel noch ein besseres Los getroffen als all jene, auf die sich die Polen in den ersten Septembertagen stürzten. Auf der deutschen Seite der Grenze wurden weitere Aufnahmelager eingerichtet, um die jede Nacht erschöpft eintreffenden Flüchtlinge aufzunehmen, die der polnischen Hölle entkommen waren. Bis zum 21. August hatten dort rund 70.000 Menschen Aufnahme gefunden. Auf Danziger Gebiet befanden sich 18.000 Flüchtlinge, Tausende weitere waren privat untergekommen. Wie lange hätte wohl ein anderes Land unter ähnlichen Umständen gewartet, ihren verfolgten Volksangehörigen mit militärischer Macht zu helfen? Dabei ist zu bedenken, daß diese unglücklichen Menschen nicht etwa in ein fremdes Land eingewandert waren, sondern daß ihre deutsche Heimat den Polen ausgeliefert worden war.

Roosevelt wußte, daß nur ein Angriff von deutscher Seite den US-Kongreß veranlassen würde, die Neutralitätsgesetze aufzuheben. Bei der polnischen Kriegsbegeisterung befürchtete er einen polnischen Angriff. Deshalb ließ er am 11. August dem polnischen Außenminister die Nachricht übermitteln, dafür zu sorgen, „daß die Geschichte nicht berichtet, der erste Akt der Aggression militärischer Art wäre von Polen ausgegangen". Roosevelt wollte mit dieser Warnung keineswegs den Frieden erhalten, sondern den Krieg in der geplanten Form herbeiführen, die ihm die Teilnahme daran erleichterte.

In Moskau tagten die Militärkommissionen der UdSSR, Englands und Frankreichs, um ein Militärbündnis zustande zu bringen. Laut Sitzungsprotokoll vom 15. August erklärte der britische Admiral Drax, daß alle britischen Geschwader sich im Kriegszustand befänden.

Der britische Botschafter in Berlin, N. Henderson, schrieb am 16. August an den Leiter der Zentralabteilung des Foreign Office: „Wenn ein Waffenstillstand erhalten werden soll – dies ist die letzte Hoffnung –, dann muß die Mißhandlung der deutschen Minderheit in Polen aufhören. Ich wünschte, daß einige englische Zeitungen Korrespondenten dorthin schicken würden, um sich und auch Sie zu informieren. Unsere Botschaft in Warschau weiß nichts darüber [...] Von allen Deutschen ist Hitler der gemäßigste, soweit es Danzig und den Korridor betrifft."

Offenbar wußte Henderson nicht, daß die Engländer über den Terror gegen die Deutschen nichts wissen sollten und darum alle Nachrichten darüber nicht zur Kenntnis genommen wurden. Die Warschauer *Depesza* forderte am 20. August 1939 nicht nur einen Krieg gegen Hitler, sondern gegen Deutschland, verbunden mit der Vision: „Deutsches Blut wird im kommenden Krieg in solchen Strömen fließen, wie es seit der Entstehung der Welt noch nicht gesehen worden ist."

Stalin erklärte in seiner bedeutsamen Rede vor dem Politbüro und den höchsten Offizieren der Roten Armee am Abend des 19. August 1939, daß die Entscheidung über Krieg oder Frieden in den Händen der sowjetischen Führung läge.

Am 23. August wurde der deutsch-sowjetische Wirtschafts- und Nichtangriffspakt geschlossen. In dem geheimen Zusatzprotokoll wurden die beiderseitigen Interessensphären abgegrenzt und die Teilung Polens vereinbart, die zwangsläufig zum Krieg führen mußte, den Stalin als wünschenswert bezeichnet hatte. Es handelte sich also nicht um einen einseitigen Entschluß Hitlers, einen Krieg auszulösen, sondern um ein von zwei Vertragspartnern vereinbartes Unternehmen, das auf Stalins Initiative erfolgt war. Der zweite Sekretär der deutschen Botschaft in Moskau, Hans Heinrich Herwarth, verriet den Vertrag, einschließlich des geheimen Zusatzprotokolls, unverzüglich seinem amerikanischen Kollegen Charles Bohlen. Schon am 24. August kannte Roosevelt alle Einzelheiten. Er informierte aber weder England und Frankreich, die vielleicht Polen zum Nachgeben gemahnt hätten, noch Polen selbst, das vielleicht doch noch eingelenkt hätte, um sein voraussehbares Ende zu verhindern.

Am 23. August 1939 wurde das fahrplanmäßige Verkehrsflugzeug Berlin – Danzig – Königsberg von Hela aus von polnischer Flak beschossen. Die Verkehrsmaschinen flogen nicht mehr durch die vorgeschriebenen Zonen über den Korridor, sondern machten den Umweg über die Ostsee. Am 24. August stellte Polen den Eisenbahnverkehr durch den Korridor ein. Die einzige Verbindung Ostpreußens mit dem Reich bestand jetzt nur noch über die Ostsee. Sämtliche Gütertransporte wurden eingestellt; der Aufkauf von Vieh und Agrarprodukten mußte in Ostpreußen eingestellt werden. Eine längere Dauer dieser Sperre hätte zu enormen Schwierigkeiten der Wirtschaft geführt.

Am 24. August wurde auf zwei weitere Maschinen auf dem Flug von Danzig nach Berlin geschossen. Der polnische Rundfunk sendete Hetzreden, in denen der baldige Vormarsch der polnischen Armee und das Ende Deutschlands angekündigt wurden. Fast täglich kam es zu ernsthaften Grenzverletzungen, wobei nicht nur polnische Banden und Milizverbände, sondern auch reguläre Truppen beteiligt waren. In einigen Fällen zogen sich die Polen erst nach längeren Nachtgefechten mit deutschen Grenzschutztruppen, unter Zurücklassung von Toten, über die Grenze zurück. Vertreter der ausländischen Presse erhielten Gelegenheit, das Kampffeld mit den Toten in polnischen Uniformen zu besichtigen und die Grenzbewohner sowie die am Gefecht beteiligten Grenzschutzleute zu befragen.

Zollämter und Polizeidienststellen meldeten unter anderem die Beschießung deutscher Zollbeamter, einen Feuerüberfall auf ein deutsches Zollhaus, die Sprengung eines deutschen Bahnwärterhäuschens, Schüsse über die Grenze auf fliehende Volksdeutsche, den Überfall auf eine deutsche Försterei, die Beschießung von Bauern bei der Feldarbeit. Der Augenzeuge Heinrich Julius Rotzoll berichtete: „Unser Artillerieregiment 57 wurde Mitte August 1939 aus Königsberg an die von Polen gefährdete Grenze bei Garnsee im Kreis Marienwerder verlegt. Die Arbeit auf den Feldern war in

diesem Raum schon seit Wochen zum Lebensrisiko geworden [...] Bis sieben Kilometer Tiefe in ostpreußisches Reichsgebiet fielen polnische Kavallerietrupps ein [...]"

Von diesen Überfällen, die anscheinend militärische Gegenmaßnahmen von deutscher Seite auslösen sollten, wird heute oftmals behauptet, daß sie von SS-Leuten in polnischen Uniformen durchgeführt wurden. Die gefallenen Polen seien in polnische Uniformen gesteckte und von der SS erschossene deutsche Konzentrationslagerinsassen gewesen. Bekanntlich ist die Wahrheit immer das erste Opfer des Krieges. In Anbetracht all der Gründe, die Polen für deutsche Gegenmaßnahmen lieferte, erscheint es völlig unverständlich, daß Deutschland noch selbst solche mit großer Mühe dazufabrizieren mußte. Schon die grausame Verfolgung der Deutschen in Polen, die nicht geleugnet werden kann, hätte für jedes Land der Welt ausgereicht, gegen Polen militärisch vorzugehen.

Der amerikanische Geschichtsprofessor David L. Hoggan stellte fest: „Polens Führung machte einen deutsch-polnischen Krieg unvermeidbar, indem sie eine permanente Krise herbeiführte und dann sich weigerte, über ihre Beilegung zu verhandeln."

Nach Bekanntwerden des Hitler-Stalin-Paktes schloß England mit Polen am 25. August 1939 einen Beistandsvertrag, um jede vielleicht doch noch vorhandene Verhandlungsbereitschaft Polens zu verhindern. Der Pakt bekräftigte nochmals Englands Verpflichtung zur Hilfeleistung für Polen.[39]

Das englisch-polnische Bündnis war ein revolutionäres Ereignis. Als die Engländer drei Jahre zuvor erstmalig in Friedenszeiten ein Bündnis mit einer kontinentalen Macht, und zwar mit Frankreich, geschlossen hatten, betonten sie, daß es einzigartig und streng auf die Verteidigung Westeuropas beschränkt bleiben müsse. Nun stürzten sie sich in ein Militärbündnis mit einem Land weit im Osten Europas, das noch vor kurzem nicht das Leben eines einzigen englischen Soldaten für wert erachtet hatte.

Englische Zeitungen wagten damals noch gegen eine solche Politik der englischen Regierung zu protestieren und schrieben Sätze wie diese: „Diejenigen, die einen Krieg wegen Danzig mit seiner deutschen Bevölkerung anfangen wollen, muß man als kriminelle Irre betrachten!" Oder: „Warum sollen junge Briten und Franzosen getötet und verstümmelt werden, um eine deutsche Stadt daran zu hindern, nach Deutschland zurückzukehren, um Polen zu erhalten, eine Nation von ungebildeten, meist analphabetischen Menschen, die von feudalen Großgrundbesitzern ausgebeutet und von einer militärischen Diktatur beherrscht werden?"[40]

Die Gewaltmaßnahmen gegen die Volksdeutschen nahmen jetzt barbarische Formen an. Am 28. August berichtet der Thorner Generalkonsul v. Küchler unter anderem über die Evakuierung der Deutschen aus Usdau und Umgebung (Gebiet Soldau): „Am vorigen Sonntag [...] wurde der größte Teil der Volksdeutschen wie eine Herde zusammengetrieben, und – da Fahrzeuge zum Abtransport nicht zur Verfügung standen – ins Innere des Landes in Marsch gesetzt. Wer infolge des hohen Marschtempos zurückblieb, wurde mit Kolbenschlägen angetrieben.

Eine schwangere Frau, die einfach nicht mehr weitermarschieren konnte, wurde von der Begleitmannschaft so schwer geschlagen, daß sie frühzeitig niederkam und dabei starb.

Eine andere Frau mußte ihr erst vierjähriges Töchterchen mitführen. Bei einigen Kolbenschlägen, mit denen die Frau und das Kind traktiert wurden, erhielt das Kind eine schwere Kopfwunde und konnte nicht mehr weiterlaufen. Die Mutter versuchte nun das Kind zu tragen, war dadurch jedoch im Marschieren so gehindert, daß sie das äußerst scharfe Tempo nicht mithalten konnte. Der Anführer entriß ihr daher kurzer Hand unter nicht wiederzugebenden Beschimpfungen das Kind und erschlug es […]"[41]

Diese unmenschlichen Grausamkeiten hörten sich unglaubhaft an, denn noch war kein Krieg und keine derartige Eile für eine Evakuierung von Zivilpersonen notwendig. Einige Tage später zeigten die Polen jedoch tausendfach, daß sie noch viel grausamer sein konnten. Inzwischen erfolgte der Aufmarsch der polnischen Armee.

Am 28. August schrieb der *Danziger Vorposten*: „Die starken polnischen Truppenzusammenziehungen an der Danzig-polnischen Grenze werden in den letzten Stunden in auffälliger Form fortgesetzt. Von den Polen sind, außer in der Korridorspitze gegen Danzig, drei weitere Hauptfronten aufgestellt worden, die sich gegen das Reich und gegen Ostpreußen richten […] Polen hat nach eigenen Meldungen bisher angeblich insgesamt zwei Millionen Truppen aufgestellt, wovon die Hauptmasse im Korridor stehen soll."

Die Zeitung warnt, daß bei der bekannten Disziplinlosigkeit der Polen damit gerechnet werden müsse, daß auch ohne Willen der obersten polnischen Heeresleitung ernsthafte Übergriffe auf deutsches Gebiet erfolgen können.

Um die Reichsregierung zu täuschen, schlägt England direkte deutsch-polnische Verhandlungen vor. Hitler willigt in die Entsendung einer polnischen Delegation nach Berlin ein, die am 30. August eintreffen soll. Nach Abschluß des deutsch-russischen Pakts glaubt die Reichsregierung in einer besseren Verhandlungsposition zu sein. In der Einkreisungsfront gegen Deutschland ist nicht nur eine große Lücke entstanden, sondern bei der Beteiligung der Sowjetunion an einer Aufteilung Polens müßte die englisch-französische Garantie, wie gegen Deutschland, so auch gegen die Sowjetunion, angewandt werden. Wenn aber die beiden Westmächte gegen Rußland nicht Krieg führen wollen – und das glaubt man –, dann würde die Garantie für Polen damit aufgehoben sein. Darum glaubt man jetzt sogar, nicht nur die Rückkehr Danzigs fordern, sondern auch über eine Volksabstimmung im Korridorgebiet verhandeln zu können, und arbeitet einen entsprechenden, 16 Punkte umfassenden Vorschlag aus.

Im Auswärtigen Amt wartet man aber bis Mitternacht vergebens auf die Unterhändler. Die polnische Regierung folgt lieber der Weisung des britischen Botschafters Kennard in Warschau, auf das deutsche Angebot keinesfalls einzugehen. Sie ordnet am 30. August nachmittags offiziell die Mobilmachung ihrer Streitkräfte an, die aber schon aufmarschiert sind, und sprengt die Dirschauer Weichselbrücke. Da Deutschland noch immer schweigt, wird der deutsche Konsul Schillinger in Krakau ermordet. Sein Di-

plomatenpaß und die damit garantierte Immunität werden in jedem Land der Welt respektiert, nur in Polen nicht. Ist das noch immer kein Krieg? Noch am 31. August telegraphiert der britische Botschafter Henderson aus Berlin nach London: „Wenn überhaupt ein echter Friede zwischen Polen und seinem mächtigen Nachbarn bestehen soll, müssen die Beschwerdegründe des letzteren, die nicht Herr Hitler geschaffen hat, sondern die nationale Beschwerdegründe sind, restlos beseitigt werden." Er schlägt die Rückkehr Danzigs, eine exterritoriale Verbindung zwischen dem Reich und Ostpreußen sowie eine Lösung des Minderheitenproblems vor, also genau das, was auch Hitler vorgeschlagen hatte.

Als auch der letzte Vermittlungsversuch des schwedischen Großindustriellen Birger Dahlerus fehlschlägt, bleibt der Reichsregierung nur die Wahl, entweder unter unzumutbarer Demütigung, die die Preisgabe Danzigs und die Vertreibung der letzten Deutschen aus dem ehemals deutschen Land in Polen bedeuten würde, zu kapitulieren oder um Deutschlands Lebensrechte zu kämpfen. Da Hitler durch den Vertrag mit Stalin den Rücken frei hat und nicht glaubt, daß England und Frankreich wegen Polen Krieg führen würden, tut er das, worauf seine Gegner seit langem hoffen. Ihre Politik, ihn als Angreifer zum Krieg zu zwingen, ist endlich geglückt. Am 1. September 1939 erklärt er in seiner Rede vor dem Reichstag: „Seit fünf Uhr fünfundvierzig wird jetzt zurückgeschossen." Die deutsche Wehrmacht marschiert in Polen ein, der Krieg, der sich später zum Zweiten Weltkrieg entwickeln soll, hat begonnen.

Wußte Hitler wirklich nicht, daß die Westmächte den Krieg nicht für Polen führten, sondern ganz andere Gründe hatten? Das sprach sogar der britische Premierminister Chamberlain ganz offen aus, als er am 3. Oktober 1939 im Unterhaus erklärte: „Polen ist zwar die direkte Gelegenheit zum Krieg gewesen, jedoch nicht die fundamentale Ursache dazu."

Um den Ersten Weltkrieg auszulösen, hatte ein Mord genügt. Für den Einmarsch der Franzosen ins Reich genügte eine etwas zu spät erfüllte Lieferung von Reparationsgütern. Noch geringer sind heutige Anlässe, um militärische Maßnahmen gegen andere Länder zu ergreifen. Der Anlaß für den deutsch-polnischen Krieg war ein gänzlich anderer. Jahrzehntelang hatten der deutsche Botschafter und die Konsuln jeden Monat über die dauernde Unterdrückung und die Gewalttaten gegen die deutsche Bevölkerung der ehemals deutschen Gebiete im jetzigen Polen berichtet. Bis zum Ausbruch des Krieges änderten sich weder die polnische Politik noch die deutschen Ziele. Deutschland wollte eine Revision des Versailler Diktats und eine vernünftige Lösung des Korridorproblems, Polen dagegen wollte noch mehr, noch viel mehr deutsches Land haben.

Der Korridor war unzählige Male als Ursache für einen eventuellen neuen Krieg bezeichnet worden und löste den Krieg schließlich auch aus. Wie kann Deutschland also der Alleinschuldige an diesem von Polen immer wieder angekündigten Krieg sein, wenn die Polen schon 1930 und lange davor, als noch niemand ahnte, daß Hitler an die Macht kommen würde, bei jeder Gelegenheit einen Krieg mit Deutschland als „unvermeidbar" erklärten?

In der Nacht vom 31. August auf den 1. September 1939, Punkt Mitternacht, gab der polnische Rundfunk bekannt, daß die polnische Armee bereits auf dem siegreichen Vormarsch auf Berlin sei und Ende der Woche dort sein würde. Die Deutschen gingen an allen Fronten in Unordnung zurück. Sollte das eine neue Herausforderung oder eine Kriegserklärung sein, weil Deutschland auf die Ermordung des deutschen Konsuls Schillinger in Krakau nicht reagiert hatte? Obwohl es schon seit Wochen jeden Tag Anlässe zum Zurückschießen gegeben hatte, wurde erst viereinhalb Stunden nach dieser fingierten Kriegsmeldung zurückge... – pardon: überfielen die Deutschen erst viereinhalb Stunden später die friedliebenden Polen.

Bekanntlich fielen die ersten Schüsse des Zweiten Weltkrieges auf Danziger Gebiet, und nicht auf polnischem, als am 1. September 1939 um 4.45 Uhr das alte im Hafenkanal liegende Schulschiff „Schleswig-Holstein" die Festungsanlagen der Westerplatte beschoß – denn alle Schüsse, die bisher von Polen auf Deutsche abgegeben worden waren, zählen in der Geschichtsschreibung der Siegermächte natürlich nicht.

Der US-Amerikaner Harry Elmer Barnes schrieb: „Seit Geburt, Tod und Wiederauferstehung Jesu Christi ist im Bereich der Dogmen, Lehrmeinungen und politischen Praxis für nichts ein so starkes Interesse gezeigt worden wie für die Anschuldigung, Hitler allein habe den Ausbruch des Krieges im September 1939 verschuldet."

Der Soziologe und Historiker, Professor in Worcester (Massachusetts) und an der Columbia Universität in New York, widmete sich unter anderem der Erforschung der Kriegsschuldfrage des Ersten und Zweiten Weltkrieges. Ist deshalb sein Name in dem maßgeblichen Nachschlagwerk der USA, der *Encyclopædia Britannica*, nicht aufgeführt? Ist er doch auch in den USA bekannter als Hunderte andere, die weniger geleistet haben, über die aber ausführlich berichtet wird.

„Wer aber die Alleinschuld Deutschlands am Zweiten Weltkrieg bezweifelt, zerstört die Grundlagen der Nachkriegspolitik", meint Professor Theodor Eschenburg. Womit er zweifellos recht haben dürfte.

Beginn der September-Massenmorde

Die Geschichte der europäischen Völker kannte außerhalb Polens bisher nichts, was mit der Grausamkeit der polnischen Morde an Deutschen zu vergleichen war. Erst im und nach dem Krieg traten auch andere Völker mit Polen in Wettbewerb und suchten einander sowohl in der Bestialität wie im Umfang solcher Massenverbrechen zu überbieten. Noch entsetzlicher als die Tatsache der Tötungen war die Art, wie sie ausgeführt wurden, waren die Qualen, die unschuldigen, wehrlosen Menschen zugefügt wurden.

Der bis zur Utopie übertriebene polnische Nationalismus hatte durch die planmäßige Volksverhetzung eine Mordpsychose geschaffen. Die britische Garantieerklärung stärkte den Polen nicht nur den Rücken, sondern reizte

sie direkt zu den entsetzlichen Greueltaten auf. Der Sieg war ihnen sich
auf wen oder was sollten sie noch Rücksicht nehmen?

Beim Beginn des Krieges tobte sich der Haß und die Mordlust der Polen
gen ihre deutschen Mitbürger auf eine so entsetzliche Art und in einem so g
ßen Umfang aus, wie es niemand für möglich gehalten hätte. Selbst die De
schen, die 20 Jahre unter polnischer Willkür ausgehalten hatten und A
schreitungen aller Art erlebt hatten, mußten feststellen, daß sie die Polen
her dennoch verkannt hatten. Ein unvorstellbarer Blutrausch erfaßte Sol
ten und Zivilisten, Männer, Frauen und Jugendliche. Alle Schichten der p
nischen Bevölkerung beteiligten sich an den Untaten, und selbst diejenig
die all die Jahre ohne Zwist mit ihren deutschen Nachbarn ausgekomm
waren, rührten keine Hand zu ihrem Schutz. Vielmals waren sie es, die
Mördern das Haus der Deutschen zeigten, oder sie stürzten sich sogar sel
mit einem Knüppel auf sie. Der Niedermetzelung der Deutschen lag nie
Rechtstitel zugrunde, ohne Grund wurden sie erschossen, erschlagen o
bestialisch zu Tode gequält.

Überraschend war das Benehmen der polnischen Soldaten. Selbst von e
ten Banditen erwartet man nicht derartig grauenhafte Untaten, wie sie
der polnischen Armee verübt wurden. Die meisten Mörder der Deutsch
waren nicht Zivilisten, sondern polnische Soldaten. In jedem zivilisier
Land der Welt ist die Armee die disziplinierteste Einrichtung, die obendr
den Gesetzen der Genfer Konvention untersteht. In Polen war es die bl
rünstigste Mordorganisation des Staates, die grundsätzlich kein Genfer
setz beachtete. Polnische Offiziere forderten ihre Soldaten nicht nur z
Schlagen und Morden wehrloser Zivilisten auf, sondern führten ihnen das
persönlich vor.

Von einer Armee, die derartig grauenhaft unter unbeteiligten Zivilist
Frauen und Kindern wütet, kann nicht erwartet werden, daß sie sich ihr
Gegner gegenüber ehrenhaft benimmt. So war es eigentlich selbstverstän
lich, daß auch die Kriegsgesetze nicht beachtet wurden und es vom ersten
des Krieges ab auf polnischer Seite Kriegsverbrechen gab. Da sich die Po
bei der kurzen Dauer des Krieges ständig auf dem Rückzug befanden, so
man meinen, daß sie kaum Gelegenheit dazu hatten. Um so erstaunlicher
die enorme Anzahl der Verbrechen. Grundsätzlich wurden alle notgelande
oder mit dem Fallschirm abgesprungenen deutschen Flieger gelyncht. Me
fach ist die Verwendung von Dumdumgeschossen bezeugt, einmal die A
wendung von Giftgas. Auf deutlich gekennzeichnete Sanitätsfahrzeuge u
unbewaffnete Sanitäter wurde rücksichtslos geschossen. Es hat wohl kaum
nen deutschen Soldaten gegeben, der eine Gefangennahme durch die Po
überlebte, es sei denn, daß es ihm gelang, vor der Ermordung zu entfliehe

Gefangene polnische Offiziere bestätigten, daß alle Truppenteile den Bef
erhalten hatten, immer nur zwei deutsche Gefangene am Leben zu lass
weil sie für Aussagen bei den Regimentsstäben gebraucht wurden; die üb
gen seien überflüssig und könnten sofort getötet werden.

Am 4. September 1939, gegen 18 Uhr traf im Waldgebiet nördlich der na
Bromberg gelegenen Ortschaft Krone eine umherstreifende Abteilung pol

scher Kavallerie, eine „Brigada Pomorska", auf eine deutsche Sanitätskompanie. Obwohl alle Fahrzeuge deutlich mit dem Roten Kreuz auf weißem Grund gekennzeichnet waren, das Sanitätspersonal die weißen Armbinden mit dem Roten Kreuz trug und entsprechend den Genfer Bestimmungen unbewaffnet war, der Führer der Kolonne die große weiße Fahne mit dem Roten Kreuz schwenkte, die zur Kennzeichnung des Truppenverbandplatzes dient, wurden alle von den Polen niedergeschossen. Auch die Verwundeten wurden von den Liegen der Sanitätswagen gezerrt und ermordet. Nur acht Mann der Kompanie konnten ins Unterholz entfliehen und überlebten.

Abgesehen von den aufgefundenen Toten beliefen sich die deutschen Verluste im Polenfeldzug auf 3.409 vermißte deutsche Soldaten. Unter normalen Umständen hätte man die Mehrzahl von diesen nach Beendigung der Kämpfe als Kriegsgefangene vorfinden müssen. Sie blieben aber verschwunden. Was mit ihnen geschehen war, illustrieren folgende zwei Beispiele:

Der Omnibus eines Regiment-Musikzuges traf auf der Straße nach Sagan bei dem Ort Stopnica unvermutet auf polnische Truppen. Nach kurzem Feuergefecht wurden die 33 Soldaten des Musikzuges und 16 weitere als Gefangene abgeführt und auch ihre Verwundeten mitgenommen. Nach etwa einer Stunde Marsch führte eine Eskorte von 50 bis 60 Mann die Gefangenen an eine Scheune und stellten sie in zwei Gliedern zum Erschießen auf. Unteroffizier Kurt Lemser sagte aus: „Kurz darauf schoß es auch schon. Da lief ich mit noch einigen anderen Kameraden im Schutz der Dämmerung davon. Die Polen schossen wie wild [...] auf uns Fliehende und auf die an der Scheune stehenden Kameraden. Mich haben sie nicht mehr getroffen [...]"

Der volksdeutsche Färbermeister Wilhelm Petrak aus Lodsch war als gedienter polnischer Artillerist einberufen worden. Seine Truppe fand an einem Feldweg zwischen Chelm und Rejowiec die Leichen von sechs ermordeten deutschen Soldaten. Diese waren gräßlich verstümmelt, vollständig ausgeraubt und hatten keine Erkennungsmarken. Die Mörder hatten den gefesselten Opfern den Mund fest zugestopft – mit Tabak, wie Petrak sagt –, so daß er bei allen Leichen weit aufgerissen war. Dazu hatten sie ihren Opfern Gewehrpatronen in die Nasenlöcher gesteckt, was bei allen zum Erstickungstod führte. Die polnischen Artilleristen begruben die Leichen.[42]

Es war ein von der polnischen Regierung geplanter und gründlich vorbereiteter Völkermord, an dem sich die Armee und die Masse des polnischen Volkes mit großer Begeisterung und unvorstellbarer Grausamkeit beteiligten. Nur das schnelle Vordringen der deutschen Wehrmacht verhinderte, daß der Plan nicht in dem beabsichtigten Umfang zur Ausführung kam.

Die Gründe, warum die Polen mit einer derartigen Roheit und Mordgier über die Deutschen herfielen, haben manche Historiker zu ergründen versucht. Einige meinen die Ursachen im polnischen Volkscharakter sehen zu können und führen Beispiele über einen Zeitraum von Jahrhunderten an, in denen von gleichen unmenschlichen Ausschreitungen an wehrlosen Menschen berichtet wird. Sie nennen dazu leichte Entflammbarkeit für nationale Ideen, aufbrausendes Wesen und tiefe Religiosität. Oft wird Friedrich der Große zitiert, der in seinem Werk *Geschichte meiner Zeit* schrieb: „Die Polen

sind eitel, hochfahrend im Glück, kriechend im Unglück, der größten Niedertracht fähig."

Bemerkenswert ist, daß ein englischer Diplomat sehr ähnliches schon eineinhalb Jahrhunderte früher festgestellt hatte: Sir George Carew war Gesandter des schottischen und englischen Königs Jakob I. (1567–1625) in Polen. In seinem Buch *Relation of the State of Polonia and the United Provinces of that Crown anno 1598* schrieb er: „Die Straflosigkeit ist ein erster Punkt der polnischen Freiheit, die, wie sie glauben, von allen Völkern Europas sie alleine besitzen. Wir hingegen messen die Freiheit eines Staates an den gesamten Bewohnern und finden, daß keine zivilisierte Gesellschaft ein so sklavisches Dasein führt wie dort [...] Bei ihnen kommen barbarische Grausamkeit, Liederlichkeit, Zersplitterung, Starrsinn, Unfähigkeit und Ausschreitungen zusammen. Diesen Eigenschaften ist die Erschütterung der Gesetze, die Straflosigkeit, die Ausplünderung fremden Eigentums und die Durchkreuzung aller edlen Regungen [...] zuzuschreiben."

Andere Historiker glauben, daß der Neid auf den Fleiß und das Können der Deutschen sowie auf den dadurch erreichten höheren Lebensstandard bei gewissen Menschen einen grenzenlosen Haß erzeugen kann. In einem Punkt sind sich jedoch alle einig: Die ständige Hetze der polnischen Regierungen, die ihren Widerhall in Presse, Rundfunk, Kino, Literatur und der polnischen Kirche fand, bildete damit die öffentliche Meinung und erzog das Volk in Schule, Universität, Armee und den Jugendverbänden systematisch zum Deutschenhaß. In jedem Roman, in dem Deutsche genannt wurden, verkörperten sie alles Böse gegenüber den gerechten, frommen und immer guten Polen. Überall kam der Haß zum Ausdruck. Schon 1930 schrieb die Zeitschrift *Mocarstwowiec*, Polen würde in dem Krieg gegen Deutschland, um die polnische Westgrenze an die Oder und Lausitzer Neiße zu verlegen, keine Gefangenen machen und auf menschliche Gefühle keine Rücksicht nehmen.

Der langjährige deutsche Botschafter v. Moltke glaubt die Ursachen für das grausame Schlagen, Quälen und Morden im Wesen des polnischen Volkes sehen zu können. Er erklärt, daß die Leute, die gegenwärtig in Polen herrschen, größtenteils aus Bevölkerungsschichten stammen, die vor und während des Weltkrieges den revolutionären Kampf gegen die sogenannten Teilungsmächte geführt hatten. Ihre einzige Existenzbasis ist die Staatsstellung. Sie fühlen sich als Hauptträger des nationalen Denkens und der polnischen Staatsidee und sind infolge ihrer nationalrevolutionären Tradition von einem krankhaften Fanatismus erfüllt. Um die polnische Großmacht zu errichten, müssen ihrer Ansicht nach alle Nichtpolen beseitigt werden.

Moltke schreibt: „Die große Masse des polnischen Landvolkes ist stumpf und unwissend, zum großen Teil analphabetisch und von jeder Regierung leicht zu lenken [...] Pfarrer und Lehrer sind die Werkzeuge, mit deren Hilfe die gestaltlose Masse geleitet und beeinflußt wird [...]

Die polnische Arbeiterschaft, die in sehr gedrückten sozialen Verhältnissen lebt, ist überwiegend marxistisch eingestellt und steht schon daher dem nationalsozialistischen Deutschland feindlich gegenüber. Ihre politische Organisation hat überdies alte Traditionen aus dem nationalen Freiheitskampf, die

ihr das Zusammengehen mit bürgerlichen Nationalisten im Kampf gegen Deutschland erleichtern.

Ein eigenvölkisches Kleinbürgertum ist in Polen fast nicht vorhanden. Seine Stelle wird von einer starken jüdischen Mittelschicht eingenommen [...] Diese ist, soweit es sich um den Kampf gegen Deutschland handelt, ein natürlicher und fanatischer Bundesgenosse des polnischen Chauvinismus.

Besondere Beachtung verdient die Tätigkeit des polnischen Klerus, dessen Einfluß bei der starken, noch alle Volksschichten umfassenden Religiosität ungeheuer groß ist. Er stellt sich für die persönliche Beeinflussung der Bevölkerung im Sinne der polnischen antideutschen Propaganda um so williger restlos zur Verfügung, als seine eigenen Ziele sich völlig mit denen des Staates decken [...]

Die Besonderheit der polnischen Bevölkerungsstruktur und die geschickt auf sie eingestellte Propaganda haben bewirkt, daß in Polen, auch in der Masse der Bevölkerung, der Widerstandswille offenbar ungebrochen fortbesteht. Die Parolen der Regierungspropaganda werden blindlings geglaubt [...] Ebenso ist es den polnischen Propagandastellen gelungen, die öffentliche Meinung weitgehend davon zu überzeugen, daß ein Kampf um Danzig einen Kampf um die Unabhängigkeit Polens bedeutet [...] Selbst für den Fall, daß Polen im Laufe eines Krieges gänzlich von deutschen Truppen besetzt würde, sind sie davon überzeugt, daß Polen letzten Endes, dank dem Sieg der Koalition größer und mächtiger denn je wieder erstehen müsse."[43]

Die polnischen Behörden hatten schon im Frühjahr und Sommer 1939 Listen mit den Namen und Adressen der zu inhaftierenden Deutschen angelegt, nach denen diese Personen ohne richterlichen Haftbefehl festgenommen wurden. Daher konnte der Starost von Bromberg, Suski, bereits im April in einem Gespräch mit dem Geschäftsführer der Deutschen Vereinigung, Dr. Kohnert, versichern, daß bereits dafür gesorgt sei, daß die Deutschen in Bromberg einen möglichen Einmarsch deutscher Truppen nicht mehr erleben würden. Vor Pressevertretern äußerte er, daß Hitler nur über die Leichen der Deutschen in Bromberg einziehen werde. Schon im Mai schrieb die Bromberger Zeitung *Dziennik Bydgoski* ganz offen: „Sie [die Deutschen] sind intelligent genug, um zu wissen, daß im Kriegsfall kein einheimischer Feind lebendig entrinnen wird [...] Die polnischen Staatsbürger deutscher Nationalität zittern im Gedanken daran, daß es einen feindlichen Angriff auf das polnische Territorium geben könnte [...] Der Führer ist weit, aber der polnische Staat ist nahe, und in den Wäldern fehlt es nicht an Ästen."[44]

Die ebenfalls in Bromberg erscheinende deutsche Zeitung *Deutsche Rundschau in Polen* warf der Autorin vor, das polnische Militär zum „Henker der Deutschen in Polen" machen zu wollen, und bezeichnete die Drohung als „eine unerhörte Beleidigung des polnischen Soldaten".

Immer lauter und deutlicher hörten die Deutschen, daß sie im Kriegsfall alle umgebracht werden würden. Trotzdem wollten sie das noch immer nicht glauben. Nach der Besetzung Polens fanden deutsche Behörden in verschiedenen Städten die lange vorher angelegten Listen der zu verhaftenden Deutschen. Es besteht also kein Zweifel, daß es sich bei den Morden und Ver-

schleppungen um eine vom Staat lange und gründlich vorbereitete Ausrottungsaktion handelte. Das bestätigte auch der am 1. September in kurzen Abständen über den Rundfunk durchgegebene „Aufruf Nr. 52", der die vorbereitete Verhaftungswelle auslöste.

Am 1. September befanden sich bereits jene zahllosen Deutschen in den Gefängnissen, Zuchthäusern und Konzentrationslagern, die schon zuvor festgenommen worden waren. Unter diesen befanden sich fast alle führenden Personen des Deutschtums. Als das Schlüsselwort aus dem Radio ertönte, wurden die vorbereiteten Haftbefehle ausgegeben, die Deutschen festgenommen und auf die Polizeistationen geführt.

Die Festnahme durch die Polizei erfolgte anfangs noch auf einigermaßen zivilisierte Weise. Ein Teil der Verhafteten wurde in Gefängnisse eingeliefert, andere unter scharfer Bewachung auf Sammelstellen geführt und nach Osten in Marsch gesetzt. Hierbei kamen die Verhafteten oft in die Hände brutaler Hilfspolizisten und bewaffneter fanatischer Jugendverbände, sogenannter Strzelce oder Junaki. Diese 17jährigen Burschen waren ihr Leben lang nur im Haß auf die Deutschen erzogen worden und schlugen nun begeistert auf die ihnen ausgelieferten Opfer ein. Sie freuten sich an deren Qualen und glaubten, damit heroische Taten für Polen zu vollbringen. Sie sahen auch, wie grausam die polnischen Soldaten mit den Deutschen umgingen und bemühten sich, es ihnen gleichzutun oder sie gar zu überflügeln.

Neben diesen „offiziellen" gab es aber auch wilde Verhaftungen durch Ortsbehörden, Hilfspolizei und Jugendverbände, die so brutal durchgeführt wurden, daß viele schon dabei schwere Verletzungen erlitten und einige ihr Leben verloren. Die Landräte suchten in den ersten Kriegstagen dann noch alle Mitglieder deutscher Vereinigungen, wie etwa der Jungdeutschen Partei (J.D.P.), zu erfassen und festzunehmen. Bei diesen, in polnischer Unordnung durchgeführten Verhaftungen wurden die Deutschen wahllos zusammengetrieben, und zwar meist so, wie sie angetroffen wurden: Männer und Jugendliche barfuß, nur mit Hemd und Hose bekleidet, Frauen in dünnen Sommerkleidchen, Bauern in Holzpantinen, alte Leute in Hausschuhen, einige nur in Unterhosen und Schlafrock. 80jährige wurden ebensowenig verschont wie zehnjährige Jungen und Mädchen. Selbst Doppelbeinamputierte und Mütter mit Säuglingen auf dem Arm galten als „einheimische Feinde", von denen keiner lebend entrinnen durfte. Diese Aufgabe schien den Polen wichtiger zu sein, als die deutschen Truppen an der Front aufzuhalten. Die unübersichtliche Situation des beginnenden Krieges sollte anscheinend ausgenutzt werden, um die Deutschen im polnischen Staatsgebiet endgültig zu beseitigen.

Das Abholen der Opfer erfolgte meistens in Verbindung mit Hausdurchsuchungen durch eine Polenhorde, bei der sich einige Soldaten befanden. In der Regel wurde zuerst die Herausgabe des versteckten Maschinengewehrs verlangt. Dazu behaupteten einige, daß aus dem Hause geschossen worden sei. Oftmals brachten die Polen die Beweise für die Beschuldigung selber mit (meistens Patronen, manchmal eine Handgranate) und „fanden" sie dann in der Wohnung. Da diese Verfahrensweise überall angewandt wurde, besteht

Wohin die deutsche Wehrmacht auch vorstieß, überall bot sich ihr das gleiche Bild der von polnischen Horden geplünderten und niedergebrannten deutschen Gehöfte. Besonders hemmungslos hatten die Marodeure in der Umgebung von Bromberg, wie hier in Langenau und Otterau, gewütet.

kein Zweifel, daß die Polen nach gleichlautenden Anweisungen höherer Stellen handelten.

Viele Deutsche wurden gleich an ihrem Wohnort umgebracht. In manchen Dörfern wurden alle männlichen Bewohner, ohne Rücksicht auf ihr Alter, erschlagen, in anderen ganze Familien ausgerottet. Diese Greueltaten geschahen überall: in Westpreußen, Posen, Ost-Oberschlesien und in den deutschen Siedlungsgebieten in Galizien und um Lodsch. Zahlreiche Frauen und Mädchen wurden von polnischen Soldaten oder zivilen Mordbanden brutal vergewaltigt. Viele, wahrscheinlich die Mehrzahl der Opfer, haben die Vergewaltigungen aus Scham verschwiegen. Die Witwe des von den Polen ermordeten Bauern Hammermeister in Langenau (Weichselniederung) wurde von einem polnischen Oberleutnant vergewaltigt. Die 40jährige Minna H. wurde bis nach Lowitsch verschleppt und dort befreit. Als sie nach ihrer Rückkehr auf den niedergebrannten Bauernhof die Anzeichen der Schwangerschaft fühlte, erhängte sie sich.

Einige gefangene polnische Offiziere sagten aus, daß befohlen worden sei, alle deutschen Männer zu erschießen. Zeugenaussagen zufolge befahl General Bortnowski, Befehlshaber der Korridorarmee: „Alle Deutschen müssen ausgerottet werden." Hauptmann Czaynert vom polnischen Infanterieregiment 59 in Hohensalza erklärte schon am 28. August auf dem Kasernenhof: „Wenn wir in Berlin einmarschieren, werden wir alle deutschen Schweine erschlagen und nur so viele leben lassen, wie unter einem Birnbaum Platz haben." Abschließend forderte er die Soldaten auf: „Also Jungens, wenn ihr Deutsche unterwegs seht, dann wißt ihr, was ihr zu tun habt."

Während die polnische Armee durch Worte und Taten eher den Eindruck einer Raubmörderbande vermittelte, wurden alle gefangengenommenen polnischen Soldaten den Genfer Bestimmungen entsprechend behandelt. Sie überlebten den Krieg, um sich dann auf die immer gleiche barbarische Weise erneut auf die Deutschen zu stürzen.

Die zivilen Mörder kamen aus allen Schichten des polnischen Volkes. Ein großer Teil gehörte dem Posener Ausrottungskomitee, dem oberschlesischen Aufständischen-, dem Westmarken-, Reservisten- und Schützenverband (Strzelce) sowie anderen Organisationen an.

Art und Ausmaß der Mordtaten geben den Polen eine Sonderstellung in der politischen Mordgeschichte des 20. Jahrhunderts. Die Zahl der erschossenen und erschlagenen Kinder ist ebenso bezeichnend für die Ausführung der Regierungsanordnung, die mittlerweile auch Volksmeinung geworden war, wie die Mittäterschaft fanatischer polnischer Frauen.

Die polnische Bevölkerung zahlte sogar Eintrittsgeld, um sich an deutschen Leichen zu ergötzen. Als in Posen die Brüder Barnicke erschossen wurden, ließen die Soldaten gegen Zahlung von 20 Groschen die sich herandrängende schaulustige Menschenmenge zur Besichtigung der Ermordeten auf den Hof.

Diese, der 27jährige kaufmännische Angestellte Alfred und der 24jährige Monteur Kurt Barnicke, waren am 4. September nahe ihrer Wohnung von polnischen Soldaten auf dem Hof Venetianergasse (Venecjanska) 4 erschossen worden. Schon am Tag zuvor wollten polnische Jugendliche des Luftschut-

zes Alfred aus der Wohnung holen. Er wurde beschuldigt, Lichtzeichen gegeben zu haben. In Gegenwart seiner Mutter schlugen sie ihn blutig und verlangten von ihr eine Schüssel mit Wasser, um sich vom Blut des Mißhandelten zu reinigen. Am 4. September dann durchsuchten drei Soldaten die Wohnung, warfen den Inhalt der Schränke und Schubladen auf den Boden und raubten das gesparte Geld der Söhne. Eine Briefmarkensammlung, eine Motorradlampe, ein Kilometerzähler und ein alter Stahlhelm (ein Andenken aus dem Weltkrieg), waren für die Soldaten mehr als genug Beweise dafür, daß die Brüder gefährliche Spione seien, und schlugen grausam auf sie ein. Auf dem Hof der Mietwohnungen wurden sie zwei Stunden lang geschlagen, beschimpft und bespuckt. Nachdem ein Offizier hinzugekommen war, wurden beide gegen 13.30 Uhr erschossen. Nach Zeugenaussagen wurden von dem Geld für die Besichtigung der Leichen Wurst, Schnaps und Zigaretten für die Soldaten gekauft. Stefan Piaskowski von der Bürgerwehr, die gegen 17 Uhr die Leichen abtransportierte, versprach der Mutter, gegen Zahlung von 30 Zloty, die Grabstelle zu nennen. Frau Barnicke gab ihm das Geld, ohne aber die Grabstelle zu erfahren. Später wurden die Leichen in einem Massengrab gefunden.

Wo es Deutschen gelungen war, noch rechtzeitig aus ihren Wohnungen zu entfliehen und sich zu verstecken, wurden sie bei der zweiten oder dritten Suchaktion, oft durch Verrat polnischer Nachbarn, von den fanatisierten halbwüchsigen Polen aufgespürt, mißhandelt und oftmals totgeschlagen. Die entsetzliche Art der Verstümmlungen übertrafen die Folterungen der Inquisition. An der Leiche des schwer kriegsbeschädigten Gutsbesitzers Dr. Kirchhoff – sein rechtes Bein war totalamputiert – wurde festgestellt, daß er schwere Schläge auf den Rücken erhalten hatte, entmannt worden war, man ihm die Zunge herausgerissen und beide Arme gebrochen hatte, bevor ihm schließlich das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen und der Schädel eingeschlagen wurde.

Augenausstechen, Leibaufschlitzen und noch gräßlichere Untaten werden nicht nur in Ausnahmefällen genannt. Verwundete wurden absichtlich noch lebend begraben. Die in Massen Ermordeten lagen oft mit Stricken aneinandergefesselt oder die Hände auf dem Rücken mit Schnüren oder Riemen zusammengebunden. Leichen, die an Händen und Füßen gefesselt ausgegraben wurden und keinerlei Verletzungen aufwiesen, deuten darauf hin, daß diese Menschen lebendig begraben wurden. Tödlich Verletzte wurden von ihren Mördern einem mehr oder minder langen Todeskampf ausgesetzt, an dem sich die Polen ergötzten und den manchmal auch Familienangehörige mitansehen mußten, ohne dem Leidenden auch nur ein Glas Wasser reichen zu dürfen. Viele wurden gezwungen, ihr eigenes Grab, manchmal mit den Händen, zu graben. Es gab kein Mitleid mit dem kleinen wimmernden Kind, das sich angstvoll an die Mutter klammerte. Eine Bitte um Gnade wurde mit Fausthieben oder Kolbenstößen beantwortet.[45]

Der Diakon Rogner berichtet, wie er am 1. September von Leuten der Ortsfeuerwehr verhaftet und zur Polizeiwache gebracht wurde. Gemeinsam mit den gefesselten Deutschen Koschik und Wiesner begann auf einem Bauern-



Die Massaker des „Bromberger Blutsonntags" zogen eine grausige Spur von Dorf zu Dorf. Überall lagen die Leichen von volksdeutschen Bauern in den umliegenden Ort-



schaften (hier Langenau und Otterau) verstreut. Sie waren von Polen auf brutalste Weise erschlagen, erstochen oder erschossen worden.

wagen die Fahrt in Richtung Kalisch. Dann mußten die Deutschen absteigen und hinter dem Wagen herlaufen, wobei der Kutscher scharfen Trab fahren mußte. Unter fortwährenden Schlägen der Polen lief Rogner zwischen den beiden Gefesselten. Besonders der mit Ketten gebundene Wiesner wurde aufs grausamste geschlagen. „In der Nacht zum Sonntag kamen wir in Lodsch an. Jeder wurde die Treppe hinaufgeprügelt [...] Da in meinem Brillenfutteral ein deutscher Firmenstempel war, erhielt ich 15 Schläge und zwei Kolbenhiebe über den Kopf [...] Ich habe gesehen, wie viele meiner Leidensgefährten auch von weiblicher Polizei geschlagen wurden. Die Schreie der vor mir Geschlagenen mitanzuhören war gräßlich. Durch die Nierenschläge konnte ich drei Tage nicht Wasser lassen, am vierten Tag nur dickes Blut [...]"

Der 73jährige Bildhauer und Kirchenälteste Albert Bissing aus Lissa wurde am 1. September mit neun anderen Deutschen festgenommen. Zwei Polen beschuldigten sie, geschossen zu haben. In der folgenden Nacht wurden alle, zu zweien aneinandergefesselt, auf einen Pferdewagen geworfen, dessen Boden nur ein schmales Brett war. Auf der 43 Kilometer langen Fahrt nach Schrimm zur Aburteilung und Hinrichtung litten alle unter den Erschütterungen und der engen Fesselung furchtbare Schmerzen. Von Kriewen ab fuhren stets Radfahrer vor dem Wagen her, damit die Bewohner der Dörfer rechtzeitig bereitstanden, um mit Stöcken und Peitschen auf die hilflosen Opfer brutal einzuschlagen.

In Schrimm empfing eine tobende, schreiende Menschenmenge den Wagen und stürzte sich mit allen erdenklichen Schlaggegenständen auf die gefesselten Deutschen, die keinen Arm zum Schutz des Gesichts heben konnten. Schlossermeister Häusler bekam von einem an einem Lederriemen befestigten Metallgegenstand einen derartigen Schlag ins Auge, daß der Augapfel heraushing. Er bat nachher um einen feuchten Lappen, um die Schmerzen zu lindern, aber einer der Polen sagte ihm, das sei überflüssig, da er sowieso erschossen werden würde. Schließlich mußten die Deutschen in gefesseltem Zustand vom Wagen springen und wurden in eine enge Zelle gesperrt. Hier kamen noch zwei Landwirte aus Sentschin hinzu. Einer war auf dem Boden liegend derart mit Stiefeln in den Rücken getreten worden, daß er nicht mehr aufrecht stehen konnte, dem anderen hatte man alle Zähne bis auf zwei ausgeschlagen. Mittags wurden neun der Verhafteten wegen angeblichen Waffenbesitzes zum Tode verurteilt und erschossen. Auch Bissing wurde vorgeworfen, eine Axt und einen Meißel besessen zu haben, um Polen zu ermorden. Aufgrund seines Alters wurde er aber ausnahmsweise zu zehn Jahren Zuchthaus „begnadigt" und kam mit dem Leben davon.

Die Landwirtstochter Martha Baar aus Wojciechowo sagte unter Eid aus, daß zuerst ein einfacher Soldat auf den Hof kam und fragte, ob sie Deutsche seien und Söhne hätten. Nachdem er erfahren hatte, daß es sich um Deutsche handelte, aber nur Marthas 46jähriger Bruder Karl als einzige erwachsene männliche Person anwesend war, ging er fort. Kurz darauf kam ein Leutnant und ließ sich Karls Militärpaß zeigen. „Ich stand im Hausflur. Mein Bruder, meine Schwester Lydia, meine Mutter, ein 13jähriger Junge (Arthur Bieser) und ein neunjähriges polnisches Mädchen (Hedwig) hielten sich in der Kü-

che auf. Als der Leutnant den Militärpaß durchgesehen hatte, sagte er auf Polnisch: ‚Es schadet nichts', drehte sich um und ging hinaus. Er hatte jedoch kaum den Hof betreten, als er sich wieder umwandte und mit seinem Karabiner in die Küche schoß [...]"

Karl Baar stürzte mit einem Bauchschuß zu Boden, der zweite Schuß traf Lydia, die ebenfalls hinfiel, sich aber aufraffte und in den Garten lief. Der nächste Schuß galt der Mutter, ging aber nahe vorbei. Ein weiterer Schuß traf den Jungen in die Schulter, und der letzte Schuß auf Martha, die immer noch im Hausflur stand, ging dicht daneben. Dem verwundeten Schüler Arthur und der Schülerin Hedwig gelang es wegzulaufen.

Martha und die Mutter wollten im Keller Schutz suchen und trugen den schwerverwundeten Karl hinab, der erklärte, daß es zwecklos sei, da er sterben müsse, und tatsächlich auch bald verschied. Inzwischen hatten die Polen die Scheune angezündet, und auch das Wohnhaus fing Feuer. Mutter und Tochter stürzten im letzten Augenblick durch die Flammen ins Freie.

Zwei Stunden später trafen die ersten deutschen Soldaten ein. Ein deutscher Militärarzt verband Lydia, die im Garten gefunden wurde; aber sie starb noch in der Nacht. Außer dem ersten Schuß hatte sie danach noch weitere Stichverletzungen erhalten. Im Dorf hatten die polnischen Truppen noch drei weitere Gehöfte niedergebrannt und auch den 32 Jahre alten Bauern Gatzke erschossen.

Der Stellmacher und Landwirt Eduard Kunitz aus Wonorze berichtet in einer eidlichen Aussage, daß einquartierte polnische Artillerie zur Flucht riet, da hinter ihnen Infanterie kommen und alle Deutschen ermorden würde. Nach einigem Zögern fuhren die Bauern auf den Landweg nach Stanomin, wo sie bereits auf polnische Infanterie stießen. Die Wagen und Gespanne mußten sie stehenlassen, ihre Ausweise vorzeigen, alle Wertsachen abgeben und sich mit erhobenen Händen in einer Reihe aufstellen. Wer seine Hände nicht mehr hochhalten konnte, erhielt Fußtritte und Bajonettstiche. Schließlich wurden sie in einer Viererkolonne abgeführt und erreichten bei Sonnenuntergang Dabrowa-Biskupia. Auch hier standen sie wieder unter den Fußtritten und Bajonettstichen mit erhobenen Händen in einer Reihe am Straßenrand.

„Ich beobachtete, wie ein Leutnant mit einem Soldaten sprach. Dieser Infanterist kam dann zu uns und befahl dem am linken Flügel stehenden Deutschen, kehrtzumachen und auf das Feld zu gehen. Der Soldat ging einige Schritte hinterher, nach 20 bis 30 Schritten schoß er ihn von hinten nieder, trat an ihn heran und gab ihm noch einen Kopfschuß. Mit dem zweiten und dritten verfuhr der Soldat in derselben Weise. Nun kam ich an die Reihe. Gleichzeitig mit mir aber auch mein Nachbar, weil dem Soldaten die Sache offenbar zu lange dauerte. Hinter meinem Nachbar ging ein zweiter Soldat [...]"

Nach dem Schuß von hinten, der auf der Brust links oben heraustrat, warf sich Kunitz mit ausgestreckten Armen auf den Boden, wobei seine Mütze zur Seite rutschte. Wahrscheinlich deshalb ging der nachfolgende Kopfschuß durch die Mütze haarscharf an seinem Kopf vorbei. Bei vollem Bewußtsein

o Kunitz liegen, befürchtete jedoch, daß ein Kommando die Erschosse- begraben würde. Als es dunkel geworden war, kroch er deshalb vor-tig zu einer der Strohmieten. Als die Polen einige der Mieten in Brand kten, kroch Kunitz ein Stück weiter zu einem Graben und Wassertüm- wo er liegenblieb. Als es hell wurde, entdeckte ihn eine Patrouille von Mann, die den Graben absuchte. Diese wollte ihn erschießen, brachte ihn n aber nach einigem Hin und Her zu einem Leutnant. Der gab ihm auf ne Bitte Wasser und vier Stücke Kommißbrot mit dem Rat, sich in einem ldchen zu verstecken. Am nächsten Morgen waren die deutschen Solda- da.

uf dem Hof des Landwirts Richard Glaesemann in Schwersenz war am 4. ptember der Pole Valentin Luczak mit einem polnischen Unteroffizier er-ienen, der ein Pferd verlangte und auch Glaesemann, so wie er war, mit-m, weil er spionageverdächtig wäre. Nach einigen beinahe tödlichen Er-nissen wurde er zusammen mit Rendant Hinz von der Sparkasse Neuto-schel von zwei Soldaten zu dem Gut Iwno geführt. Auf dem Weg begeg-ten ihnen zwei Wagen, von denen die beiden Fuhrknechte sofort abspran-n und mit dem dicken Ende des Peitschenstiels fürchterlich auf die Köpfe r beiden einschlugen. Bei dem Versuch, den Kopf mit den Händen zu hützen, wurden Hände und Finger zerschlagen. Die beiden Posten sahen hnisch lachend zu und führten die beiden erst weiter, als die Knechte mü- wurden und aufhörten zu schlagen. Auf dem Gutshof standen etwa 50 eutsche, die meisten blutüberströmt, darunter vier Frauen.

Mit dabei war auch der Güterdirektor Paul Wiesner aus Wollstein, der das pische Verhalten der polnischen Armee in einer eidesstattlichen Aussage i seiner Vernehmung durch Kriegsgerichtsrat Hurtig und Heeresjustizin-ektor Pitsch am 4. Oktober 1939 in Posadowo wie folgt beschreibt: Die ruppe von etwa 30 Deutschen, in der sich Wiesner befand, mußte sich bei nem Gut, wo sich einige hundert Soldaten befanden, mit dem Gesicht zur rde auf die Böschung des Straßengrabens legen. Die Soldaten durchsuch-n die Deutschen und nahmen ihnen alles Geld und die Wertsachen ab. ierbei schlug eine polnische Frau Wiesner mit einem Stein derartig an die nke Kopfseite, daß er für kurze Zeit die Besinnung verlor und stark blu-te.

Unter Bewachung von etwa 40 Soldaten wurden die Deutschen dann zur rschießung in ein Wäldchen geführt. Während Wiesner, der sich als Pole usgab, den Leutnant von der Schuldlosigkeit der übrigen Deutschen zu berzeugen suchte, mußten diese kniend eine Leibesvisitation über sich rgehen lassen, um ihnen, wie vor den Ermordungen üblich, die Perso-alpapiere abzunehmen. Dabei wurden vier Mitgliedskarten der Jung-eutschen Partei gefunden. Der Leutnant ließ alle wieder zurück zum utshof führen und die betroffenen vier Deutschen an der Parkmauer er-chießen.

Auf dem Gutshof erschien der Kompaniechef der Radfahrerkompanie des nfanterieregiments 58 (Standort Posen), ein Oberleutnant, auf einem Mo-orrad und fragte den Leutnant, wieviele von den Hitlerschweinen er schon

erschossen hätte. Dieser meldete ihm, daß vier erschossen wurden und daß Wiesner ein Pole sei. Nachdem er Wiesners Papiere zu seiner Zufriedenheit geprüft hatte, rief er den auf dem Hof herumstehenden Soldaten zu: „Na, wollt ihr noch mehr von diesem Hitlerschweinefleisch sehen?" Auf die Antwort: „Jawohl, alle Schweine erschießen!" ließ er den etwa 72jährigen Redakteur Busch aus Neutomischel von zwei Soldaten herausgreifen und fragte ihn nach seinem Beruf. Da dieser kein Polnisch verstand, reichte er dem Offizier seinen Ausweis. Darauf brüllte der Oberleutnant: „Was, du deutsches Schwein bist Redakteur, hast das Volk aufgehetzt und in 20 Jahren noch nicht Polnisch gelernt?" Dabei schlug er mit seinem Ochsenziemer, den er neben der Pistole trug, Busch etwa fünfzehnmal mit voller Wucht über den Kopf. Blutüberströmt ließ er ihn von den zwei Soldaten an die Hofmauer stellen und schoß ihm mit seiner Pistole in den Hinterkopf. Dem am Boden Liegenden schoß er dann noch zweimal in den Kopf. Aufgebläht rief er dann: „Wollt ihr noch mehr von dem deutschen Hitlerschweinefleisch?" Die Soldaten brüllten zustimmend: „Alle an die Wand!" und ähnliches. Wahllos wurden zwei weitere Deutsche von ihm auf die gleiche Weise ermordet.

Nun kam einer der Gutskutscher und sagte dem Oberleutnant, ein gewisser Pohlmann aus Skalowo bei Kostschin habe ständig Geheimversammlungen in seinem Haus abgehalten. Der etwa 60jährige Pohlmann wurde herausgerufen. Er verneinte, Versammlungen abgehalten zu haben, der Oberleutnant entschied aber, daß dies durch die Aussage des Knechtes bewiesen sei und erschoß auch diesen persönlich. Dann rief er den umherstehenden Zivilisten zu: „Gefällt euch einer von diesen, dann kommt heran, sucht ihn euch aus, und er wird erschossen!" Als niemand kam, machte er das gleiche Angebot der vorübergehenden Frau des polnischen Güterdirektors, die aber sagte, daß eigentlich alle erschossen werden müßten.

Nun hielt der Oberleutnant eine Ansprache an die Soldaten und erklärte, daß es mit diesen vier für heute genug sein solle, denn sie seien ja keine Bolschewisten, sondern die glorreiche polnische Armee. Nach einem dreifachen Hoch auf Marschall Rydz-Smigly und dem Absingen der polnischen Nationalhymne mußten die Deutschen die vier ermordeten Kameraden an der Mauer begraben. Dann durften sie ein Lastauto besteigen, wobei der Oberleutnant daneben stand und jedem einen wuchtigen Hieb mit dem Ochsenziemer über den Kopf versetzte, auch dem als Pole geltenden Wiesner. Glaesemann, dessen Finger der rechten Hand schon von den Peitschenstielen der Fuhrknechte zerschlagen waren, hielt schützend seine linke Hand über den Kopf. Der Hieb des Offiziers traf die Hand so, daß der zerschlagene kleine Finger noch Ende November schwarz und der Nagel blutunterlaufen war.

Auf der zweistündigen Fahrt nach Gnesen mußten die Deutschen knien und die Köpfe gesenkt halten. Für die Verletzten war es eine fürchterliche Qual, aber die Wachmannschaft schlug sofort mit dem Kolben zu, wenn einer den Kopf etwas anhob. In Gnesen wurden alle der polnischen Polizei übergeben, von wo der Leidensweg seinen Fortgang nahm.[46]

Der Bromberger Blutsonntag

Die Mordlust der Polen gipfelte im sogenannten „Bromberger Blutsonntag", dem 3. September 1939, an dem in und um Bromberg mehr als 1.000 Deutsche nicht nur ermordet, sondern oftmals erst nach unmenschlichen sadistischen Mißhandlungen erschlagen oder erschossen wurden. Ein deutscher Offizier, der als Augenzeuge mit den ersten deutschen Truppen die Auswirkungen des Blutsonntags sah und mit Journalisten sprach, sagte: „Was ich Ihnen zu sagen habe, ist das Ungeheuerlichste und Grausigste, was ich je bisher in meinem Leben gesehen und gehört habe. In und um Bromberg ist eine systematische Menschenschlächterei betrieben worden, für die mir jede Vergleichsmöglichkeit fehlt und bei der in der viehischsten und unvorstellbarsten Weise die Mehrzahl der Deutschen, deren man hat habhaft werden können, ermordet worden ist."

Ein ungarischer Journalist schrieb am 8. September: „Ich will nur betonen, daß ich aufrichtig bedaure, gestern in Bromberg gewesen zu sein, denn diese Bilder, die sich mir darboten, verfolgen mich noch immer, und ich habe Angst davor, daß ich diese Bilder auch niemals mehr loswerden kann [...]"

Die Hölle brach gegen 10 Uhr morgens los, als die Polen nach den gut besuchten Morgenmessen in Massen aus den Kirchen strömten. Bei dieser Hetzjagd auf alle Deutschen wurde niemand verschont, nicht schwangere Frauen, kleine Kinder, Greise oder Invaliden; ganze Familien wurden grausam umgebracht.

Die an der Front geschlagenen Truppen, so die 9. und 27. Infanteriedivision, strömten teils schon führerlos durch die Stadt und vereinigten sich mit den tobenden Zivilisten. Vor dem gleichwertig bewaffneten Gegner waren sie geflohen, hier tobte sich nun ihre legendäre Tapferkeit gegen eine waffenlose, unbeteiligte Zivilbevölkerung aus. Das grauenhafte Morden steigerte sich nun zu einem wilden Blutrausch.

„Deutsche haben auf Polen geschossen!" – das ist das vorher verabredete Losungswort, mit dem sich die polnischen Horden johlend durch die Straßen wälzen. Manchmal sollen einige irgendwo von Polen abgegebene Schüsse als Vorwand dienen, daß Deutsche geschossen hätten. Die Horden brüllen dann: „Holt sie, schlagt die Szwaby tot, die Schweine, die Spione, sie haben geschossen!" Unter wüstem Geschimpfe stürmen sie blindlings drauflos, voran Jugendliche, fanatisierte Frauen oder neidische Nachbarn, die den Soldaten die Wohnungen und Häuser der Deutschen bezeichnen. Die Behauptung irgendeines Zivilisten, daß von hier geschossen wurde, genügt, um sofort grauenhafte Todesurteile zu vollstrecken, zumindest aber die männlichen Personen blutig zu schlagen und abzuführen, um sie nach weiterem Schlagen zu erschießen oder totzuschlagen. Bei den Hausdurchsuchungen werden Geld und Wertsachen geraubt, Möbel, Wäsche und Haushaltsgerät von Zivilisten – oft sind es die Nachbarn – weggeschleppt. Die Mordorgie ist gleichzeitig ein einträgliches Raubunternehmen. Die blut- und beutegierigen Haufen ziehen von einem deutschen Anwesen zum nächsten; ihr Weg ist mit To-



Die Zahl der am 3. September 1939, dem „Bromberger Blutsonntag", massakrierten Volksdeutschen ging in die Tausende, und überall lagen ihre verstümmelten Leichen, die von unvorstellbaren Todesqualen zeugten, aufgereiht.

en, verzweifelten Angehörigen der auseinandergerissenen Familien und erwüsteten Wohnstätten bezeichnet.

Bei dieser Raub- und Mordaktion beteiligen sich auch die uniformierten Eisenbahner der sogenannten „Französisch-Gdinger-Eisenbahn“, die an Roheit und Mordlust die Soldaten zu übertreffen suchen. Ein großer Teil der Schläger und Mörder sind teils bewaffnete Angehörige der paramilitärischen Jugendverbände. Auch hier dulden polnische Offiziere nicht nur die entsetzlichen Verbrechen ihrer Leute, sondern beteiligen sich selbst begeistert daran. Die meisten der polnischen Zivilisten haben sich mit Stöcken, Säbeln, Dolchen, Äxten, Zaunlatten und manche auch mit Pistolen bewaffnet.

Meistens wird zuerst das versteckte Maschinengewehr verlangt und behauptet, daß aus dem Haus geschossen worden sei. Unter dieser Beschuldigung wird auch das deutsche Kinderheim in Bromberg, in dem sich drei Schwestern, 18 Kinder und sieben weitere Personen befinden, an diesem Tag fünfmal durchsucht. Unter Drohungen wird jedesmal das Maschinengewehr verlangt, mit dem die Schwestern soeben geschossen hätten. Nach jeder ergebnislosen Hausdurchsuchung schreit der Pole Maximilian Gackowski, der immer wieder die Soldaten herbeiholt: „Es ist hier doch geschossen worden, ich habe es selbst gesehen.“ Bei einer der Hausdurchsuchungen bringt er sogar einen Zeugen mit, der ebenfalls behauptet, gesehen zu haben, wie aus dem Kinderheim geschossen worden sei.

Als bei der letzten Hausdurchsuchung gegen 17.30 Uhr eine der Schwestern, die zu Aufräumungsarbeiten am Bahnhof gezwungen worden war, völlig verschmutzt zurückkehrt, läßt Gackowski einen Eisenbahner erklären, das Öl an ihren Händen und am Kleid stamme von einem Maschinengewehr. Er will unbedingt erreichen, daß die Soldaten die Schwestern erschießen. Was hier nicht gelingt, erfüllt sich in unzähligen anderen Fällen. Später stellt sich heraus, daß es weder in Bromberg noch irgendwo sonst in Polen auch nur ein Beispiel gegeben hat, wo ein deutscher Zivilist auf einen Polen geschossen hätte.

Das deutsche Altersheim im Stadtteil Jägerhof ist zu dieser Zeit bereits völlig verwüstet. Die erste Hausdurchsuchung hatte es schon am Freitag, dem 1. September, gegeben, weil die Schwestern angeblich den deutschen Flugzeugen Lichtsignale gegeben hätten. Es waren etwa 50 Soldaten erschienen, hatten die Heiminsassen mit Pistolen und Bajonetten bedroht und die versteckten Waffen verlangt. Als sie nach der ergebnislosen Durchsuchung abziehen wollten, rief sie ein Offizier zurück und befahl: „Zurück, alles vernichten oder mitnehmen!“ Die Soldaten und herbeiströmende Zivilisten plünderten nun das Haus vollständig aus und trugen auch alle Lebensmittelvorräte fort. Dann zerschlugen sie Türen, Fenster, Schränke, Tische, Stühle, Spiegel und alles, was sie nicht fortschleppen konnten oder wollten.[47]

Die bekannte Gärtnerei Schmiede ist eines der ersten deutschen Anwesen das die wilden Haufen überfallen. Der 43jährige Erich Schmiede wird gefragt: „Hast du Hurensohn Waffen?“ Schmiede verneint und bietet den Soldaten an, das Haus zu durchsuchen. „Was, noch lange Haussuchung – drei Schritt zurück!“ schreit der Soldat und erschießt Schmiede auf der Stelle. Sei

ne Frau flüchtet mit den sechs Kindern, ihren alten Eltern, dem Dienstmädchen, dem Lehrjungen, dem Arbeiter Ristau und dessen Frau in den Keller. Während das Haus völlig ausgeraubt wird, schießen die Polen durch Tür und Fenster in den Keller. Als die Deutschen trotzdem nicht herauskommen, setzen sie das Haus in Brand.

Während des Brandes erscheint die Feuerwehr vor dem brennenden Anwesen, deren Führer, Valentin Wyzujak, später aussagt: „Als ich an das Tor kam, wollten mich die dort stehenden Soldaten nicht hineinlassen. Ich ließ mich aber nicht abweisen und bin doch auf den Hof gegangen. Dort kam mir ein Oberleutnant entgegen und sagte, ich dürfe hier nicht löschen. Er zog seine Pistole und drohte, er würde mir eine Kugel in den Kopf schießen, wenn ich hier löschte."

Als sich der Keller immer mehr mit Rauch füllt, fürchten die verängstigten Menschen zu verbrennen und versuchen, durch ein Kellerfenster zu entkommen. Als erster kriecht der Lehrjunge hinaus, aber kaum hat er sich draußen aufgerichtet, löscht ein Kopfschuß sein junges Leben aus. Als Hitze und Rauch zunehmen, wird die 25jährige Irma Ristau von Panik erfaßt und stürzt mit ihrem Mann zur Kellertür hinaus. Beide kommen bis auf die Straße, wo sich aber der Pöbel auf sie stürzt und die Soldaten auffordert: „Auf diese müßt ihr schießen, das sind Hitlers, das sind Spione." Ein Soldat streckt den Mann auch sofort durch einen Kopfschuß nieder, nimmt ihm Geld und Uhr ab, reißt ihm den Trauring vom Finger und zieht ihm die guten Schuhe aus. Frau Ristau wird an den Haaren hochgerissen und mit erhobenen Händen von zwei Soldaten unter Fußtritten und Kolbenstößen durch die wild tobende und schlagende Volksmenge abgeführt. Bei der Vernehmung bittet sie die zwei Soldaten, sie doch zu erschießen, da sie nicht mehr leben will. „Eine Kugel ist für dich, häßliche Hitler, zu schade, scher dich zum Teufel", entgegnet der eine. Nach dem obligatorischen Schlagen darf sie gehen.

Im Keller des brennenden Hauses wird es unterdessen unerträglich heiß. Die verängstigten Menschen liegen auf dem Boden, weil nur dort noch etwas Luft zum Atmen ist. Die Kinder schreien, und draußen johlen die Polen. Allmählich wird es Nacht, das Haus stürzt zusammen, aber die Zementdecke des Kellers hält stand. Nach dem Niederbrechen des Hauses verläuft sich das Volk, in der Annahme, daß unter den schwelenden Trümmern niemand mehr lebt. Erst gegen Morgen wagt sich Frau Schmiede hinaus, um bei Bekannten etwas für die Kinder zu essen zu holen. Eine Streife greift sie auf, und auf der Polizeistation wird sie in einen der Räume gestoßen, in denen schon Hunderte Deutsche zusammengepfercht sind, doch sie überlebt.[48]

Die Straßen Brombergs sind jetzt ein brodelnder Hexenkessel; Rudel Soldaten und Zivilisten führen blutig geschlagene verhaftete Deutsche mit erhobenen Händen durch die rasenden Polenhorden zu einer Polizeistation, Kaserne oder ins Regierungsgebäude. Wo immer es hingeht, werden sie als erstes brutal geprügelt. Andere Deutsche werden aus ihren Häusern auf die Straße gejagt, wo die wutschäumenden Polenhorden gleich über sie herfallen. Für viele bedeutet dieses einen langsamen, schrecklichen Tod nach un-

menschlichen sadistischen Mißhandlungen. Sie werden erschossen, erstochen oder erschlagen. Man dreht ihnen mit Seitengewehren die Augen heraus, schlitzt ihnen mit alten Säbeln die Bäuche auf und schneidet ihnen die Geschlechtsteile ab. Vor vielen deutschen Häusern und am Straßenrand liegen Tote, der Kornmarkt ist rings mit Leichen übersät.

Selbst der katholische Pfarrer Kaluschke wird durch die Straßen gejagt, geschlagen und auf der Kommandantur mißhandelt, weil er angeblich ein Maschinengewehr auf dem Kirchturm aufgestellt hätte. Der befehlshabende Oberst läßt ihn schließlich frei, aber die johlenden Horden wollen ihn gleich wieder festnehmen. Es gelingt ihm dann, sich beim polnischen Domprobst zu verstecken, wo er das Erscheinen der deutschen Soldaten abwartet.

Wenn sich jemand um Hilfe an seinen Nachbarn wendet, mit dem er zwanzig Jahre in Freundschaft gelebt hat, so ist es vielmals dieser gute Nachbar, der wenig später die Mörder bringt. Die Frau des Pfarrers Lassahn versucht im benachbarten katholischen Schwesternhaus, das in all den Jahren vieles aus dem Garten der Lassahns erhalten hat, für ihre sechs Kinder um Schutz vor dem rasenden Volk zu bitten. Die ihr wohlbekannte Schwester öffnet die Haustür, überschüttet sie aber mit einer Flut von Schmähworten: „Machen Sie, daß Sie wegkommen, für verfluchte Deutsche ist hier kein Platz."

Gymnasiasten, aber auch andere suchen die Straßen ab, um auch noch das letzte vergessene Haus zu finden. Noch nie war es leichter, einen lästigen Konkurrenten endgültig aus dem Wege zu räumen. Man braucht nur mit dem Finger auf sein Haus zeigen und sagen: „Dort wohnt auch ein Deutscher."

Viele Verhaftete werden zum Regierungsgebäude geführt, aus dem die erschütternden Schreie mißhandelter Menschen dringen. Etliche Haufen Toter vor dem Gebäude zeigen, daß hier massenhaft Todesurteile sofort nach dem Verhör vollstreckt worden sind. Oberster Chef, Ankläger und Richter dieses Tribunals ist der als „Bluthund von Bromberg" bekannt gewordene höhere Polizeifunktionär Roberschewski. Am Eingang bilden mindestens 40 mit Stöcken ausgerüstete Soldaten eine Doppelreihe, durch die alle Eingelieferten hindurch müssen. Im Vernehmungssaal werden sie gezwungen, sich niederzuknien und ein dreifaches Hoch auf Marschall Rydz-Smigly auszubringen.

Der Zeuge Roesner sagt unter Eid aus: „Auf der Polizeiwache bin ich durch Schläge ins Gesicht und durch Fußtritte mißhandelt worden. Abends wurden wir zum Regierungsgebäude überführt. Dort hörte ich das Geschrei der Mißhandelten [...] Man machte es zum Teil so, daß man sagte, die gerade Vernommenen könnten gehen. Wenn diese aber die Treppe hinuntergingen, wurden sie hinterrücks erschossen oder niedergeschlagen und die Treppe hinabgeworfen. Insbesondere habe ich gesehen, daß man eine hochschwangere Frau von hinten mit dem Bajonett durchstach, sie dann mit dem Fuß die Treppe hinunterstieß, wo sie liegenblieb, bis sie erschossen wurde." Roesner bekundet weiter, daß er in einem Raum zehn völlig entkleidete Personen liegen sah, von denen sieben schon tot waren. Alle waren am ganzen Körper fürchterlich zerschlagen. Auf Befehl Roberschewskis wurden die drei noch

Lebenden mit einer schon blutigen Axt erschlagen. Die Zahl der um das Gebäude liegenden Toten und Verwundeten schätzt Roesner auf etwa 200.[49]

Der 38jährige Kolonialwarenhändler Wilhelm Gollnick, durch einen acht Jahre zurückliegenden Mordversuch eines Polen schwer hirngeschädigt, wird auf der Breitstraße durch einen heftigen Schuß in Schulter und Arm zu Boden geworfen und erhält einen Kolbenschlag ins Gesicht. Als er weglaufen will, wird er von einem Zivilisten festgehalten und erhält weitere Kolbenschläge, so daß er am Boden liegenbleibt. Von einem Dachstubenfenster sieht seine Frau Christa, daß er immer noch lebt und sich hin und wieder bewegt. Es ist ihr jedoch nicht möglich, zu ihm zu gehen, da ringsherum ständig polnische Soldaten und Zivilisten stehen, von denen einige Frauen schreien: „Das Schwein lebt immer noch!"

Am Nachmittag erscheint ein Weib, das schon vorher wie eine Furie die Soldaten auf Deutsche gehetzt hatte. Sie schreit: „So müßten alle Deutschen totgeschlagen werden!" Die Polenhorde dreht Gollnick, der mit dem Gesicht nach unten liegt, auf den Rücken und reißt ihm die Hosen herunter. Die Furie fordert nun von den Soldaten, den Schwerverletzten zu entmannen. Sie ruht nicht eher, bis ein Soldat ihm mit dem Bajonett den Leib aufschlitzt. Gollnick krümmt sich vor Schmerzen zusammen und greift mit der unverletzten Hand von Zeit zu Zeit nach seinem Leib. Erst am Abend gibt ihm ein Soldat einen Pistolenschuß in den Kopf, der ihn tötet.

Herbert Matthes wird mit seinen beiden Söhnen, 13 und 15 Jahre alt, festgenommen und mit dem Zug der anderen Deutschen durch die Stadt getrieben. Das johlende Volk befindet sich in einem Zustand der Ekstase und schlägt wütend auf die schon blutenden Deutschen ein. Viele werden ernstlich verletzt und etliche totgeschlagen. Schließlich befinden sie sich unter etwa 200 Personen, die auf der Kujawierstraße aus der Stadt gehetzt werden. Kurz hinter der Stadt müssen alle „Hoch lebe Polen!" rufen und werden entlassen. In kleineren Gruppen versuchen sie nach Hause zu gelangen, wobei sie aber meistens von anderen Truppen, der Bürgerwehr oder anderen bewaffneten Haufen erneut festgenommen werden.

Die letzten Gruppen haben sich kaum 100 Meter entfernt, als sie heftig beschossen werden. Die nicht Getroffenen, es sind etwa 100 Leute, werden erneut zusammengetrieben und von einer Nachschubeinheit in Richtung Brzoza mitgenommen. Wer das scharfe Tempo nicht einhalten kann, wird mit Bajonettstichen und Kolbenstößen angetrieben. Auch Matthes, der versucht seine Söhne zu decken, erhält einen Bajonettstich in den Oberschenkel. Wer nicht mehr weiterkann, wird kurzerhand erschossen, oder, als es dunkel wird, erschlagen, weil das Schießen als ruhestörend empfunden wird.

Schließlich werden die Überlebenden, es sind nur noch 44, in einen Wald getrieben und über Nacht in einen Kuhstall eines einsamen Bauernhofes gesperrt. Am nächsten Morgen werden sie zu je dreien erschossen, dann aber, um Munition zu sparen, erschlagen. Matthes beschreibt, durch welchen Zufall er und seine beiden Söhne als einzige diesem Massenmord entgingen. Vier Tage lang irren sie durch die Wälder – der Jüngste war durch einen Bajonettstich in die Schulter verletzt worden –, ehe sie auf deutsche Soldaten tref-

fen. Nach dem Ort seines Endes wurde dieser Todeszug der Pieckische genannt.[50]

Eine Gruppe von 15 Personen aus der genannten aufgelösten Marschkolonne versucht von der Kujawierstraße über Nebenstraßen der Schwedenhöhe zur Altstadt zu gelangen. Zweimal werden sie von bewaffneten Haufen angehalten, dürfen aber nach längeren Verhandlungen weitergehen. Die dritte Horde von sechs Mann und einem Weib läßt sich aber nicht erweichen und besteht darauf, die Deutschen zur Polizeiwache zu bringen. Ein Pole mischt sich ein und fordert, die Deutschen nach Hause zu schicken, da sie doch schon aus der Haft entlassen worden seien. Der inzwischen zusammengelaufene Menschenhaufen schreit, wie er als Pole es wagen könne, sich für Deutsche einzusetzen. Mit dem Ruf „Verräter!" schlagen sie ihn blutig und reihen ihn mit den Deutschen ein.

Auf dem Weg zum Polizeirevier ist die Gruppe dem üblichen Beschimpfen, Bespucken und Schlagen der tobenden Polenhorden ausgesetzt. Ein zurückflutender Infanteriehaufen übernimmt die Gruppe und treibt sie auf den Kornmarkt, wo ein Offizier ihre Erschießung anordnet. Der einzige Überlebende hatte sich bei den ersten Schüssen sofort zu Boden geworfen. Da er unter den Leichen des ebenfalls erschossenen Polen und eines anderen Deutschen zu liegen kommt, entgeht er dem Fangschuß. Im Schutz der Dunkelheit versteckt er sich in der Futterkammer eines Pferdestalles in der Wallstraße, bis die deutschen Truppen am 5. September in Bromberg erscheinen.

Ein Haufen Polen dringt in das Haus der Familie Schlicht ein und behauptet, daß von hier geschossen worden sei. Zum Beweis zeigen sie einige Patronen und führen Herbert Schlicht und seinen Schwager in einen Kasernenbau, wo sie wie üblich furchtbar geschlagen werden. Schlicht kann sich schließlich als gedienter polnischer Soldat ausweisen und wird, kurz bevor die übrigen zehn Festgenommenen erschossen werden, freigelassen.

Im Haus der Eltern erfährt Schlicht, daß sein Vater ermordet und auf Petersons Feld verscharrt worden sei. Dort findet er frisch aufgewühlte Erde und die Leichen seines Vaters und sechs weiterer Personen. Seinem Vater hatten die Mörder das rechte Auge mit einem Messer oder Bajonett herausgedreht, die rechte Gesichtshälfte aufgerissen und den ganzen Körper grün und blau geschlagen. Einem der anderen Toten fehlt die ganze Schädeldecke und das Gehirn; einem weiteren ist der Unterleib aufgeschlitzt, so daß die Gedärme heraushängen, und noch einem ist das Gesicht eingeschlagen. Die übrigen drei Leichen gräbt Schlicht nicht aus.

Am Sonntag, kurz nach Mittag erscheinen auf dem Bauernhof Krüger einige Soldaten und Zivilisten, die behaupten, daß von hier mit einem Maschinengewehr geschossen worden sei. Erst durchsucht ein Soldat das Haus und findet nichts. Dann sucht ein Zivilist, faßt auf den Schrank und fordert den Soldaten auf, nochmals zu suchen. Dieser findet schließlich auf dem Schrank eine kleine Patrone. Frau Anna Krüger berichtet weiter: „Darauf wurden mein Mann, mein Sohn und mein Schwiegersohn abgeführt [...] Am Mittwoch habe ich alle im Wald wiedergefunden. Mein Mann war ganz verstümmelt, das ganze Gesicht war eingeschlagen [...]" Die drei Männer wa-

ren nicht erschossen, sondern durch Schläge ins Gesicht getötet worden, wobei die gräßlichen Verstümmlungen entstanden waren.

Die Familie Giese hatte sich bei dem Tumult in den Keller begeben, als gegen Mittag polnische Soldaten und Zivilisten ins Haus eindringen. Sie behaupten, daß von hier geschossen worden sei, und fordern alle auf herauszukommen. Als der Schwiegersohn der Frau Giese als erster hinaufgeht, ruft ein Zivilist, daß alle erschossen werden müßten, und ein Soldat feuert vier Schüsse ab, die ihn in Brust und Hals treffen. Der 19jährige Reinhard Giese versucht darauf zu fliehen, wird aber auf dem Nachbargrundstück gefaßt und erschossen. Sein 25 Jahre alter Bruder, Friedrich Giese, wird in Bromberg-Hopfengarten, zusammen mit der ganzen Familie, bei der er sich befand, erschossen.

Der schwerverletzte Schwiegersohn wird im Wohnzimmer auf eine Chaiselongue gebettet und muß bei der Flucht am Abend zurückgelassen werden. Bei ihrer Rückkehr am Dienstag bietet sich Frau Johanna Giese ein grauenhafter Anblick: „Meinen Schwiegersohn hatten sie [...] in die Küche geschleppt bis unter den Küchentisch. Der Kopf war gespalten, die Schädeldecke fehlte vollkommen, das Gehirn war nicht mehr im Kopf. Gehirnteile und Blut klebten an der Küchenwand [...]"[51]

Am frühen Nachmittag erscheinen auf dem Anwesen der Familie Radler (Wladyslawa Belzy 55) fünf polnische Soldaten, die unter fortwährenden Drohungen eine ergebnislose Haussuchung durchführen. Darauf führen sie den 19 Jahre alten Sohn Fritz auf die Straße und erschießen ihn. Am nächsten Morgen kommen wieder Soldaten und verlangen zu trinken, worauf der 16jährige Sohn Heinz ihnen Milch bringt. Nachdem sie die Milch getrunken haben, wird auch Heinz schwer geschlagen und erschossen. Danach wird der Vater, der 42jährige Arthur Radler, durch mehrere Schüsse schwer verletzt. Er wälzt sich unter großen Schmerzen in seinem Blut am Boden und verlangt fortwährend, man möge ihn doch „ganz totschießen". Ein Offizier reitet auf den Hof und spuckt ihm vom Sattel aus mit höhnischen Bemerkungen mehrmals ins Gesicht. Nach einigen Stunden bittet der Schwerverletzte mehrmals um Wasser. Die 14jährige Tochter Dorothea berichtet: „Sie verboten uns, daß wir ihm zu trinken gaben oder ihm sonst halfen. Mein Vater bat die Soldaten um den Gnadenschuß. Sie lachten: ‚Du kannst ja krepieren!' Die Menge johlte dazu. Erst nach fünf Stunden gab ein Soldat meinem Vater den Gnadenschuß in die Schläfe."

Die Mutter muß den Soldaten zeigen, wo ihre Wertsachen vergraben sind, die daraufhin geraubt werden. Schließlich schleppen die Soldaten die drei Leichen in den Garten und zwingen Mutter und Tochter, ein Grab auszuheben. Die Soldaten bieten sich dann an, für 20 Zloty die Leichen mit Erde zu bedecken.

Ein anderer Polentrupp, der von Eisenbahnern angeführt wird, bricht in das Haus der Gärtnerfamilie Beyer ein. Auch hier das gleiche Spiel: „Ihr habt also kein Maschinengewehr!" schreit ein Eisenbahner, greift in seine Tasche und hält eine Patrone hoch. „Und was ist das hier, was ich in eurer Stube fand?" Da johlt die Horde triumphierend auf. Ein 17jähriger besonders eifri-

Der Schwiegersohn der Frau Giese aus Bromberg wird durch Schüsse in Brust und Hals niedergestreckt. Der Schwerverletzte wird in die Küche geschleppt und dort erschlagen.



Die Leiche des Gärtners Beyer aus Gr. Bartelsee (Kr. Bromberg) wird zusammen mi weiteren Familienangehörigen erschossen auf dem Bahngelände gefunden.



Ausländische Pressevertreter überzeugen sich von den polnischen Greueltaten. In schwarzer Kleidung der deutsche katholische Pfarrer der Herz-Jesu-Kirche in Bromberg.



Die 14jährige Dorothea Radler aus Kl. Bartelsee (Kr. Bromberg) berichtet vor ausländischer Ärztekommission über die Ermordung ihres Vaters und ihrer beiden Brüder.

ger Pole namens Gaca verlangt lauthals die sofortige Erschießung der ganzen Familie. Schließlich nehmen sie die männlichen Personen mit: den 49jährigen Vater Gustav Beyer, den 18jährigen Sohn Heinz, den 22jährigen Gehilfen Erich Thiede, und greifen auch nach dem elfjährigen Sohn Kurt. „Doch meinen Kleinen nicht", fleht Frau Beyer. Einer der Polen gibt ihr einen Schlag ins Gesicht, daß ihr das Blut aus den Lippen läuft, entreißt ihr den kleinen Jungen, und sie nehmen ihn ebenfalls mit. Auch er soll sich für das nichtexistierende Maschinengewehr verantworten. Am nächsten Morgen liegen alle vier erschossen auf dem Bahngelände. Das elfjährige Kind hat einen zerschlagenen linken Unterarm, eine Hiebverletzung über dem linken Auge und zwei Schüsse durch die Brust. Während die drei anderen schon seit Stunden tot sind, lebt das Kind noch bis gegen Mittag.[52]

Gegen 14 Uhr kommen polnische Zivilisten mit vier Soldaten auf das Anwesen der Familie Gannott und rufen: „Hier wohnen Deutsche!" Den 53jährigen Vater, Willy Gannott, fragen die Soldaten, wo das Maschinengewehr sei. Die Polenhorde ruft den Soldaten zu: „Herunter mit den deutschen Schweinen!", und der Vater erhält sogleich mehrere Kolbenhiebe ins Gesicht und etliche Bajonettstiche. Auf den am Boden Liegenden feuern die Polen dann sechs Schüsse. Der im Hause anwesende 80jährige Karl Kohn wird ebenfalls gleich erschossen. Nachdem die Soldaten Geld, Uhren und die Ringe der Deutschen geraubt haben, fordern sie die Zivilisten auf, das Haus zu plündern, da sie es sonst in Brand stecken würden.

Bald kommt eine neue Horde, die mit Latten und Knüppeln die Hausbewohner grausam schlägt. Soldaten und Zivilisten eines dritten Haufens reißen der 19 Jahre alten Vera Gannott schließlich die Kleider vom Körper, und während etwa zehn Mann die vollkommen Entblößte an Händen und Füßen am Boden festhalten, vergeht sich einer der Polen an ihr, wobei sie Verletzungen erleidet. Einen Tag später, am Montag, werden im gleichen Haus noch der 16jährige Hermann Gannott, die 56jährige Ehefrau Alwine Kohn sowie ihre Kinder Elly (15), Friedrich (21) und Frieda (24) erschossen.[53]

Frau Anna Boelitz berichtet: „Sie verlangten von mir, daß mein Mann herauskäme, er hätte geschossen. Ich sagte ihnen, daß wir überhaupt keine Waffen besäßen. Mein Mann mußte die Hände hochheben. Sie versetzten ihm Tritte und Kolbenschläge [...]" Nach einer Hausdurchsuchung nehmen die Polen auch den 15jährigen Angestellten Paul Berg mit. Am Mittwoch findet Frau Boelitz die verstümmelten Leichen Paul Bergs und ihres Mannes; letzterem fehlen Augen und Schädeldecke.

In Bromberg-Jägerhof hatte sich Familie Koebke mit Familie Schröder in den Keller ihres Hauses begeben, als eine Menschenmenge mit Soldaten erscheint und schreit, daß hier Deutsche seien, die sofort erschossen werden müßten. Als die Soldaten durch die Kellerfenster schießen und Handgranaten hineinwerfen, stürzen alle hinaus. Fleischermeister Emil Koebke, sein Sohn Arthur, Gärtnereibesitzer Schröder, sein Sohn Hans, der Gehilfe Gerhard Vorkert und ein polnisches Dienstmädchen der Schröders werden sofort erschossen. Frau Schröder ist im Keller schwer, die 27jährige Elli Koebke durch einen Hüftschuß verwundet worden. Polnische Nachbarn beginnen

sogleich das Haus auszuplündern. Frau Anna Koebke berichtet weiter: „Ich floh als erste aus dem Keller […] Unser Nachbar Klimczak wollte mich festhalten und rief, daß ich eine Deutsche sei und totgeschlagen werden sollte. Es gelang mir, mich freizumachen und zu entkommen. Ich ging zu der polnischen Familie Gorny und hoffte dort Schutz zu finden. Das Ehepaar Gorny hat mich beschimpft und bespuckt […] Dann erschienen Soldaten, die mich in einen Wald abführten, wo sich bereits etwa 20 deutsche Männer befanden. Gefesselt wurden wir hin und hergetrieben, mit Gewehrkolben gestoßen und mit Füßen getreten und sollten in Schleusenau erschossen werden. Auf dem Wege dorthin verfolgte uns eine große Menschenmenge, die fortwährend auf uns fluchten, unseren Tod forderten und auf uns einschlugen. In Schleusenau wurden wir an einen Bahndamm zum Erschießen aufgestellt […]"

Inzwischen sind in diesem Stadtteil unter Anführung immer derselben Zivilisten Kirche und Pfarrhaus siebenmal von polnischen Soldaten nach versteckten Waffen durchsucht worden. Obwohl nichts Verdächtiges gefunden wurde, holen die Polen nachmittags zuerst den Pfarrer Richard Kutzer und nach erneuter Durchsuchung fünf weitere männliche Personen heraus, die mit Frauen und Kindern im Pfarrhaus Schutz gesucht hatten. Es handelt sich um den Vater des Pfarrers, den 73jährigen Otto Kutzer, den 74jährigen Herrn Hoffmann, Herrn Lüneberg, Landwirt Tetzlaff, beide 50 Jahre alt, den 16jährigen Gymnasiasten Hans Milbitz und den 14 Jahre alten Hütejungen Schollenberg.

Diese sechs bilden zusammen mit zwölf weiteren Männern sowie Frau Koebke die vorhin genannte gefesselte Reihe, die nun zum Ergötzen der etwa 200 johlenden Zuschauer, Männer, Frauen und Kinder, erschossen werden. Um dem begeisterten Volk ein möglichst langes Schauspiel zu bieten, erschießen die Soldaten, an einem Ende beginnend, immer nur einen. Liegt dieser unter dem Jubel der Zuschauer am Boden, kommt nach einer Pause der nächste dran. Frau Koebke befindet sich etwa in der Mitte der Reihe, bricht aber nach den ersten Schüssen ohnmächtig zusammen. Dessenungeachtet wird die Erschießung fortgesezt. Als der letzte Deutsche am Boden liegt, singt das Volk feierlich die „Rota", ein polnisches Haßlied. Die zusammengebrochene Frau Köbke wird nicht erschossen, sondern nach Beendigung des Schauspiels auf Befehl eines Offiziers losgebunden und freigelassen. Als sie fortgehen will, wird sie von der Menschenmenge zurückgejagt und gezwungen, sich die 18 Toten anzusehen und „Hochs" auf Polen auszurufen.

Der zerschlagene und erschossene Pfarrer Kutzer wird erst am Mittwoch unter drei anderen Ermordeten gefunden. Im Stadtteil Jägerhof waren am Sonntag insgesamt 63 Deutsche ermordet worden.[54]

Am Montagmorgen erscheint bei Josef Lassa dessen Nachbar Ejankowski mit sieben polnischen Soldaten. Er schlägt Lassa die Faust ins Gesicht und fordert die Soldaten auf: „Dies ist ein Hitler, den könnt ihr gleich erschießen." Als Frau Lassa den Soldaten erklären will, daß ihr Mann unschuldig sei, schreit der Pole sie an: „Halt die Schnauze, ihr kommt jetzt alle dran."

Auf der Straße wartet eine Polenhorde, unter denen sich auch Ejankowskis Sohn Max befindet. Dieser ruft den Soldaten, die Lassa abführen, zu: „Dort wohnt noch ein Hitler, den könnt ihr auch gleich mitnehmen!" und zeigt auf das Haus des 65 Jahre alten Bruno Belitzer auf der anderen Straßenseite. Vater und Sohn Ejankowski behaupten, daß Lasser und Belitzer auf polnische Soldaten geschossen hätten.

Auf der Wache müssen sich die beiden Deutschen mit erhobenen Händen an die Wand stellen. Am Boden liegen schon viele erschossene Volksdeutsche. Als ein Soldat Belitzer auffordert, einen komplizierten polnischen Satz nachzusprechen, weiß er, daß er nun ermordet werden würde, da er die polnische Sprache nicht beherrscht. Er sagt darauf zu Lassa: „Leb wohl, Josef. Ich muß jetzt sterben, ich sterbe für mein Vaterland." Der Pole schreit darauf Belitzer an: „Was sagst du noch, du Schwein?!", schießt ihn nieder und zerschlägt ihm dann das Gesicht. Lassa wird etwas später auf Fürsprache zweier ehemaliger Schulkameraden, die sich bei den Soldaten befinden, freigelassen.

In einer Gruppe Volksdeutscher, die von den abziehenden polnischen Soldaten am Montag, dem 4. September, mitgenommen wird, befindet sich die 71 Jahre alte Frau Emilie Retzlaff mit ihrem siebenjährigen Enkel. Ihr 72jähriger Ehemann Max ist schon bei der Hausdurchsuchung in Bromberg niedergeknüppelt und erschossen worden, ebenso der Vater des Kindes. Die alte Frau ist den Anstrengungen des Marsches nicht gewachsen und leidet besonders unter Durst. Anstatt ihre Bitten um Wasser unbeachtet zu lassen oder abzulehnen, wie es normalerweise geschieht, schicken sich die Soldaten an, der alten Frau in den Mund zu urinieren, und begleiten ihr Vorhaben mit Redensarten und Gesten, die später von den Zeugen selbst den Kriminalbeamten gegenüber nur mit Widerwillen wiederholt werden. Am Nachmittag werden aus dieser Kolonne die Frauen und Kinder abgesondert und bleiben dadurch am Leben.

Die 41 Männer, darunter Frau Retzlaffs Sohn Alfred, werden von polnischen Soldaten und Feldgendarmerie auf der Straße nach Hohensalza weitergetrieben. Am 21 Kilometer südlich von Bromberg gelegenen Jesuitersee übergeben sie diese einer dort lagernden geschlossenen Militärformation. Ein Teil der Deutschen ist gefesselt, die linke Hand des einen an die rechte des anderen. Die Polen stellen die Männer in einer Reihe am Ufer mit dem Gesicht zum See auf und feuern mit Gewehren und Pistolen auf sie. In diesem Augenblick taucht hoch über dem Seegelände ein deutsches Flugzeug auf, worauf die Polen erschreckt in Deckung springen. Diese Gelegenheit benutzen sechs noch nicht oder nur leicht Getroffene zur Flucht in den See oder entlang des Ufers. Als sich das Flugzeug entfernt, nehmen die Polen ihre Schießerei wieder auf. Von den Geflohenen wird einer im Wasser schwimmend, zwei andere in einem Kahn erschossen. Ein weiterer kann ebenfalls einen Kahn erreichen, erliegt aber dort seinen schweren Verletzungen. Von den übrigen zwei kann sich einer im Schilf, der andere unter einem Badehäuschen verbergen, so daß diese beiden als einzige das Massaker überleben. Auf die 36 am Ufer Liegenden wird weiter geschossen, mit Bajonetten eingestochen (ei-

ne der Leichen weist 33 Stiche auf) und mit Kolben eingeschlagen. Dann schleifen die Polen ihre Opfer, ob tot oder noch lebend, auf den langen Seesteg und werfen alle ins Wasser. Vom Steg aus feuern die Polen weiter auf alle, die noch irgendein Anzeichen von Leben zeigen, bis auch der letzte tödlich getroffen unter Wasser sinkt.[55]

Am Nachmittag des 4. September zieht auch das Thorner Infanterieregiment 63 in mehreren geschlossenen Kolonnen aus Bromberg auf der Straße nach Hohensalza ab. Wo die Straße nach Labischin abzweigt, demoliert die Spitzengruppe der Soldaten die evangelische Kirche und brennt sie nieder.

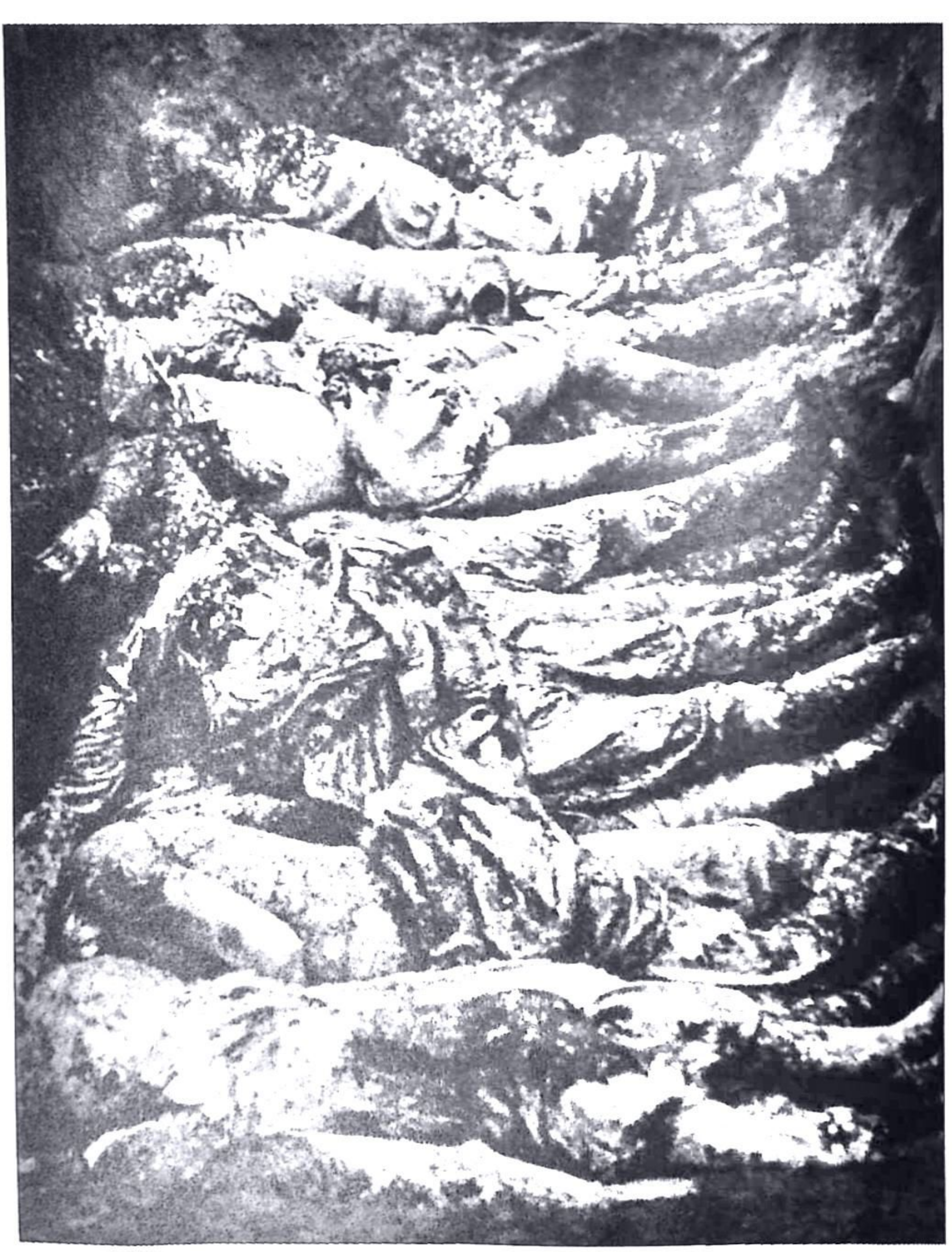
Am späten Abend ziehen Teile dieser Truppen die Labischiner Straße weiter und beziehen provisorische Stellungen bei der deutschen Gemeinde Eichdorf mit dem kleineren vorgelagerten Ort Netzheim, der zehn Kilometer südlich von Bromberg liegt. Bis zum nächsten Abend ermorden diese Soldaten hier 38 Deutsche. In fast jedem Haus werden einige erschossen oder erschlagen. Laufen die entsetzten Kinder fort, schießen die Polen lachend hinter ihnen her. Einige Frauen werden durch Bajonettstiche in den Unterleib niedergeworfen, ehe ihre Gesichter zerschmettert werden. Die Männer werden teils mit Stricken zu einer Reihe zusammengebunden, bevor sie einer nach dem anderen durch Schläge ins Gesicht getötet werden.

Die drei Kinder der Familie Janot, Else (12), Gertrud (15) und Ernst (18) treffen auf dem Weg zur Großmutter auf die Soldaten eines anderen Regiments. Nach kurzer Befragung werden die Kinder als Deutsche erkannt, mißhandelt und durch gezielte Schüsse auf Arme und Beine gequält. „Die Kindermörder hatten sich aus dem furchtbaren Schreien besonders des zwölfjährigen Kindes eine sadistische Freude gemacht, ehe sie die Kinder mit Kopf- und Herzschuß, auf die Liegenden abgegeben, erledigt haben." Ihr 50 Jahre alter Vater wird an anderer Stelle ermordet aufgefunden, so der Bericht des Leiters der Sonderkommission des Reichskriminalpolizeiamtes, Dr. Bernd Wehner.

Bei einer weiteren Razzia bittet der ebenso alte Bauer Erich Renz um das Leben seiner zwei kleinen Kinder, die sich angstvoll an ihn klammern. „Die deutsche Brut geht mit dir!" entscheiden die Mörder und erschlagen zuerst die vierjährige Giesela und dann den neun Jahre alten Günther. Erst dann wird auch der Vater mit wuchtigen Hieben auf den Kopf ermordet.

Nicht alle werden dort erschlagen oder erschossen, wo die Mörder sie antreffen. Ein Offizier mit einer Horde Soldaten treibt 46 Deutsche zusammen, die zur Belustigung der Polen als lebende Zielscheiben für ein Wettschießen dienen müssen. Sie werden scharf bewacht in einer Reihe zu zweien aufgestellt. In kurzen Abständen muß dann jedes Zweierpaar einen flachen Hang hinauflaufen. Seitlich haben sich Soldaten bereitgestellt, die an den laufenden Menschen ihre Treffsicherheit erproben. In der Nähe dampft eine Feldküche, und jemand spielt auf einer Ziehharmonika. Der Offizier dirigiert dieses Spiel mit sichtlichem Vergnügen. Er fuchtelt mit seiner Pistole und erklärt lachend: „Wer nicht getroffen wird, darf sein Leben behalten."

Als erste müssen Gustav Schubert (65) und Kurt Kempf (22) laufen. Erst stürzt der schnell springende Jüngere, dann fällt auch der hinterherkeuchen-



Die in Bromberg-Hopfengarten gefundenen Leichen von insgesamt 39 Volksdeutschen waren ohne Ausnahme verstümmelt und lagen eng neben- und aufeinander.

Die Mehrzahl der Opfer war paarweise mit Stricken aneinandergefesselt. Auf diese Weise waren sie oft kilometerweit auf Viehwagen transportiert worden, ohne Nahrung, ohne Wasser und immer den Schlägen der aufgehetzten Zivilbevölkerung ausgesetzt.

de Alte auf sein Gesicht. „Gute Schützen!" brüllt der Offizier, und die Soldaten johlen und klatschen. „Los, das nächste Paar!" Der Bauer Max Jeschke (55) nimmt seine Frau Hedwig (47) an der Hand; sie kommen nicht einmal halb den Hang hinauf. Die nächsten zwei sind wieder ein Ehepaar, Emanuel Hemmerling (35) und seine Frau Erna (30). Als die Frau getroffen zusammensinkt, läuft auch er nicht mehr weiter. Er kniet nieder, nimmt sie auf seine Arme und wiegt sie hin und her – bis er selbst über sie fällt.

Als nächste sterben auf die gleiche Weise: Frau Golz (50), Frau Blum (28), Frieda Ristau (31), Richard Binder (50) und Else Dahms (19). Dann kommt ein höherer Offizier, offenbar der Bataillons- oder Regimentskommandeur, heran und sagt: „Jetzt ist genug gemordet – ihr anderen könnt gehen." Kaum haben die unerwartet Befreiten das Dorf erreicht, als der mörderische Offizier sie mit seiner Horde Soldaten einholt und wieder zurücktreibt, um das unterbrochene reizvolle Spiel fortzusetzen. So stehen sie wieder an der alten Stelle, und der Offizier brüllt: „Los – weiter wie vorher!"

In der ersten Reihe steht jetzt die 45jährige gehbehinderte Johanna Schwarz mit dem dreijährigen Erhard Proschnau, dessen Kindermädchen sie ist. Nach ein paar Schritten nimmt sie das im hohen Gras stolpernde Kind auf den Arm und humpelt weiter den Hang hinauf, auf dem nun schon elf Tote liegen. Auch im Fallen läßt sie das Kind nicht los und wälzt sich noch im Tode schützend darüber, obwohl auch seine kleine Brust schon zerrissen ist. Der Offizier lacht, und seine Soldaten jubeln. Welch ein Spaß: „Los – die nächsten!"

Jetzt ist die 40jährige Emma Hanke an der Reihe und schiebt den siebenjährigen blonden Walter Busse vor sich her, der angstvoll sein Gesicht in ihrem Kleid verbirgt. Sie bittet den Offizier, wenigstens dieses Kind leben zu lassen: „Es ist ein Waisenkind, mein Pflegesohn..." Der aber schreit zurück: „Keine Ausnahmen hier, auch die Nester müssen leer werden!" Sie umfaßt fest die zitternde Kinderhand, und so gehen beide in den Tod. Die schießwütigen Polen johlen und lachen, während sie die Frau mit dem Kind an der Hand niederschießen, und immer noch spielt die Ziehharmonika lustige Weisen. Welche Menschen sind dies, die begeistert auf Frauen und Kinder ein Sportschießen veranstalten; sind es wirklich Menschen?

Als das nächste Paar die ersten Schritte macht, tritt der höhere Offizier zum zweitenmal heran und sagt zu dem anderen: „Ich habe schon einmal gesagt, daß jetzt genug gemordet wurde!" Die übrigen 31 in der Doppelreihe stehenden Deutschen dürfen dieses Mal tatsächlich ins Dorf zurückgehen. Ohne das Eingreifen dieses Offiziers, wären auch sie alle auf die gleiche Weise ermordet worden. Mit starrem Gesicht löst sich eine junge Frau aus der Reihe der soeben Geretteten und wankt langsam auf den Hang zu. Sie hat einen sechs Monate alten Säugling auf dem Arm und ein vierjähriges Mädchen an der Hand. Es ist Frau Proschnau, die Mutter des vor ein paar Minuten erschossenen kleinen Erhard.

In jeder Armee eines zivilisierten Staates hätte sich neben den Tätern auch dieser Kommandeur vor einem Kriegsgericht verantworten müssen, und zwar weil er bei erster Kenntnisnahme dieser Verbrechen nicht sofort jede weitere strafbare Handlung verbot, und nicht erst als „genug gemordet" wo

den war. Auch hätte er die Täter einschließlich des mörderischen Offiziers sofort arretieren, der Feldgendarmerie übergeben und einen Tatbericht für seine vorgesetzte Dienststelle verfassen müssen. Damit ist der Unterschied zwischen einer normalen und der polnischen Armee genannt.

Als Offizier der polnischen Armee ging er jedoch auch so schon bedenklich weit, denn auch er stand unter dem Befehl des Generals Bortnowski, der die Beseitigung aller Deutschen gefordert hatte. Daher verdient sein Eingreifen doch eine gewisse Anerkennung. Denn er handelte nicht nur befehlswidrig, sondern sein Verhalten erregte gewiß auch Mißfallen und Argwohn zumindest bei einem Teil seiner Kollegen und Vorgesetzten. Menschlichkeit war angesichts solcher Befehle in der polnischen Armee eine strafbare Handlung.

Die 15 auf dem Hang Erschossenen werden von den polnischen Soldaten in den Wald geschleppt und in ein Wasserloch geworfen, das als Viehtränke dient. Der Tümpel ist nicht groß genug, so daß die obenauf liegenden Kinder nicht von dem braunen Wasser bedeckt werden. Zuletzt schleifen die Polen noch einen toten Hund herbei und werfen ihn unter Freudengelächter und hämischen Bemerkungen auf die Toten.

Durch die Berichte der Augenzeugen, die die Ermordung der 15 Deutschen aus nächster Nähe hatten mitansehen müssen, sowie durch die gerichtsmedizinischen Untersuchungen konnte der Vorgang dieses barbarischen Verbrechens in allen Einzelheiten genauestens dokumentiert werden.[56]

Nachdem am Montag, dem Tag nach dem Blutbad in Bromberg, die Masse der polnischen Soldaten abgezogen ist, verlassen am Dienstag auch die letzten Horden der polnischen Bürgerwehr, vermischt mit umherstreunenden Soldaten und den meisten der an den Mordtaten beteiligten Zivilisten, das Bromberger Stadtgebiet. Alle diese heldenhaften Kämpfer ziehen auf der Straße nach Hohensalza Richtung Südosten ab. Kein einziger wendet sich in die entgegengesetzte Richtung, um die deutsche Wehrmacht aufzuhalten, die eine halbe Stunde später am Ort des Grauens erscheint. Nun wagen sich die Deutschen, die das Massaker überlebt haben, aus ihren Häusern und Verstecken hervor, um die Leichen ihrer Angehörigen von den Straßen zu räumen oder nach denen der Weggeführten und nach Vermißten zu suchen.

Auch wenn von polnischer Seite stets das Gegenteil behauptet worden ist, nicht ein einziger Deutscher hatte auf einen Polen geschossen, nicht eine Waffe war bei einem Deutschen gefunden worden. Dafür gab es auf polnischer Seite tatsächlich Heckenschützen, in den meisten Fällen fanatische Burschen der polnischen Jugendverbände, die aus dem Hinterhalt auf deutsche Soldaten und Zivilpersonen schossen, ihre Gewehre dann versteckten und als harmlose Zivilisten auftraten. Diese hinterhältigen Überfälle verursachen eine Anzahl von Toten und Verletzten. Als sie trotz Androhung deutscher Gegenmaßnahmen nicht aufhören – bis zum 7. September sind sie eine Alltäglichkeit –, bleibt dem deutschen Stadtkommandanten nichts anderes übrig, als einige der angedrohten Geiselerschießungen durchzuführen. Am 9. und 10. September werden insgesamt 40 Geiseln erschossen. Damit lassen diese feigen Überfälle nach, doch hin und wieder fallen noch immer Schüsse aus dem Hinterhalt, letztmalig am 30. September.

Auch das neutrale Ausland erfährt von den Ereignissen in Bromberg. Der schwedische Journalist Christer Jäderlund berichtet am 5. September 1939 aus Bromberg: „Eine fürchterliche Bartholomäusnacht fand am Sonntag und in der Nacht zum Montag in Bromberg statt, bevor die deutschen Truppen die Stadt besetzten. Eine unbeschreibliche Schreckensstimmung lagert noch heute über der Stadt. Der Sonntag war fürchterlich. Die Anzahl der ermordeten und scheußlich verstümmelten Menschen [...] wird auf etwa 1.000 geschätzt. Ich fotografierte eine ganze Reihe von großen Leichenhaufen, die noch heute teils auf den Straßen, teils in den Wäldern sowie in den Gärten umherliegen. Die Fotografien sind jedoch zu gräßlich, um in einer Zeitung veröffentlicht zu werden." Die *Stockholms Tidningen* bringt am 8. September einen langen Artikel mit Einzelheiten, in dem Jäderlund schreibt: „Die Menschen sind regelrecht geschlachtet worden."

Der Berichterstatter des Amsterdamer *Telegraaf* schreibt: „Es handelt sich hier um das Entsetzlichste und Grauenvollste, was ein Mensch sich nur in seinen schlimmsten Vorstellungen ausmalen kann. Wie der polnische Haß sich hier geäußert hat, kann man in Worten überhaupt nicht wiedergeben [...]"

Oberkriegsgerichtsrat Dr. Ulrich Schattenberg schreibt zusammenfassend in seinem Bromberger Bericht: „Bei den Haussuchungen wurden zunächst von den Soldaten und dem Mob sämtliches Geld und die Wertsachen geraubt, die Wohnungen auch sonst ausgeplündert und völlig verwüstet. Die Männer der Familien, ohne Rücksicht auf ihr Alter, vom 13jährigen oder gar zehnjährigen Jungen bis zum 70- oder 80jährigen Greis, wurden in fast allen Fällen in viehischer Weise umgebracht. Nur in wenigen Fällen begnügte man sich mit dem einfachen Erschießen. Zumeist wurden die Opfer [...] derart zusammengeschlagen, daß ihre Gesichter bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wurden [...] In vielen Fällen mußten die Deutschen die Ermordung ihrer Väter, Brüder oder Kinder mit ansehen, ohne ihnen, wenn die Verletzten noch nicht gleich tot waren, Hilfe bringen zu dürfen. Dabei wurden sie noch von den Soldaten und dem Pöbel verhöhnt. In anderen Fällen mußten sie die Ermordung der Angehörigen ansehen, um dann selbst erschlagen oder erschossen zu werden."

Die ersten im Zweiten Weltkrieg mutwillig zerstörten Kirchen waren die evangelischen Kirchen in Bromberg-Hopfengarten und Bromberg-Schwedenhöhe. Angesichts der Flammen der letzteren bemerkte der polnische Propst der dortigen katholischen Kirche: „Nun kann man mit Recht sagen, wir sind Barbaren." Auch die Pfarrhäuser beider Kirchen waren niedergebrannt worden. Allein auf dem evangelischen Friedhof wurden 649 ermordete Deutsche beerdigt. Auch dieser Friedhof wurde 1945 eingeebnet, denn ermordete Deutsche durfte es in Polen nicht geben, nur polnische Opfer.[57]

Die Jagd auf die Deutschen in Bromberg war keine spontane, unüberlegte Reaktion des Volkes, sondern Teil der geplanten und im ganzen Land zur gleichen Zeit durchgeführten Ausrottungsaktion. In Bromberg wurde sie allerdings gründlicher als anderswo durchgeführt. Starost Suski hatte ja schon im April 1939 auf die bevorstehende Beseitigung aller Deutschen in Bromberg

hingewiesen, und im Mai schien das auch die Autorin Zofja Zelska-Mrozowiecka zu wissen, als sie in der Bromberger *Dziennik Bydgoski* schrieb, daß hier kein „innerer Feind" lebend entkommen würde. Noch einen Tag bevor der Deutschenhaß in Bromberg derart eskalierte, hatten sogar polnische Hausfrauen beim Einkauf die Bemerkung fallenlassen, daß die Deutschen doch nichts mehr zu kaufen brauchten, da sie doch morgen sowieso dran wären.

Bromberg danach

„Es war beim Betreten der Stadt Bromberg, beim Einzug der ersten Infanteristen, aber auch am folgenden Tage noch so, daß, wo man auch ging, durch Straßen und Gärten, in den Häusern und über die Höfe, man überall auf Leichen stieß, die vielfach zu ganzen Gruppen von 8, 10, ja bis zu 18 umherlagen [...] wobei hinzugefügt werden muß, daß die Bevölkerung von sich aus sofort nach dem Einmarsch der deutschen Truppen begann, die Leichen zu bergen. Zum Teil haben die Mörder durch ihre Opfer selbst vorher die Gräber schaufeln lassen und die Leichen verscharrt. Unablässig aber haben sich noch weitere Opfer [...] gefunden [...]"

Dieses schrieb ein deutscher Offizier, der mit den ersten deutschen Truppen die Stadt betrat. Die *Kölnische Zeitung* (Nr. 459/460) berichtete: „Sie [die Straße von Bromberg nach Hohensalza] ist zu einer Straße des Elends und des Grauens geworden, und sie ist nicht die einzige. Die Straße ist besät mit Hunderten von Pferdekadavern, die zu beiden Seiten in den Gräben oder auf den Feldern nebenan liegen. Neben den Kadavern der toten Tiere türmen sich die Haufen der erschlagenen deutschen Menschen [...]"[58]

Auf Befehl der Heeres-Sanitätsinspektion des Oberkommandos der Wehrmacht vom 20. September 1939 wurden in den vom polnischen Mordterror am meisten betroffenen Gebieten, Bromberg und Posen, gerichtsärztliche Gutachter der Militärärztlichen Akademie eingesetzt. Bei der großen Menge der Ermordeten konnte an eine Sezierung aller Leichen nicht gedacht werden, da es sich allein in Bromberg um mindestens 1.000 Ermordete handelte. In dem Bromberger Zwischenbericht vom 20. November 1939 wurde über die bis dahin durchgeführten 131 Sektionen folgendes festgestellt:

Schläge: Die zahllosen Zeugenaussagen über schwere Schläge mit Knüppeln, Gewehrkolben und dergleichen wurden bestätigt, da ein großer Teil der sezierten Leichen Zertrümmerungen des ganzen Gesichtsschädels, des Unterkiefers, der Schädeldecke, Brüche der Rippen und ähnliches aufwiesen. Nur ein geringer Teil der Opfer war „nur" erschossen worden, ohne vorher brutal geschlagen worden zu sein.

Verstümmelungen: Die von Zeugen, meist Hinterbliebenen, an frischen Leichen festgestellten rohesten Körperverletzungen, wie Augenausstechen, Aufschlitzen des Unterleibes, Abschneiden der Ohren und Nase oder Entmannung, konnten nicht immer bis zum Rang gerichtlich-medizinischer Befunde festgestellt werden, da fortgeschrittene Verwesung und Madenfraß die Weichteile zu weit zerstört hatten. Trotzdem konnten auch solche noch, be-



In den meisten Fällen ließen sich die Leichen aufgrund ihrer unglaublichen Verstümmelungen nicht mehr identifizieren. Dieser etwa 40jährige Mann mit zertrümmerndem Gesichtsausschuß gehört zu den zwölf durch Kälberstricke aneinandergefesselten Opfern des Mordfalles Jesuitersee.



Hier ist der Name des Ermordeten bekannt: Albrecht Schmidt, etwa 45 Jahre, gehört zu einer Gruppe zahlreicher Mordfälle im Bromberger Vorort Kl. Bartelsee. Das Opfer war auf raffinierte Art gefesselt: Mit langen Führungsstricken war es bis zum Tatort gezerrt und dort nach unsäglichen Qualen mit einer Pistole erschossen worden.

sonders Stichverletzungen der Augen, an einem Teil der Leichen festgestellt werden. Zusätzliche, von der tötenden Wirkung unabhängige Stichverletzungen rein sadistischer Art ließen sich dagegen in vielen Fällen eindeutig nachweisen.

Besonders grausame Tötungen: Als solche wären eigentlich alle zu nennen, außer den wenigen, die ohne vorherige Quälereien durch gezielten Schuß oder Schüsse auf Herz oder Hirn erfolgten. Zu den besonders sadistischen Morden gehört zum Beispiel der Mord an der Familie Berger, die in ihrem Hauskeller Schutz gesucht hatten. Polnische Soldaten warfen Handgranaten in den Keller, wodurch Hermann Berger (26) schwer verletzt wurde. Ein Soldat ging dann in den Keller und tötete Berger durch einen Brustschuß. Dann legte er eine gezündete Handgranate neben die Ehefrau Hilde (25), die ihr vier Monate altes Kind Egon in ihren Armen hielt, und verließ den Keller, wohl wissend, daß die Opfer eine junge Mutter mit ihrem Säugling waren. Zeugen waren die Eltern der Frau, die hinter der Tür eines anderen Kellerraumes verborgen waren.

Nachdem in Posen Gerhard Grieger (22) und Paul John (32) von Zivilisten bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen und dann mit einem Revolver erschossen wurden, erhielt der polnische Jugendliche Pawlowski den Auftrag, die beiden Erschossenen, auf die das johlende Volk noch immer einschlug, auf dem Grünstreifen am Markgrafenring einzugraben. Als die Grube halb fertig war, ging er über die Straße, um die Taschen der Opfer zu durchsuchen. Dabei stellte er fest, daß John noch lebte. Er holte darauf den Spaten und schlug damit auf ihn ein, bis er tot war. Bei der Sektion wurde festgestellt, daß John die Goldkronen seiner Zähne mit einem scharfen Gegenstand herausgebrochen worden waren, und die Ermittlungen ergaben, daß sie verkauft worden waren. In einigen Fällen hatten die Mörder ihre Schußwaffe ihren Opfern in den geöffneten Mund gehalten, was allerdings den sofortigen Tod verursachte.

Todeskampf: Die unvorstellbare Roheit der Täter zeigen die Fälle, in denen die Opfer mit nicht unmittelbar tödlichen Verletzungen (zum Beispiel ein heilbarer Lungenschuß) einer langen Sterbedauer ausgesetzt wurden, wobei Angehörige an jeglicher Hilfeleistung gehindert wurden.

Fangschüsse: In vielen Fällen gaben die Täter „Fangschüsse" auf die am Boden liegenden Opfer ab. Grundsätzlich zeigte sich dabei, daß der „Fangschuß" hier nicht eine schnelle Tötung herbeiführen sollte, wie sie der Jäger einem angeschossenen Wild gewährt. Es ist ganz unverkennbar, daß solche Schüsse zur Befriedigung quälsüchtiger Instinkte dienten, indem sie nicht auf Herz oder Hirn, sondern wahllos auf andere Stellen des Körpers gerichtet waren. Häufig gefundene Schußverletzungen, die von der Gesäßgegend nahe dem After ausgingen und den Rumpf weit hinaus durchschlugen, zeigen, daß hier bewußt auf das Gesäß des Sterbenden gezielt wurde.

Fesselungen: Bei einem Teil der Opfer wurde festgestellt, daß sie gefesselt getötet worden waren. In einigen Fällen handelte es sich um einfache Handfesseln aus dünnen Schnüren, in anderen waren die Fesseln mit langen Führungsleinen zum Fortzerren des Opfers versehen. Von den 39 Er-

mordeten am Jesuitersee waren zwölf mit Stricken zu einer langen Reihe zusammengebunden. In einigen Fällen waren auch Greise und Kinder gefesselt worden.

Eine besonders sadistische Fesselung wurde an der Leiche des Wilhelm Sieg festgestellt. Mit einer Pferdeleine waren seine Hände auf dem Rücken zusammengebunden und straff angezogen um den Hals geschlungen, so daß er die Hände unnatürlich hoch halten mußte, um sich nicht zu erwürgen. Das freie Ende der Leine von der Verknotung am Hals diente als Führleine, wobei der Täter durch Ziehen oder Zucken dem Opfer noch mehr Qualen zufügen konnte. Als Sieg zusammenbrach, wurde er am Boden liegend eine längere Strecke geschleift und dann erschossen.

Altersschichtung der Opfer: Bei den Bromberger Leichenöffnungen befanden sich Opfer von Kindern im Alter von vier Monaten und Greise von 82 Jahren. (In anderen Orten wurden noch ältere Personen ermordet.) Der Bericht weist darauf hin, daß die Tötung von Kindern keine Einzelfälle darstellten. Von den in Bromberg sezierten elf namentlich genannten Kinderleichen waren zehn durch Gewehr- oder Pistolenschüsse und eines durch eine Handgranate ermordet worden. Daß Krüppel und Kranke nicht geschont wurden, zeigen die Morde an einer Anzahl Prothesenträger, Hochschwangerer und Schwerkranker.

Die am häufigsten verwendete Tatwaffe in Bromberg war das polnische Militärgewehr. Die bedeutende Anzahl der Opfer, die durch Pistolenschüsse getötet wurde, beweist, daß sich auch Offiziere und höhere Dienstgrade an der Mordaktion beteiligten. Vier Männer wurden nur durch Stichwaffen getötet, 13 weitere mit Stich- und Schußwaffen. Der 19jährige Willi Heller wurde durch 33 Bajonettstiche getötet. Mehrfach haben Sterbende Bajonettstiche erhalten. Morde mit Knüppeln und Messern stehen in Bromberg an letzter Stelle.

Abschließend stellten die gerichtsärztlichen Gutachter fest, daß die Morde mit größter Brutalität ausgeführt wurden und daß in zahlreichen Fällen den Opfern Verletzungen rein sadistischer Art beigebracht worden waren. Insbesondere konnten Augenstichverletzungen und andere Verstümmlungen nachgewiesen werden, so daß die Zeugenaussagen als durchaus glaubhaft anzusehen sind. Im einzelnen lassen die Mordtaten vielfach ausgeklügelte physische und psychische Quälereien der Opfer erkennen, wobei besonders mehrere Fälle der über Stunden hingezogenen Tötung und des langsamen Sterbenlassens hervorzuheben sind.[59]

Da die normalen Justizinstanzen eine derartige Menge schwerster Verbrechen nicht bewältigen konnten, wurden zwei Sondergerichte, eines in Posen, das andere in Bromberg eingesetzt. Diese waren ordentliche Gerichte, deren Rechtsprechung nach den allgemeinen deutschen Gesetzen erfolgte und vor denen nach den Grundsätzen der deutschen Strafprozeßordnung verhandelt wurde.

Auf die Frage, warum sie die Morde begangen hätten, antwortete ein Teil der Angeklagten, es nicht zu wissen, andere erklärten, dazu aufgehetzt worden zu sein. Neben der polnischen Geistlichkeit im allgemeinen wird

ein Kanoniker (Angehöriger eines Dom- oder Stiftskapitels) namens Schulz genannt, der in Predigten und großen Kundgebungen das Volk immer wieder aufgefordert hatte, alle Deutschen auf polnischem Boden zu vernichten.

Einen beschränkten Einblick in die Umstände, die zu dem Bromberger Blutbad führten, bieten die Aussagen eines der Angeklagten vor dem deutschen Sondergericht. Der Bäcker und Konditor Wladislaw Dejewski, der die Ermordung von drei Deutschen, Erwin Bölitz, Helmut Bölitz und Bruno Bogs, verschuldet hatte, erklärte: „Weshalb ich diese volksdeutsche Familie fälschlicherweise beim polnischen Militär beschuldigt habe [daß sie geschossen hätten], kann ich heute selbst nicht mehr sagen. Ich kann mich lediglich damit entschuldigen, daß wir von den polnischen Herren gegen das Deutschtum aufgehetzt worden sind. Besonders haben uns die polnischen Pfaffen (eigener Ausdruck des Beschuldigten) immer wieder gepredigt, und zwar von der Kanzel herab, wenn die Deutschen kämen, würden sie uns Polen alle abschlachten. Infolgedessen müssen wir vorher alle Deutschen erledigen. Ich bemerke hierzu, daß ich am Sonntag vor dem 3.9.1939 zum Gottesdienste in der hiesigen Pfarrkirche […] war. Es war dies die 2. Messe an dem Tage, von etwa 9 bis 10 Uhr. Dabei sagte er [der Pfarrer] auf polnisch u.a. wörtlich […] (Zu deutsch übersetzt: ‚Wir verteidigen uns vor den Deutschen bis zum letzten Tropfen Blut! Wir müssen die Deutschen von unserm polnischen Boden ausrotten.') Diese Worte des Geistlichen haben insbesondere die arbeitende katholische Bevölkerung maßgebend veranlaßt, die Volksdeutschen am Sonntag, dem 3.9.1939, dem polnischen Militär auszuliefern bzw. selbst zu erschlagen […]

Ich bemerke ausdrücklich, daß mir die Familien Bogs oder Bölitz persönlich nichts getan haben […] Ich habe sie lediglich dem polnischen Militär gemeldet, weil sie Deutsche waren […] Kanonikus Schulz […] halte ich […] als einen der Hauptschuldigen an dem […] Blutbad, für das wir Armen jetzt büßen müssen. Für uns Polen und Katholiken gilt das Wort eines Geistlichen sehr viel, da er unser Führer sein soll und wir ihm auch glauben. Hätten uns die Geistlichen zu Ruhe und Besonnenheit ermahnt, würde es zu diesem Blutbad nicht gekommen sein. Im Gegenteil aber, sie haben uns die Deutschen stets als die größten Barbaren geschildert, die selbst auf Kinder keine Rücksicht nehmen, sondern alles wahllos niedermetzeln."[60]

Im Zusammenhang mit dem Blutsonntag wurden in Bromberg und Umgebung etwa 3.000 Polen festgenommen und interniert. Volksdeutsche Zeugen konnten einen Teil der Täter, die an den Mordtaten am 3. und 4. September beteiligt gewesen waren, identifizieren. Das Sondergericht in Bromberg, das am 10. September seine Tätigkeit aufgenommen hatte, fällte insgesamt rund 350 Todesurteile. Die Verurteilten durften an ihre Angehörigen schreiben und erhielten auf Wunsch priesterlichen Beistand. Die Hinrichtungen wurden öffentlich bekanntgegeben.

In der polnischen Literatur wird heute behauptet, daß es sich bei den in Bromberg vorgefundenen Leichen um Polen gehandelt habe, „darunter viele Frauen und Kinder, die von deutschen Flugzeugen gejagt und mit

Maschinengewehren niedergeschossen worden waren. Die Verstümmlung der Leichen ist offensichtlich später durch die deutschen Faschisten erfolgt."

Der bekannte russische Autor Lew Kopelew, der 1981 den Friedenspreis des deutschen Buchhandels erhielt, sieht den Fall noch ganz anders. Im Jahre 1979 sagte er: „Der furchtbare Bromberger Blutsonntag, an dem die Nazis die Polen auf den Straßen erschlugen, an Laternenpfählen und Balkongittern aufhängten und die volksdeutschen Strolche johlend Frauen und Kinder aus der Stadt jagten [...]"

Es waren also die bösen Deutschen, die „Nazis" und „volksdeutschen Strolche", die sich auf die guten, friedlichen Polen stürzten. Wenn zu einer Zeit, als noch zahlreiche Zeitzeugen lebten, diese Massenschlächterei an unschuldigen und wehrlosen deutschen Menschen ins völlige Gegenteil verkehrt werden konnte, wobei die sadistischen polnischen Täter als die unschuldigen Opfer dargestellt werden, ohne daß jemand wagte, dagegen zu protestieren, dann wird es wohl wirklich zutreffen, was ein Autor schrieb: daß es nur eine Frage der Zeit ist, bis auch die Bombardierung von Dresden den „bösen Nazis" angelastet werden wird.

Und weiter wütet der polnische Tod

Die große Treibjagd auf die Deutschen ging weiter. Es waren hauptsächlich immer wieder von der Front zurückströmende polnische Soldaten, zum Teil auch Kavallerie-Einheiten, die nie zum Einsatz kamen, die nun ihre Blutgier an wehrlosen deutschen Zivilisten befriedigten. In dem Dorf Slonsk, 20 Kilometer südöstlich von Thorn, das 300 Jahre zuvor von Deutschen gegründet worden war, denen ein polnischer König besondere Privilegien verliehen hatte, durchsuchte eine Abteilung polnischer Ulanen mit Hilfspolizisten alle Häuser. Obwohl das Dorf außerhalb der alten deutschen Reichsgrenze, also im eigentlichen Polen lag, hatte es seinen deutschen Charakter bewahrt; im Dorf lebte nur ein einziger Pole. Daß bei den Hausdurchsuchungen Geld und Wertsachen verschwanden, war selbstverständlich, die Polen nahmen aber auch eine Anzahl der Männer mit.

Am nächsten Tag kamen die Ulanen wieder, ließen einen Wagen mit Hafer von dem Bauern Koerber und dessen Sohn in die vier Kilometer entfernte Stadt Chiechocinek fahren, wo sich eine größere Abteilung der Kavallerie befand. Als der Hafer abgeladen war, sagte man dem Alten: „Du kannst jetzt gehen." Erschrocken bittet er um seinen Sohn. „Zwei Söhne sind schon im Krieg, wie soll er die Herbstbestellung machen?" – „Wenn er dir leid tut, kannst selber bleiben", wird ihm gesagt. So geht er dann ohne Sohn, ohne Pferde und ohne Wagen zurück.

Am Tag darauf verlangt ein Offizier vom Bauern Gläsmann ebenfalls eine zweispännige Fuhre Hafer. Nachdem er die Papiere von Vater und Sohn geprüft hat, gibt er dem Bauern den Militärpaß mit der Bemerkung zurück, daß er als gedienter polnischer Soldat wohl unschuldig sei, also fährt der Sohn den

Hafer. „Aber mein Sohn ist auch unschuldig", beteuert Gläsmann. „Unschuldig vielleicht, aber ein junger Deutscher", sagt grinsend der Offizier. So geht es einige Tage weiter, bis kein Gespann und, abgesehen von einigen alten, auch keine Männer mehr im Dorf sind.

Bei der Durchsuchung des Anwesens der Lehrerfamilie Daase hatten die Polen den Inhalt aller Schränke und Schubladen auf den Boden geworfen und Geld, Armbanduhr und andere Wertsachen geraubt. Da der Lehrer schon am 2. September verhaftet und abgeführt worden war, befand sich nur Frau Hedwig Daase mit ihren zwei unmündigen Töchtern, beide Gymnasiastinnen, im Haus. Gegen Abend kamen zwei Hilfspolizisten, beluden ihren Wagen mit Heu und den Lebensmittelvorräten, die sich im Hause befanden, darunter der Vorrat an Honig – der Lehrer hielt 60 Bienenvölker –, und fuhren davon. Auch das letzte Stück Brot hatten sie genommen. Gegen Mitternacht kamen beide mit einem dritten Mann wieder und vergewaltigten die Töchter, die dabei brutal geschlagen wurden, weil sie sich wehrten und schrien. Einer der Polen hielt dabei die Mutter in der Küche mit vorgehaltenem Bajonett fest.

Und wieder kamen die Ulanen, trieben die alten Bauern zusammen, darunter etliche 80jährige, und spannten sie vor einen mit Hafer beladenen Wagen, den sie nach Ciechocinek ziehen mußten. Zu beiden Seiten ritten die Ulanen und trieben die Alten mit Säbelhieben auf die Köpfe an, so daß bald allen das Blut über die Gesichter lief. Nicht alle erreichten die Stadt, wer zusammenbrach, wurde vom Sattel aus mit der Lanze erstochen.

Im Dorf Slonsk war kein Schuß gefallen, aber alle Männer waren verschwunden. Nach dem Erscheinen der deutschen Wehrmacht wurden 58 von ihnen in einem Massengrab gefunden, darunter ein 90jähriger. Die meisten waren gräßlich verstümmelt, ein eindeutiges Zeichen, daß sie vor ihrem Tod grauenhaft mißhandelt worden waren.[61]

Der Bauer Heinrich Krüger aus Tannhofen sagte unter Eid aus: „Da bereits einige Dorfbewohner von polnischem Militär erschossen wurden, ist mein Sohn Ernst mit Albert Zittlau und den Brüdern Willi und Heinz Schäfer [...] am 5. September geflüchtet."

Am 19. September wurde ihr Grab gefunden. Die Leichen lagen in einem Loch durcheinander, darunter war die Erde blutig. Wahrscheinlich hatten sie ihr eigenes Grab schaufeln müssen, waren darin umgebracht und so wie sie fielen verscharrt worden. Ernst Krüger waren Stiefel, Uhr, Papiere und die Brieftasche mit etwa 40 Zloty geraubt worden. Sein Unterleib war entblößt, der Bauch aufgeschlitzt, so daß die Gedärme heraushingen. Bei Heinz Schäfer war der Leib in gleicher Weise aufgeschnitten; ihm hatten die Mörder zudem die Geschlechtsteile abgeschnitten.

Der Arbeiter David Poschadel hatte am 7. September etwas in der Stadt Ciechocinek zu tun. Sein 36jähriger Sohn brachte unterdessen die Kuh auf die Weide. Auf dem Rückweg begegnete Poschadel seinem Sohn, den ein polnischer Soldat abführte. Beide schauten sich im Vorbeigehen an, wagten aber nicht ein Wort miteinander zu wechseln.

Als bald darauf die deutsche Wehrmacht erschien, fand Poschadel nach ei-



Am 6. September 1939, dem Tag der Einnahme Krakaus, zeugt die deutsche Ehrenwache vor dem Grab Pilsudskis von Hochachtung vor dem Gegner.

frigem Suchen die Leiche seines Sohnes in einem Graben auf dem Grundstück seines Nachbarn oberflächlich verscharrt vor. Der Körper wies zahlreiche Bajonettstiche und einen Schuß durch die Brust auf; der Kopf war zerschlagen und das rechte Auge ausgestochen.

Frau Else Siebert aus Rojewo (Kr. Hohensalza) berichtete, wie zurückziehende polnische Soldaten am 7. September die Bauern aufforderten, sich sofort auf die Flucht zu begeben, da bald deutsche Truppen hier sein würden. Die Familien Siebert, Trittel und die der Schwester Frau Sieberts machten sich auf den Weg und rasteten schließlich auf einem Gut. Dort wurden sie von einer Familie Hallas an die auf dem Gut anwesenden Polen verraten, von denen einige weiße Armbinden trugen.

„Diese forderten meinen Mann auf mitzukommen […] und erschossen ihn. Kurz darauf holten sie meinen Schwager, den sie ebenfalls erschossen. Dann nahmen sie Nachbar Trittel. Da er nicht zu der Hinrichtungsstelle gehen wollte und um Gnade bat, wurde er von den Zivilisten in der schlimmsten Art und Weise mit Peitschen und Knüppeln geschlagen. Danach wurde die Tochter der Trittels erschossen, ebenfalls von vorn, einige Zeit darauf der Sohn, der den Schuß von hinten bekam und auf die Leiche seiner Schwester fiel. Sämtliche Erschießungen hat ein und derselbe Mann mit einem Karabiner durchgeführt […]"

Nach der Erschießung dieser fünf Personen wurden Frau Siebert und ihre drei Töchter gezwungen, sich mit dem Gesicht nach unten auf die Erde zu legen. Die herumstehenden Polen schrien immerfort, daß auch diese erschossen werden müßten. Offensichtlich gab es für sie kein größeres Vergnügen, als hilflose Menschen zu ermorden. Der Mordschütze ging unschlüssig um seine Opfer, hob das Gewehr, setzte es wieder ab – und schloß schließlich die Frau und die drei Mädchen in einen Speicherraum ein.

Der Landwirt Bruno Hanse berichtet unter Eid, wie er am 8. September gegen Abend mit einer Anzahl anderer deutscher Männer nach dem Gut Michalowo geführt wurde. Dort mußten sich alle hinter einem Kornspeicher in einer Linie zu zwei Gliedern aufstellen. Ein Leutnant ließ die Soldaten ihre Feldspaten abschnallen und vor die erste Reihe der Deutschen stellen, die damit Löcher graben sollten. Trotz dreimaliger Aufforderung rührte niemand eine Hand.

„Darauf mußten wir uns in einer Reihe mit dem Gesicht zur Wand aufstellen und uns ausrichten. Rechts von mir stand Alfred Jordan, links von mir mein Bruder, links von ihm Adolf Jordan […] Als ich den Leutnant befehlen hörte, alle zu erschießen […] bemerkte ich beim Ausrichten, daß rechts von Alfred Jordan […] ein Soldat den Karabiner angelegt hatte und die Reihe entlang in Kopfhöhe zielte. Als alter Soldat dachte ich mir sofort, daß er mit einem Schuß mehrere erledigen wollte und senkte den Kopf etwas nach vorn. In diesem Augenblick krachte der erste Schuß, und sowohl Alfred Jordan wie auch mein Bruder sanken um. Auch ich warf mich zu Boden und hörte den Soldaten noch mindestens viermal die Reihe entlang schießen."

Der Leutnant ging dann mit einer Taschenlampe die Reihe ab, und ein So

dat gab jedem, der noch röchelte oder sich regte, den Fangschuß. Da dies das Ende für Hanse bedeutet hätte, sprang er mit einem Satz auf, rannte an den seitwärts stehenden Soldaten vorbei, um die Gebäude herum und verschwand in der Dunkelheit. Die Schüsse, die hinter ihm abgegeben wurden, trafen ihn nicht. Als am nächsten Tag deutsche Truppen diese Gegend erreichten, wurden die Leichen der Ermordeten in einem Jauchegraben gefunden, wo die Polen sie hineingeworfen und mit ein paar Schaufeln Erde beworfen hatten.

Die Bewohner des fast rein deutschen Dorfes Neutecklenburg hatten sich schon tagelang vor den polnischen Soldaten in den Wäldern versteckt. Unglücklicherweise kehrten zwei Männer gerade in dem Augenblick in das Dorf zurück, um das Vieh zu versorgen, als polnische Soldaten in das Dorf eindrangen. Die Soldaten versichterten ihnen, daß keinem der Bewohner etwas geschehen würde, wenn sie sie zu den im Wald Verborgenen führen würden, daß sie andernfalls aber erschossen werden würden.

Der einzige Überlebende, der Bauer Schmidt, berichtete, daß die 15 Personen in drei Reihen untergefaßt von den Soldaten zum Dorf getrieben wurden. Er selbst schleppte seinen kranken Schwager und seine Frau, die im sechsten Monat schwanger war, und stützte ihren ebenfalls kranken Bruder. An einem Wassergraben mußten sich alle in einer Reihe aufstellen und wurden, wie sich später herausstellte, auf Befehl eines Bataillonsarztes erschossen. Die Soldaten warfen die Leichen in den Wassergraben und gaben noch einige Schüsse auf sie ab. Schmidt, der nicht getroffen war und sich tot stellte, wurde ebenfalls in den Graben geworfen, konnte aber mit dem Mund über Wasser bleiben.

Die Namen der Ermordeten – es handelt sich um fünf Männer und neun Frauen – sind: Frau Klute, Elfriede Klute (21), Herr Grawunder (51), Frau Grawunder (53), Sohn Grawunder (23), Else Grawunder (20), Frau Markus (43), Heinz Markus (20), Friedrich Feldkamp (68), Frau Feldkamp (64), Albert Jost (47), Martha Schmidt (25), Olga Seel (24) und Meta Tackenberg (25).

Der 53 Jahre alte Bauer Albert Jeske aus Sladow (Kr. Sochaszew, Woiwodschaft Warschau) sagte aus, wie er, als deutsche Truppen schon in der Nähe waren, mit über 30 Volksdeutschen mit erhobenen Händen abgeführt wurde: „Nach kurzer Zeit mußten wir uns in einer Linie aufstellen. Es kam ein Offizier, der den Befehl gab, uns alle zu erschießen. Darauf eröffneten die polnischen Soldaten das Feuer auf uns, und in wenigen Augenblicken lagen alle am Boden. Ich selbst erhielt einen Streifschuß an der rechten Wange und warf mich nieder.

Ich hörte noch, wie die Soldaten dem polnischen Major über ihre Tat Meldung machten und er sie lobte. Er befahl noch, nachzusehen, ob jemand lebe, die mit dem Bajonett erstochen werden sollten. Dazu hatten die Soldaten aber keine Zeit mehr, sondern schossen noch einige Salven auf die am Boden liegenden Volksdeutschen und liefen dann fort."

Jeske versteckte sich in dem angrenzenden Kartoffelfeld und wartete auf die bald eintreffenden deutschen Soldaten.

Um nicht den Eindruck zu erwecken, es habe bei den vielen Massener-

schießungen eine große Zahl Überlebender gegeben, ist es notwendig, darauf hinzuweisen, daß solche Fälle höchst selten vorkamen. Der zufällig nicht oder nur leicht Getroffene mußte geistesgegenwärtig genug sein, sich totzustellen, und dazu noch das Glück haben, einem Fangschuß zu entgehen. Normalerweise gab es bei diesen Mordtaten keine Überlebenden. Es wurden immer nur die Leichen der Opfer gefunden, und nur die Wunden ihrer zerschlagenen Körper zeigten, wie grauenhaft ihr Leben geendet hatte. Von einem Teil der Ermordeten wurden nicht einmal ihre Gräber gefunden, und niemand weiß, was mit ihnen geschehen ist. Somit muß jeder Augenzeugenbericht, der hier aufgeführt ist, von einem dieser wenigen stammen, die zufällig mit dem Leben davonkamen.

Alexandra Berthold, Pfarrfrau in Nieschawa, bekundete unter Eid folgendes: „Von unseren Gemeindemitgliedern wurde uns berichtet, wie der Konfirmand Peplau von einem polnischen Soldaten auf dem Bajonett über den Markt von Alexandrowo getragen wurde. Er war noch lange nicht tot und soll so geschrien haben, daß selbst die polnische Zivilbevölkerung darüber empört war. Aus unserer Gemeinde hat polnisches Militär [...] [und] Zivilpersonen die Geschwister Karl und Lydia Schulz [...] mit dem Bajonett gestochen, dann in das Haus getrieben, dieses angesteckt, so daß beide verbrannten."

Kaufmann Otto Milbrat aus Hohensalza sagte unter Eid aus, wie er acht unbeerdigte Leichen nahe der Abdeckerei fand. Da etliche völlig nackt waren, muß angenommen werden, daß sie vor der Ermordung ausgeraubt wurden. Einer Leiche fehlte das linke Bein, einer anderen waren beide Beine abgehackt. Weiter stellte Milbrat fest, daß einer Leiche ein Auge, einer weiteren beide Augen ausgestochen waren und der Bauch aufgeschnitten war. „Die Leiche des Schmiedes Wagner fand ich in der Nähe der Baumschule Fuchs in einer Grube liegend vor. Sie war durch Stichverletzungen am Körper und am Kopf gräßlich verstümmelt. Auf der Leiche selbst lag viel Menschenkot, so daß daraus zu schließen ist, daß die Täter darauf ihre Notdurft verrichtet haben [...]"

Als die deutschen Truppen durch Pleß in Oberschlesien fuhren, wurden sie stürmisch von der deutschen Bevölkerung begrüßt und mit Blumen überschüttet. Der Betriebsleiter Emil Schwarzkopf wollte seine Familie zurückhalten, aber die Freude war zu groß. Sie waren nicht zu halten und rissen im Garten alle Blumen ab. Schwarzkopf sagte unter Eid weiter aus: „Es mögen über 100 Fahrzeuge vorbeigefahren sein, als plötzlich auf Soldaten und Zivilisten geschossen wurde [...] Direkt neben mir wurden meine Frau und mein Schwiegersohn erschossen. Ich erhielt einen Armschuß und leichte Verletzungen [...] Meine Tochter Lucie, mein Sohn Fritz und dessen Frau wurden schwer verletzt [...] Polnische Soldaten waren zur Zeit der Schießerei nicht mehr im Ort."

In Pleß waren die vormilitärisch ausgebildeten Jugendverbände schon im Juli mit Infanteriegewehren bewaffnet worden. Das geplante Massaker an der deutschen Bevölkerung nach dem Einmarsch der deutschen Truppen kam jedoch nicht in dem geplanten Umfang zustande, weil die Mordaktion

zu früh ausgelöst wurde, als noch zu viele deutsche Soldaten in der Stadt waren.[62]

Es gab auch noch andere Tragödien. Frau Anneliese Hoffmann aus Lissa und ihr Mann wählten den gemeinsamen Freitod durch Gift, da der Zustand der jungen Frau, die in zwei Monaten ein Kind erwartete, ein Überleben der „polnischen Internierung" aussichtslos erscheinen ließ. Obwohl die rettende Grenze nur acht Kilometer entfernt war, konnte an ein Durchkommen zu der Zeit nicht mehr gedacht werden.

Mit solchen Berichten, die nur andere Namen und unterschiedliche Einzelheiten nennen, im Grunde aber immer das gleiche aussagen, sind ganze Bücher gefüllt worden. Das wichtigste ist das 1940 erschienene Werk *Dokumente polnischer Grausamkeit,* das im Auftrag des Auswärtigen Amtes von der Deutschen Informationsstelle auf der Grundlage urkundlichen Beweismaterials herausgegeben wurde.

Im Abschlußbericht über die polnischen Greueltaten schrieb Oberstkriegsgerichtsrat Dr. Boetticher: „Die Menschen sind nicht immer erschossen, sondern häufig mit allen möglichen Werkzeugen, zum Teil vor den Augen ihrer Angehörigen erschlagen worden. Eine große Zahl der Leichen ist mit schweren Verstümmelungen aufgefunden worden [...] Bei Tarnowa in der Nähe von Kolo hat das polnische Militär auf eine große Anzahl Volksdeutscher geradezu eine Treibjagd [...] veranstaltet. Man fand mehr als 100 Tote."

Verschleppte auf Todesmärschen

Nachdem der am 1. September über den Rundfunk ausgestrahlte Aufruf die vorbereitete Verhaftung der Deutschen ausgelöst hatte, wurden diese in der Regel in die Kreisstädte gebracht. Durch den schnellen Vormarsch der deutschen Wehrmacht und die Behinderung des Eisenbahnverkehrs durch die deutsche Luftwaffe brach die gründlich vorbereitete Transportaktion vollständig zusammen. Schon am ersten Kriegstag kam keiner der geplanten Bahntransporte mehr zustande. In diesem Durcheinander wußten die Polen nichts besseres zu tun, als die Verhafteten überstürzt, ohne sie mit Lebensmitteln und Wasser zu versehen, mit äußerster Brutalität zu Fuß in das Innere Polens zu treiben.

Bei dieser Verhaftungswelle waren drei Arten von Scheinen ausgegeben worden: die roten bezeichneten die Personen, die festzunehmen waren, rosafarbene erhielten alle, die für eine Internierung vorgesehen waren, die gelben oder weißen kennzeichneten die weniger Gefährlichen, die evakuiert werden sollten. Diese bevorzugte Gruppe war die kleinste, die sich auf eigene Kosten für vier Wochen an einen bestimmten Ort in Ostpolen begeben sollte, um dort unter Polizeiaufsicht zu verweilen. Bei dem herrschenden Chaos wurden aber keine Unterschiede gemacht; alle drei Gruppen wurden verhaftet und völlig gleich behandelt. Nur in einzelnen Fällen wurden die mit roten Zetteln sofort erschossen.

Daß die Listen zur Verhaftung dieser Deutschen schon etwa im Mai ange-

fertigt worden waren, ließ sich daran erkennen, daß Personen, die später zugezogen waren, nicht verhaftet wurden, aber Leute gesucht wurden, die in den letzten Monaten verzogen waren. Frauen, die in dieser Zeit geheiratet hatten, wurden unter ihrem Mädchennamen gesucht, und auch nach zwischenzeitlich Verstorbenen wurde gefragt.

Nach Kriegsausbruch bot die Reichsregierung über die schwedische Gesandtschaft, die mit der Wahrnehmung polnischer Interessen in Deutschland (und in dem von der Wehrmacht besetzten Gebiet) beauftragt worden war, den Austausch verschleppter Deutscher gegen Nationalpolen an. Die polnische Regierung lehnte diesen aus Gründen der Menschlichkeit unterbreiteten Austausch ab. In Polen gab es keine Menschlichkeit, und da kein Deutscher lebend entkommen sollte, wollten die Polen die Opfer, die sie nun in ihrer Hand hatten, auf keinen Fall freigeben. Sie wußten auch, daß die Polen unter deutscher Herrschaft eine gleichartige Vernichtungsaktion nicht zu fürchten hatten. Der Kampf gegen den „inneren Feind" schien zu dieser Zeit der polnischen Führung wichtiger zu sein, als die deutsche Wehrmacht aufzuhalten.

Die Anzahl der Verschleppungszüge konnte bei all dem herrschenden Chaos nicht genau festgestellt werden, da Kolonnen willkürlich geteilt und andere zusammengelegt wurden. Es steht jedoch fest, daß in jedem Kreis mindestens ein Zug und in größeren Städten mehrere Kolonnen zusammengestellt wurden. Die im Bundesarchiv vorliegende Dokumentation hat zweifelsfrei 41 dieser Märsche aus den preußischen Gebieten von Pommerellen (Westpreußen) und Posen festgestellt. Das Bewachungspersonal bestand überwiegend aus Angehörigen polnischer vormilitärischer Jugendverbände. Die zweitgrößte Gruppe bildeten reguläre Soldaten, in geringerer Anzahl traten Hilfspolizisten und Polizei auf. Die jugendlichen Bewacher gehörten fast alle einer von drei verschiedenen Organisationen an, die als Strzelce (Schützen), Junaki oder P.W. (Przysposobieni Wojskowe) bezeichnet wurden. In einigen Fällen kamen bewaffnete Zivilisten der sogenannten Heimatwehr als Eskorte dazu. Manchmal boten die Polen für je zwei Deutsche einen Posten auf.

Diese alarmierten oft schon im voraus die Bevölkerung in jedem Ort, durch den die Elendskolonne zog, und richteten es immer so ein, daß die Deutschen möglichst lange der hysterischen Wut der Bewohner ausgesetzt wurden. Grinsend und schadenfroh sahen sie dann zu, wie die Verhafteten auf sadistische Weise geschlagen, bespuckt, mit Steinen beworfen oder auch totgeschlagen wurden, ohne eine Hand zu ihrem Schutz zu rühren. Nur in den ersten Tagen kam es in seltenen Fällen vor, daß die Bewacher – in diesen Fällen waren es Polizisten – die tobende Bevölkerung zurückhielten oder dies wenigstens versuchten. Oft riefen die Zivilisten: „Warum bewacht ihr sie? Gebt sie uns heraus! Wir werden ihnen schon die Gedärme herausreißen!"

Paul Wiesner aus Wollstein beschreibt in seinem Erlebnisbericht, wie sein Transport von etwa 120 Deutschen auf Pferdewagen am Sonntag, dem 3. September, morgens in Posen eintraf: „Man fuhr uns durch die Stadt, und die

polnischen Einwohner bewarfen uns mit Steinen, Ziegeln und Schmutz. Ihre Wut ging so weit, daß sie auf unsere Wagen sprangen und uns mit Knüppeln blutig schlugen. In einer Volksschule untergebracht, mußten wir zwei Tage und Nächte ohne Nahrung auf dem kahlen Fußboden verbringen [...] Im Fußmarsch ging es von Posen durch Kostschin. Dort schlug der Mob wieder einige Leute blutig und entkleidete vier in unserer Gruppe befindliche Frauen bis auf die Unterkleider, die nun barfuß gehen mußten."

Bald wankten viele blutbesudelt, mit notdürftig verbundenen Kopfwunden, in der Kolonne mit. Es gibt keine geeigneten Worte, die Mordgier der polnischen Zivilbevölkerung zu beschreiben, als sie beispielsweise beim Durchzug einer deutschen Kolonne durch die Stadt Schrimm 25 wehrlose Deutsche totschlugen. Reicht menschliche Vorstellungskraft aus, um sich ein Bild über das Aussehen derjenigen zu machen, die aus dieser Hölle gerade noch lebend entkamen?

Es gab grundsätzlich keine Verpflegung, trotz Staub und brennender Hitze meistens nicht einmal Wasser. Nur in wenigen Ausnahmefällen wurde etwas Brot ausgegeben. Manchmal gelang es, über die polnische Begleitmannschaft einige Lebensmittel zu kaufen. Vielen war aber das Geld geraubt worden, und es kam oftmals vor, daß sich der Pole das Geld geben ließ, aber keine Lebensmittel brachte. Ein paar Bissen von einer unter Lebensgefahr ausgerissenen Futterrübe war manchmal die einzige Nahrung für mehrere Tage. Hin und wieder brachten volksdeutsche Einwohner, die nicht verhaftet worden waren, Lebensmittel, die aber nur manchmal den Gefangenen gegeben werden durften. An erster Stelle bedienten sich die Wachmannschaften. Manche der Transportkommandanten waren in ihrem Sadismus so grenzenlos, daß sie den völlig erschöpften Menschen auch auf den Rastplätzen keine Ruhepause gewährten. Unter vielerlei Schikanen wurde „exerziert", und wer dabei umfiel, wurde erschlagen oder erstochen.

Alle Überlebenden berichten, daß die größten Qualen der brennende Durst verursachte, was auch in dem folgenden Bericht Otto Bäckers bestätigt wird. Das polnische Begleitpersonal hätte die erschöpften Menschen meistens ohne Mühe an Brunnen, Bächen oder Seen am Wege trinken lassen können. Für die Polen war es jedoch eine große Belustigung, die Deutschen absichtlich mit Durst zu quälen. Erhard Wittek, der den gleichen Marsch nach Lowitsch wie Bäcker, jedoch in einer anderen Abteilung dieses Zuges mitmachte, berichtete: „Ein Wasserloch am Wege, einige wollen hinlaufen, Wasser holen. Die Polen treiben sie mit Kolbenhieben zurück. Ein Wachmann nimmt auf flehentliches Bitten die Feldflasche eines Kameraden, geht zum Wasserloch, läßt die Flasche vollaufen, bringt sie heran. Zwei Hände strecken sich zitternd danach aus, zehn, zwanzig Augenpaare hängen an dem runden Gefäß, der Pole dreht die Flasche um, läßt den Inhalt zu Boden laufen, geht neben dem Zug her, hält die Flasche im Gehen vor sich her, das Wasser gluckert aus, rinnt in den Sand [...]"[63]

Wer erschöpft hinfiel oder aus der Reihe stolperte, wurde mit harten Schlägen, Fußtritten oder Bajonettstichen brutal angetrieben. Wer zusammenbrach und nicht mehr weiterkonnte, wurde kurzerhand erschlagen, erstochen oder

erschossen.

In anderen Fällen wurden die Marschunfähigen in Gruppen zurückgelassen. Man ließ sie in dem Glauben, daß sie mit einem Wagen nachgebracht würden. Sobald sich die Kolonne ein Stück entfernt hatte, wurden sie aber erschossen oder totgeschlagen. Es bestand ein strikter Befehl, jeden, der zurückblieb, zu erschießen oder zu erschlagen. An allen Straßenrändern dieser Todesmärsche lagen die Leichen der zu Tode gehetzten Deutschen. Bei der etwa 700 Personen starken Gruppe des Kreises Obornik beispielsweise gab es insgesamt 231 Tote. Von einer Marschgruppe, die aus 181 Personen bestand, deren letzter Teil bei Turek ermordet wurde, kehrten nur fünf Überlebende zurück. Etliche Marschgruppen oder Teile davon wurden vollständig liquidiert. Etwa 100.000 Deutsche waren damals inhaftiert oder befanden sich auf solchen Gewaltmärschen. Es waren Männer und Frauen jeden Alters, Greise, Mütter und Kinder, auch Säuglinge und Hochschwangere.

In einigen Gegenden wurden deutsche Bauern dazu verpflichtet, sich mit ihren Wagen und Pferden einer Kolonne anzuschließen, um Personen oder Lasten zu transportieren. Auch von diesen kehrten die meisten nie mehr zurück. Anderswo mußten sich alle deutschen Dorfbewohner auf einen Treck ins Innere Polens begeben. Wurden sie als Deutsche erkannt, nahmen die Polen ihnen Wagen, Gespanne und das geladene Hab und Gut ab, die Männer wurden in der Regel erschlagen oder erschossen.

Einer der ersten Berichte über einen dieser Todesmärsche erschien im *Posener Tageblatt* vom 19. September 1939. Ein Verschleppter aus Lissa, der den Leidensmarsch bis Lowitsch überlebte, beschreibt, wie er zusammen mit seinen Eltern von bewaffneten Zivilisten aus der Wohnung geholt wurde. So wie sie angetroffen wurden, trieben die Polen die Verhafteten zur Polizeiwache. Kein Mantel, keine Lebensmittel durften mitgenommen werden. Von einem Sammelplatz am Stadtrand ging es nachmittags im Fußmarsch nach dem neun Kilometer nordöstlich gelegenen Städtchen Storchnest. Hier wurde eine Anzahl Männer herausgesucht und in Schrimm vor ein Kriegsgericht gestellt, weil in Lissa angeblich Deutsche auf polnische Soldaten geschossen hätten. Obwohl keiner von diesen eine Waffe besessen, geschweige denn geschossen hatte, wurden sie zum Tode verurteilt und sofort erschossen.

Weiter heißt es in dem Bericht: „Nun begann ein Leidensweg, den zu beschreiben nicht möglich ist und dessen ganze Qual nur der verstehen kann, der ihn selbst mitgehen mußte. Greise, Frauen und Kinder wurden mitgetrieben, roh mit Kolbenstößen mißhandelt und besonders beim Durchmarsch durch Dörfer und Städte beschimpft, bespien, mit Steinen und Bierflaschen beworfen, geschlagen und getreten. Dabei taten sich auch polnische Offiziere besonders hervor. Irgendwelche Verpflegung gab es nicht. Wer genügend Geld hatte, durfte versuchen, durch Vermittlung der Begleitmannschaften etwas zu kaufen. Aber wie oft kam es vor, daß wir nichts erhielten und auch das Geld nicht wiedersahen [...]"



Diese Karte zeigt die wichtigsten Tatorte der Massaker gegen die volksdeutsche Zivilbevölkerung im ehemaligen Polen. Besonders extrem waren die Ausschreitungen westlich der Weichsel: Der „innere Feind" galt hier durch die Nähe zum Deutschen Reich als besonders gefährlich.

Verschleppungsmarsch ins polnische Hinterland

Otto Bäcker

Über den Autor

Otto Bäcker wurde am 2. April 1909 in dem Kirchdorf Groß Lunau an der unteren Weichsel des Kulmer Landes in Westpreußen geboren. Seine Eltern stammten väterlicherseits aus Friesland und mütterlicherseits aus Holland, deren Vorfahren als Mennoniten im 15. Jahrhundert bis zum Jahr 1670 in die Kulmer Niederung eingewandert waren. Seine ersten Erinnerungen betrafen die Kaiserzeit während des Ersten Weltkrieges.

Westpreußen, das einstige deutsche Ordensland beiderseits der unteren Weichsel, war als Grenzland bis Ende des Ersten Weltkrieges zu zwei Dritteln von Deutschen und zu einem Drittel von Polen und Kaschuben besiedelt. Trotzdem wurde es infolge des Versailler Diktats 1920 durch mehrfache Teilung zerrissen, wobei der größere Teil Westpreußens, etwa so groß wie Schleswig-Holstein, ohne Volksabstimmung als sogenannter „polnischer Korridor" Polen angegliedert wurde. Die durch das Versailler Vertragswerk neu gegründete polnische Republik wurde zu einem Nationalitätenstaat, der einen Kampf gegen alle Minderheiten führte, von denen die Deutschen nicht nur im westpreußischen Teilgebiet einer Ausrottungspolitik ausgesetzt waren. Für die deutsche Volksgruppe begann eine lange Leidenszeit.

Der polnische Terror traf auch die Familie Bäcker hart. Ottos 23 Jahre alter Bruder wurde im August 1920 auf der Rückreise von der Technischen Hochschule Danzig bei der Grenzkontrolle in Dirschau wegen angeblicher Spionage standrechtlich erschossen, weil ein Bekannter ihm einen verschlossenen Brief mitgegeben hatte.

Otto Bäcker besuchte das polnische mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium in Graudenz, das er 1927 mit dem Abitur abschloß. In der Klasse befanden sich 30 Schüler, von denen 28 katholisch waren. Ein Pole und Bäcker nahmen als Protestanten an den Prozessionen und katholischen

Feiern teil. Zur Klasse gehörte auch der Sohn des Generals Haller, mit dem sich Bäcker gut verstand. Gemeinsam besuchten sie viele Theateraufführungen.

Der polnische General Jozef Haller hatte im Ersten Weltkrieg mit seiner sogenannten „Blauen Legion" für Frankreich gekämpft und war im polnisch-russischen Krieg 1920 Kommandeur an der Nordostfront. Er erhielt vom polnischen Staat das Gut Gottersfeld im Kreis Kulm als Eigentum. Seine Truppen, die sogenannten Haller-Soldaten, waren im Jahre 1921 maßgeblich an den oberschlesischen „Aufständen" beteiligt, wobei sie sich durch besonders entsetzliche Verbrechen auszeichneten. Als Gegner des relativ gemäßigten Marschalls Józef Pilsudski wurde Haller 1926 schließlich in den Ruhestand versetzt.

Nach dem Abitur absolvierte Otto Bäcker die Landwirtschaftliche Fachschule in Thorn und schloß das Studium als Landwirtschaftsingenieur ab. Anschließend studierte er einige Semester Biologie, wobei ihn besonders die Verhaltensforschung interessierte.

Bäcker wurde Mitglied der Jungdeutschen Partei (J.D.P.), die unter Pilsudski zugelassen war und die Interessen von Mittel- und Kleinbauern sowie Arbeitern vertrat. Sie blieb jedoch politisch bedeutungslos. Nach Pilsudskis Tod im Jahre 1935 wurde der Kampf gegen die Deutschen drastisch verschärft. Unter dem deutschfeindlichen Nachfolger Eduard Rydz-Smigly wurde die deutsche Versammlungstätigkeit enorm eingeschränkt: Treffen waren nur noch in geschlossenen Räumen und in kleinem Umfang möglich, es gab ständig Polizeikontrollen, und über das Gesprochene mußte Bericht erstattet werden.

Der verschlüsselte Rundfunkaufruf am 1. September 1939 löste die Jagd auf die Deutschen mit Verhaftung und Verschleppung aus. Von Thorn begann der Verschleppungsmarsch nach Lowitsch, den Bäcker überlebte. Neben einer guten Portion Glück hatte er es auch teils seinen guten polnischen Sprachkenntnissen zu verdanken, nicht als Deutscher erkannt und erschossen zu werden.

Seine schrecklichen Erlebnisse schrieb er im November 1939 nieder. Es ist der ausführlichste Zeitzeugenbericht, der über die Todesmärsche der Volksdeutschen verfaßt wurde. Es gelang ihm damals aber nicht, einen Verleger dafür zu finden.

Trotz des Krieges gab es in Westpreußen einen wirtschaftlichen Aufschwung. Unter anderem wurden neue landwirtschaftliche Maschinen wie Mähbinder, Dreschmaschinen und Kipppflug, angeschafft, die arbeitssparend und bezahlbar waren. Und es gab Kunstdünger, der hohe Ernteerträge sicherte.

Als Otto Bäcker 1942 die deutsche Staatsbürgerschaft erhielt, übernahm er von seinem Vater die etwa 400 Morgen große Landwirtschaft, bestehend aus einem Fünftel Wald, einem Fünftel Weide und drei Fünfteln Ackerland. Er spezialisierte sich auf den Gemüseanbau, wie etwa Kohlsorten, Bohnen, Mohrrüben und Zwiebeln, und schloß Verträge mit Konservenfabriken ab.

Wie alle Westpreußen ereilte Otto Bäcker und seine Familie das Schicksal der Flucht und Vertreibung im Januar 1945. Ohne den Fluchtbefehl abzuwarten, brach er am 24. Januar mit einem vierspännigen Viehwagen für die Familie, die Eltern und Angestellten auf. Dieser Wagen mit den hochstehenden Seiten war mit Stroh und Frühbeetmatten ausgekleidet, darüber waren Teppiche gespannt. Der zweite Wagen mit zwei Pferden wurde mit Futter beladen und von einem eingedeutschten Polen gefahren. Bei 28 Grad unter Null fuhr der Treck über die von den Anwohnern abgesteckte Überfahrt der zugefrorenen Weichsel.

In der Kreisstadt Tuchel wurden die Treckwagen aufgrund der Vorfahrt, die den Verbänden der deutschen Wehrmacht zu gewähren war, getrennt. Der Deutschpole kam mit einem organisierten Treckschein gut voran. Der eigene Treck war mit der Familie bis zum 30. März 1945 sieben Wochen auf der Flucht. Bei einer nächtlichen Fahrt durch die Wälder der Tucheler Heide wurde der Treck plötzlich von polnischen Partisanen beschossen. Bäcker schoß mit der mitgeführten Jagdflinte zurück, worauf die Banditen verschwanden.

Unterwegs verstarb die Mutter; sie wurde in Schlawe in Pommern in einem rohen Sarg zusammen mit drei anderen Toten auf dem Friedhof begraben. Fast als letzter Treck wurde die vor Stettin gelegene Oderbrücke Alt-Damm erreicht, und zwar noch gerade rechtzeitig vor dem Beschuß durch die Russen. Von dort begab sich Bäcker mit seiner Familie vorübergehend zu Verwandten in das mit Flüchtlingen überfüllte Prenzlau in der Uckermark. Dann ging es weiter über die als sicher erscheinende Grenze der Elbe.

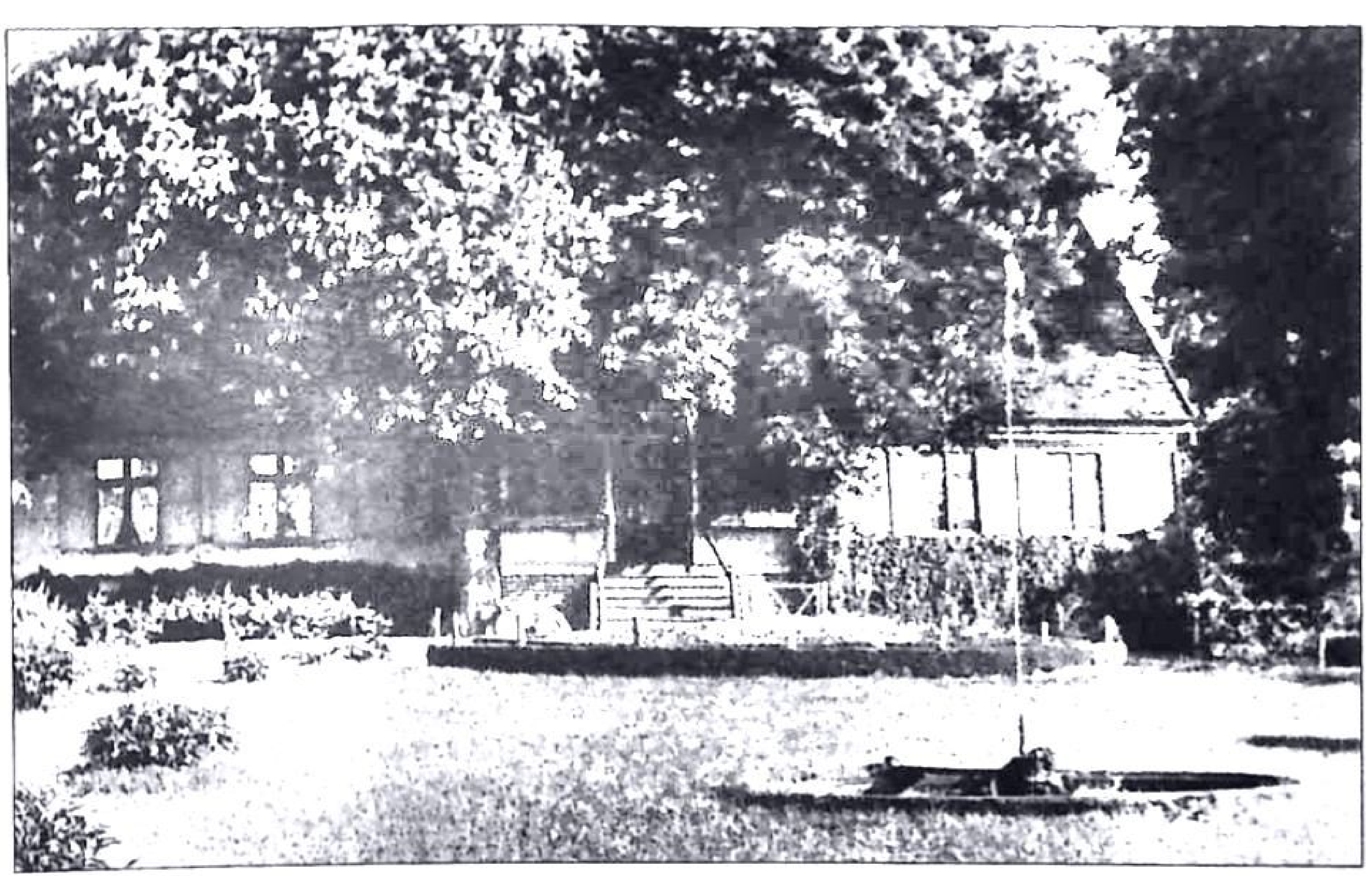
Nach einem Aufenthalt in Neunkirchen (Kr. Osterholz) bis zum 1. September und einem weiteren auf Gut Ritterhude bei Bremen bis April 1946 zog die Familie nach Oldenburg in den Landkreis Ammerland, wo Bäcker vier Jahre als Vorarbeiter in einem Gemüseanbaubetrieb tätig war. Das polnische Abitur und seine gesamte Ausbildung wurden nicht anerkannt, da kein Austauschvertrag mit Polen bestand.

Durch Übernahme einer Siedlung konnte er 1950 in Edewecht endlich wieder selbständig werden und die Grundlage für einen soliden Familienbesitz schaffen. Für die von Polen konfiszierte Landwirtschaft mit Hof und 400 Morgen Land erhielt er 28.000 Mark nach dem Lasten-Ausgleichs-Gesetz.

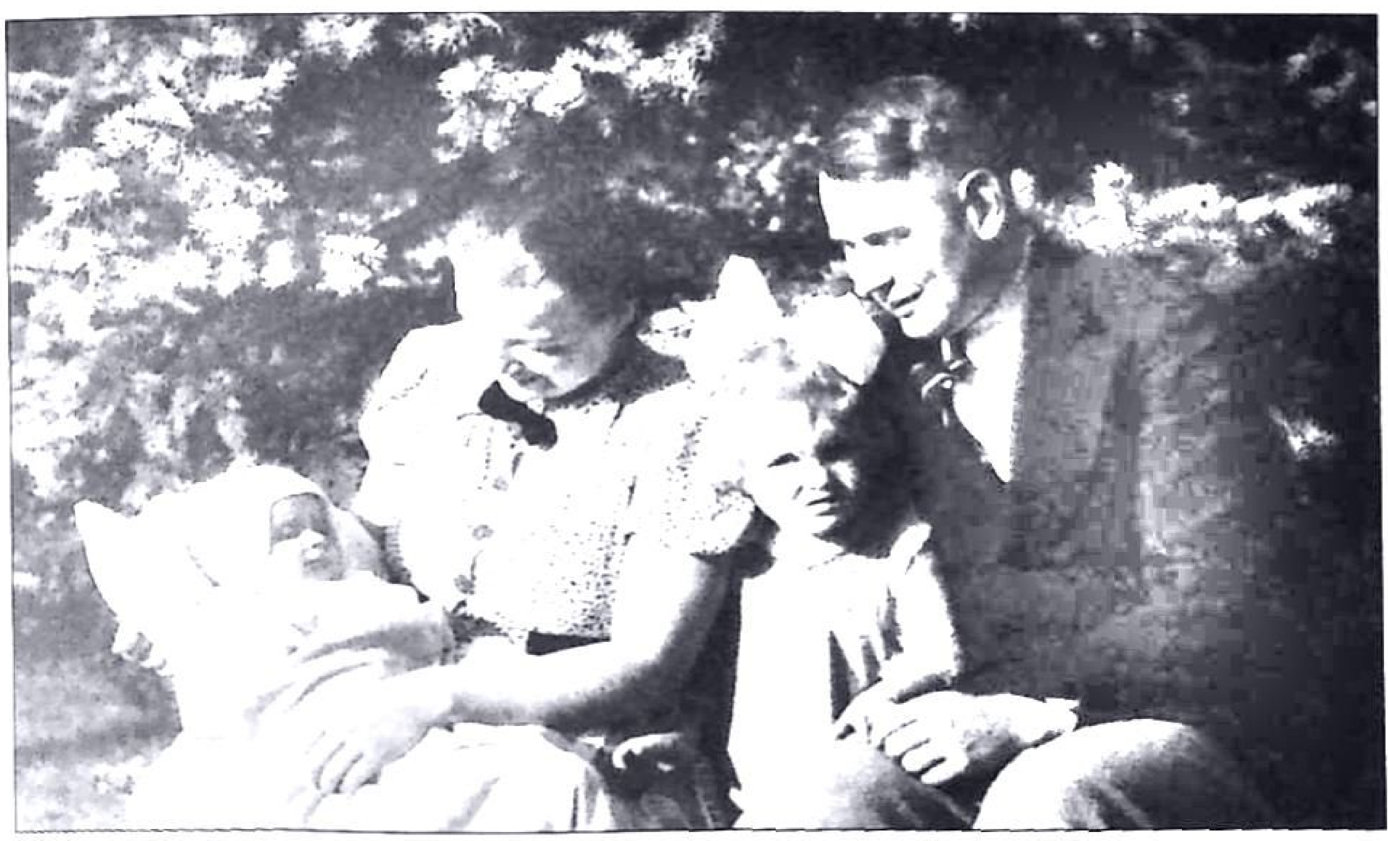
Sein Leben lang war Otto Bäcker geistig sehr rege und am politischen Geschehen interessiert. Wie selten ein anderer war er ein Zeitzeuge dieses Jahrhunderts. Dem jeweiligen Zeitgeist der wechselnden Systeme stand er stets kritisch gegenüber.

Bis ins hohe Alter blieb Otto Bäcker der westpreußischen Heimat verbunden, die er jedoch nach 1945 nie wiedergesehen hat. Sein Wunsch, den Jahreswechsel 2000 noch zu erleben, blieb unerfüllt. Nach kurzer Krankheit verstarb er am 6. Dezember 1999 im gesegneten Alter von 90 Jahren.

Erwin Günther



Otto Bäckers Elternhaus in dem Kirchdorf Groß Lunau an der unteren Weichsel. Konnte er nach seiner Verschleppung 1939 noch hierher zurückkehren, mußte die Familie 1945 wie Millionen andere Hab und Gut für immer zurücklassen.



„Behüt Dich Gott und kehr bald heim", hatte Otto Bäckers Frau auf die Rückseite dieses Familienfotos von 1938 geschrieben, das er bei der Verhaftung bei sich trug.

Drohende Kriegsgefahr

Das Leben der 1939 noch in Polen vorhandenen Deutschen wurde mit jedem weiteren Tag gefahrvoller und unsicherer. Am 23. März war die als Teilmobilisierung getarnte polnische Mobilmachung erfolgt, und die Kriegsvorbereitungen waren unübersehbar. Im Laufe des Sommers 1939 wurden Schützengräben angelegt, Brücken und Bahnlinien durften nicht fotografiert werden, und Stacheldraht wurde beschlagnahmt. Sogar der angebrachte Draht an Zäunen mußte abgenommen und abgeliefert werden. Wegen angeblicher Spionagegefahr wurde die Vernichtung aller Brieftauben befohlen. In großem Umfang wurden Pferde mit Sielen und Wagen, daneben Rinder und Schweine der deutschen Bauern fast ausnahmslos beschlagnahmt. Wagen und Pferdegeschirr der polnischen Bauern waren für militärische Zwecke wenig geeignet. Der Stimmung nach war damit zu rechnen, daß Polen zuerst angreifen würde. Die polnischen Medien überboten einander mit Kriegspropaganda, und der polnische Sieg bei Berlin galt als absolut sicher.

Am 30. August 1939 gab die polnische Regierung die allgemeine Mobilmachung bekannt und erklärte, daß man sich bereits als im Kriegszustand betrachte. Die voll mobilisierte Armee war aber schon längst aufmarschiert. Der deutsche Angriff am 1. September kam nicht überraschend. Die Wehrmacht traf vielmehr auf eine widerstandsfähige und kampfbereite Nation. Für die Deutschen in Polen entflammte nun eine Hölle, die Tausende nicht überlebten.

Der Terror wird unerträglich

„Sie haben innerhalb von zwei Monaten Ihre Waffen zu veräußern oder dieselben werden Ihnen zwangsweise enteignet." So lautete die Aufforderung der Landräte, die Anfang Juni 1939 an alle Volksdeutschen in Polen erging. Noch am selben Tage, nach Erhalt dieser Aufforderung, kam aber schon die Polizei und zog sämtliche Waffen ein.

Damit begann das Leiden der Deutschen in Polen Formen anzunehmen, wie man es bisher noch nicht erlebt hatte. Die Waffen waren uns abgenommen, und wir wehr-, rechtlos und vogelfrei, Freiwild für Willkür, Grausamkeit und Mordlust, die durch Militär und Kirche in der polnischen Volksseele wachgerufen wurden. Sinn- und haltlose Anschuldigungen, Verhaftungen, wahnwitzige Kerkerstrafen, furchtbare Mißhandlungen, zertrümmerte Geschäfte und Wohnungen, Tote und Verletzte, das waren die Ergebnisse dieser Hetzkampagne.

Schwer lastet die Zeit auf uns Deutschen und über allem die bange Frage: Wie lange noch? Wann hilft man uns?

Deutsche Menschen fliehen zu Zehntausenden vor dem Terror, Haus und Hof verlassend, über die Grenze ins Deutsche Reich. Andere schlafen die Nächte nicht mehr in ihren Häusern, sondern mit Weib und Kind auf taunassen Feldern oder versteckt in den Wäldern.

So geht die Zeit voll Not und Grauen durchs Land. Tief in der Seele der Volksgenossen steht das Vertrauen und Hoffen auf Deutschland, und dieser Glaube läßt die Menschen die Zähne zusammenbeißen und das Schwere geduldig ertragen.

Wir sitzen hinter Büschen versteckt am Ufer eines Teiches, ein alter Volksgenosse aus der Jungdeutschen Partei (J.D.P.) und ich, denn in der Öffentlichkeit kann man nicht mehr miteinander sprechen, ohne verdächtigt zu werden. Unsere Gedanken gehen über Wasser und Land, und mein Nebenmann sagt: „Ich glaube, wir Auslandsdeutsche stehen unter dem Schutz unseres Mutterlandes. Es ist nun nicht mehr erträglich, diese Qualen seiner Angehörigen schweigend zu erdulden. Bald werden wir frei sein!"

Seherisch klingen seine Worte, ich sehe den Morgen unserer Freiheit dämmern, vor dieser Freiheit aber wird Krieg stehen, Blut und Sterben. So seltsam diese Worte klingen mögen, so seltsam erscheinen sie mir auch. Sind wir doch Not und Leiden gewohnt, so ist in mir der Gedanke an Tod und Sterben doch niemals klar geworden. Es mag wohl daran liegen, daß wir in diesen Tagen an solche Dinge nicht dachten, weil wir das polnische Volk nicht so kannten, ja nicht einmal ahnten, wozu es fähig sein würde. An diese Worte meines Kameraden habe ich später oft denken müssen, er hatte nur zu recht behalten.

Die Tage vergehen. Reiche Ernte wird geborgen. Es fallen mir oft die Gespräche der polnischen Arbeiter auf, die sich fragen, ob die Ernte auch jemals gedroschen werden wird. Sie wußten damals schon mehr als wir, sie hatten ja schon die Anweisung von der Kanzel herunter erhalten, das Land im Kriegsfalle mit Mord und Brand zu überziehen.

Die allgemeine politische Lage wird immer gespannter, die Herausforderungen der Polen dem Deutschen Reich und den Volksdeutschen gegenüber immer unerträglicher. Wir schreiben inzwischen den 24. August 1939. Ein wunderschöner Spätsommertag steigt über den Wäldern herauf. Unendlich friedlich liegt das Land. Die Bauern sind dabei, die letzten Früchte zu bergen. Da kommt Bewegung in die Stille. Autos, Radfahrer jagen die Straßen und Wege dahin, bringen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus die Gestellungsbefehle. Haben wir bisher mit einer friedlichen Lösung des Konfliktes gerechnet, so steht für uns jetzt fest, Polen ist entschlossen, eine bewaffnete Auseinandersetzung mit Deutschland der friedlichen vorzuziehen.

Am Nachmittag erhalten wir den Befehl, sofort sämtliche Pferde und Wagen zur Aushebung zu stellen. Ein wahnsinniges Durcheinander entsteht auf den Straßen und Musterplätzen. Wir erleben eine Probe polnischer Organisationsfähigkeit. Die Nacht hindurch wird gemustert, bis spät in den Vormittag hinein, dann ziehen sie ab. In langen Kolonnen sehen wir deutschen Bauern unsere Pferde und Wagen verschwinden. Man hat uns alles genommen, für einen zerknitterten gelben Schein, den dieser Staat niemals einlösen wird. Trotzdem sieht man keine besorgten Gesichter, überall hört man leises Geflüster und die zuversichtlichen Worte: „Mögen sie uns alles nehmen, wenn sie uns nur am Leben lassen; uns wird, sobald wir wieder deutsch sind, weitergeholfen."

Am 26. August bringt mir ein Bote – ganz außer Atem – einen Eilbrief des Landrates. „Sie haben mir binnen 24 Stunden die Namen und Anschriften der Mitglieder der J.D.P. Ihrer Ortsgruppe zu melden.“ Durch den Rundfunk habe ich von der Verschleppung Volksdeutscher aus Oberschlesien und dem Posener Gebiet gehört, nun weiß ich auch, was dieses Schreiben bedeutet. Es ist die Vorbereitung für eine Internierung.

Ich bin lange mit mir im Zweifel darüber, ob ich überhaupt eine Antwort geben soll, mit der ich ja meine Kameraden verraten würde. Da man mir aber gleich für den Fall eines unpünktlichen Eingehens der Namen mit schweren Strafen droht und den Polen in dieser Zeit nicht mehr zu trauen ist, komme ich auf folgende Idee. Ich verfertige eine Namensliste der Mitglieder, von denen ich genau weiß, daß sie in letzter Zeit ins Deutsche Reich abgewandert, zum Militärdienst gezogen oder sonstwie unauffindbar sind. So gelingt es mir, eine Liste mit immerhin noch 120 Namen zusammenzustellen. Am nächsten Tag lasse ich diese Liste auf dem Landratsamt abgeben.

Nun rechne ich damit, daß im Verlaufe des Montags, am 28. August, meine Verhaftung erfolgen wird. Ich habe mich verrechnet, es geschieht nichts, auch in den nächsten Tagen nicht. Am 30. August nachmittags wird die allgemeine Mobilmachung ausgerufen. Überall stehen Menschen um die Plakate. Ich selbst bin eigentlich nicht gleich militärpflichtig, doch sind die Bekanntmachungen derart unverständlich, daß ich im Zweifel bin, ob auch ich zu den Einberufenen gehöre. Um aber sicher zu gehen, erkundige ich mich bei der Polizei. Mir wird dort gesagt, ich solle warten. Wenn man mich brauche, würde man mich holen. So warte ich und lasse die Dinge auf mich zukommen.

„Seit fünf Uhr fünfundvierzig wird jetzt zurückgeschossen!“

Dann kommt der 1. September. Ich sitze gerade am Frühstückstisch, da – ein Schlag, ein dumpfes Rollen, die Fenster klirren, Türen springen auf. Erschreckt stürmen wir auf den Hof, und nun hören wir deutlich aus Richtung Graudenz ein ununterbrochenes Rollen untermischt mit einzelnen schweren Schlägen, die die Erde erbeben lassen.

Das ist der Krieg! Aber nicht nur aus Graudenz, aus allen anderen Richtungen grollt es unheimlich zu uns herüber.

Eine heimliche Freude springt in uns auf, aber gleichzeitig steigt die Ungewißheit über unser Schicksal bis ins Unermeßliche. Was wird man mit uns machen? Selbstverständlich für mich ist, daß die Polen, wenn irgend möglich, jetzt schlagartig alle erreichbaren Deutschen internieren werden. Der Gedanke ist mir schon derart vertraut, daß ich mich im Geiste bereits hinter Stacheldrahtzäunen sehe und mir die Eintönigkeit des Lagerlebens in allen erdenklichen Farben ausmale, denn ich bin ja immer der Meinung, in den Händen einer Kulturnation zu sein. Das sind meine Gedanken, während ich dem fernen Kanonendonner lausche.

Als die ersten deutschen Truppen bei Graudenz über die Weichsel setzen und den Bau einer festen Pionierbrücke für das vorrückende Heer sichern, liegt vor den meisten Volksdeutschen im Osten Polens noch viel unermeßliches Leid. Doch der Jubel der Volksdeutschen in den Straßen von Graudenz ist unermeßlich.

Jetzt ist mein erster Gang zum Rundfunkgerät. Hier höre ich die Bestätigung meiner Vermutung durch jene denkwürdigen Worte: „Seit fünf Uhr fünfundvierzig wird jetzt zurückgeschossen!"

Immer schwerer werden die Einschläge bei Graudenz, schwarze Rauchschwaden ziehen träge durch den Morgendunst über die Weichselniederung hin. Es sind dies Bombentreffer auf den Bahnhof und Flugplatz. So wie bei uns im Augenblick das Grollen des Artilleriefeuers Schrecken verbreitet, so wird es uns im Laufe des Tages immer vertrauter, ja wir sind unglücklich, wenn es für kurze Zeit verstummt; denn es bedeutet für uns die Freiheit, und jeder Schuß bringt uns diesem Ziel näher.

Mein Hof liegt gegenüber dem Gebäude des Gendarmerie-Gruppenpostens, und ich kann ihn genau beobachten. Kaum waren am Morgen die ersten Detonationen hörbar, verbrannten die Polizisten ihre Akten. Der Wind treibt noch die halbverkohlten Papiere über meinen Garten, und um mich irgendwie zu beschäftigen und Herr über die innere Unruhe zu werden, versuche ich mühsam, diese Aktenstücke zusammenzusetzen. Es sind aber nur belanglose Sachen.

Jemand berichtet mir, daß am Vortage drei führende Persönlichkeiten des Deutschtums in einigen Nachbarorten verhaftet und ins Landesinnere gebracht worden seien. Dieses ist mir eine Warnung. Ich überlege, mich in den Wäldern zu verstecken, doch so einfach dieser Weg erscheint, so gefährlich ist er auch. Würde man mich nämlich nicht zu Hause antreffen, würde an meiner Stelle bestimmt einer meiner Angehörigen verschleppt, der es sicher weniger gut überstehen könnte als ich. Darum bleibe ich. Wir glauben ja auch nicht, daß die Schrecken wirklich derart sind, wie wir sie täglich durch den Rundfunk hören. Noch sehen wir solche Meldungen zum Teil als Zweckmeldungen an. Erst das eigene Erleben hat mir bewiesen, daß sie noch weit von der Wahrheit entfernt waren; denn das Elend und Grauen eines Marsches in die Internierung war hundertmal schlimmer.

Als sich der Abend des ersten Kriegstages über die Weichselniederung senkt, brausen Ketten deutscher Bomber über das Land. Sie jagen mit heulenden Motoren über Wald und Strom und verschwinden nach Norden. Der 1. September geht zu Ende, mondhell und drohend kriecht die Nacht herauf. Wir gehen nicht mehr schlafen, aus Angst vor herumziehenden Banden. Auf einer Gartenbank sitzend, vom Gebüsch verdeckt, lauschen wir dem fernen Grollen der Schlacht. Glühend rot zeichnen in der Ferne brennende Höfe den nächtlichen Himmel. Dort sind polnische Mordbrenner schon am Werk. Wann springt bei uns der rote Hahn von Dach zu Dach und von Hof zu Hof? Die Nacht vergeht aber ruhig, der 2. September bricht an.

Heute haben sich die Polen schon von ihrem ersten Schrecken erholt. Befehle und Anordnungen überstürzen sich. Endlose Kolonnen flüchtender Polen ziehen mit vor Schreck und Angst verzerrten Gesichtern ohne Sinn und Ziel die Straße nach Süden. Sie erzählen schaurige Geschichten von der Wirkung deutscher Waffen. Auch wir erhalten den Befehl, alles für eine Räumung bereitzuhalten. Die wertvollsten Sachen haben wir vergraben oder in einem abgelegenen Keller versteckt und beschließen, nur unter allergrößtem Zwang den Hof zu verlassen.

Die deutschen Bauern erhalten den Befehl, sämtliches Vieh auf dem Bahnhof der Kreisstadt abzuliefern. Es wird mit dem Schulzen hin und her verhandelt und der Abtransport von Stunde zu Stunde verschoben. Am Nachmittag läßt sich die Ablieferung nicht mehr umgehen. Da braust es auf einmal heran, Kette um Kette schwerer Bomber ziehen hinab zum Strom. Ein trockenes metallisches Krachen zerreißt die Luft, die Erde bebt, Fensterscheiben klirren, schwarze Rauchwolken steigen senkrecht empor. Die Maschinen haben begonnen, ihre Bombenlast abzuladen, die sich berstend in das weiche Erdreich des Weichselufers fressen und zurückflutendes polnisches Militär bei seinem Übergang über eine Notbrücke zerschlagen. Weiter ziehen die Maschinen, immer noch hört man die Einschläge der Bomben.

Der Marsch beginnt

Noch bewegt uns das Ereignis dieses ersten Luftangriffs. Die Hoffnung auf eine baldige Befreiung durch deutsche Truppen läßt uns den Schrecken, der uns dennoch in die Glieder gefahren ist, vergessen. Ein steifer Bohnenkaffee zu Hause soll nun die Lebensgeister wieder restlos in Ordnung bringen. Da klopft jemand hart an die Türe, herein tritt ein Polizist, den Karabiner im Arm und fordert mich auf, ihm auf die Polizeistation zu folgen. Auf meine Frage, ob ich nur für kurze Zeit dort hin solle, erklärt er mir, ich möge mich für länger einrichten. Jetzt weiß ich Bescheid. Der Polizist ist wenigstens so anständig und erlaubt mir, mich umzuziehen, auch darf ich etwas Geld mitnehmen. Dann nehme ich Abschied von Frau, Kindern und den alten Eltern.

Der Abschied ist kurz und herzlich. Die Kleinste läßt sich lachend die Liebkosungen des Vaters gefallen, sonst aber stehen Tränen in den Augen der übrigen. Besonders schwer wird es meinen Eltern, hatten sie doch schon 1920, am Anfang des Polenreiches, einen Sohn verloren. Aufgrund falscher Anschuldigungen war er standrechtlich erschossen worden. Soll ihnen jetzt auch der zweite genommen werden? Auch der Polizist verspürt eine innere Regung, beruhigend klopft er meiner Frau auf die Schulter und meint wohlwollend: „Es ist nun mal Krieg, und da ist es verständlich, wenn jemand interniert wird." Im übrigen möge sie beruhigt sein, denn ich käme ja zurück. Ein schwacher Trost, aber vielleicht entsinnt sich der Mann im Augenblick all des Guten, das er von mir und meiner Familie gehabt hat. Ich reiße mich los und gehe dem Polizisten voran auf den bereitstehenden Wagen zu. Hier treffe ich einen Kameraden, der mit mir das gleiche Schicksal teilt.

Wir fahren zur Polizeistation, müssen absteigen und auf der Treppe warten. Ein Polizist bewacht uns mit schußbereitem Karabiner. Im Vorraum warten noch einige Personen, ein Vater mit seinem Sohn, in abgetragener Kleidung, ohne Schuhe in Holzpantoffeln, so wie man sie bei der Arbeit antraf. Man gab ihnen nicht einmal Zeit, sich umzuziehen. Wir sind fünf Leidensgefährten, teilen die letzten Zigaretten und warten auf das, was da kommen mag.

Meine Mutter kommt und bringt mir noch etwas Brot, Butter und eine Wurst. Ein Händedruck – sie geht wieder. War das der letzte? Niemand kann

eine Antwort darauf geben. Man hofft doch, in den Händen einer Kulturnation zu sein, die bisher jedenfalls Anspruch darauf erhob. Man hofft aber auch noch etwas anderes, und diese Hoffnung ist die stärkere: auf die deutsche Wehrmacht! Internierungen hat es in allen Kriegen gegeben, und immer ist ein Großteil zurückgekommen. Warum soll uns das Schicksal nicht auch gnädig sein?

Wir erhalten den Befehl, wieder den Wagen zu besteigen. Zwei Polizisten werden zu unserer Begleitung beordert. Einer erklärt uns, daß wir nun interniert seien und daß derjenige, der einen Fluchtversuch wagt, erschossen würde. Vor dem Gasthaus des Dorfes wird noch einmal gehalten, wir dürfen Zigaretten kaufen. Ein anderer Wagen bringt zwei verhaftete Nachbarn, dann geht es endgültig los, einem unbestimmten Ziel entgegen.

Unsere Fahrt will nicht so ganz glatt vonstatten gehen. Immer wieder brausen deutsche Flugzeuge über die Niederung, längs der Weichsel ihre Bombenlast abwerfend. Bei jeder Annäherung der Maschinen müssen die Wagen halten, um unter Chausseebäumen Deckung zu suchen. Vor dem Gemeindeamt erhalten wir neuen Zugang von vier Kameraden, die stumm und gedrückt zu uns steigen. Die Fahrt geht weiter, niemand weiß wohin. Die Polizeibeamten geben uns keine Antwort. Überall entlang der Straße stehen alte Bekannte, sie grüßen uns mit stummen, tränenverhaltenen Blicken. Die Wagen verlassen jetzt die Straße, denn die Begleitung fürchtet sich zu sehr vor den Flugzeugen. So fahren wir nur noch Feldwege, und das stumme Dahinbrüten weicht langsam einer zuversichtlicheren Stimmung. Unsere Lage wird erörtert. Die Aussichten auf ein Wiederkommen werden recht verschieden beurteilt, bei den einen 50 zu 50, bei den anderen dagegen auf 100 Prozent, die dritten sind überhaupt nicht davon überzeugt.

Unaufhörlich begleiten uns deutsche Flugzeuge, dauernd hören wir die schweren Detonationen, Jäger überfliegen uns gleich einem Mückenschwarm. In einem Wald geht es bergan. Wir müssen absteigen und zu Fuß weitergehen. Hier haben wir unser erstes Zusammentreffen mit evakuierten Städtern und polnischem Militär. Wüstes Geschrei der Zivilisten empfängt uns. Wir können nicht verstehen, was man von uns will. Da springt ein Mann mit haßverzerrtem Gesicht auf den nächsten von uns zu und will ihm eine wassergefüllte Literflasche über den Kopf schlagen. Nur mit Mühe kann der begleitende Polizist, der sich immer ganz loyal gezeigt hatte, das verhindern. Durch den Lärm ist ein herumlungernder Soldat auf uns aufmerksam geworden. Auch dieses Mal wehrt der Polizist den Angriff ab und weist den Soldaten mit den Worten zurück: „Bedenke, daß du ein polnischer Soldat bist!"

Unterdessen sind wir auf die Anhöhe gekommen. Weit liegt das Land zu beiden Seiten der Weichsel vor uns. Überall stehen gewaltige Rauchsäulen, die Zeichen deutscher Bombentreffer. Noch einmal schaue ich auf das Tal zurück, präge mir diesen Blick tief ein und nehme endgültig Abschied von der Heimat. Nun will ich mir Mühe geben, alles, was hinter mir liegt, zu vergessen; denn was nun vor mir liegt, wird eine Fahrt in ein unbekanntes Abenteuer.

Wir fahren wieder. In einem Dorf, es ist Reinau, wird gehalten. Die Pferde werden getränkt, und wir dürfen uns um den Wagen herum die Beine vertreten. Dann geht es weiter in den langsam herabsinkenden Abend. Fast endlos erscheint uns die Fahrt. Von Ferne hören wir immer noch die Geräusche der Flugmotoren. Grell steigt eine Feuersäule in den abendlichen Himmel. Weit scheint die rote Glut. Dort sind wieder Mordbrenner am Werk. Es ist ein großer Gutshof, der ihnen zum Opfer gefallen ist. Durch ein kleines Städtchen geht unsere Fahrt, vorbei an einem großen Fabrikgelände, es muß Unislaw sein.

Auf einem großen Hof wird halt gemacht. Der Polizist nimmt noch einmal unsere Personalien auf. Dann steigen wir ab und werden in einen Raum unter dem Speicher geführt. Undurchdringbare Dunkelheit, dumpfer, heißer Brodem empfängt uns. Wir stolpern hinein und stoßen gleich mit Menschen zusammen. Ein Talglicht wird angezündet, vor uns liegt im Halbdunkel eine Halle, auf deren Zementboden, dicht zusammengekauert, Menschen liegen. Das Auge gewöhnt sich bald an das Licht, und ich erkenne eine Menge Bekannter aus dem Kreise, die man schon vor uns hier eingekerkert hat. Wir feiern zwar kein freudiges, dafür aber ein tröstliches Wiedersehen. Das Gefühl, nicht mehr allein zu sein, noch andere Kameraden zu haben, gibt wieder neuen Mut. Die Stimmung hebt sich für kurze Zeit. Während wir von den wenigen mitgebrachten Vorräten gemeinsam essen, werden sogar derbe Späße gewechselt. Dann aber überfällt uns die Müdigkeit. Wir legen uns auf den Zement und versuchen zu schlafen. Doch das ist schwer in diesem dicken Mief. Unruhig wälzt man sich hin und her, eine allgemeine Nervosität greift um sich. Nach Mitternacht hören wir wieder das Brummen der Flugzeuge. Niemand darf mehr ein Licht oder eine Zigarette anzünden, deren Lichtschein könnte uns ja ein paar Bomben einbringen. Die Nervosität wird langsam unerträglich. Wie soll das wohl enden, wenn wir noch lange in solch einer Haft bleiben müssen?

Um 3 Uhr morgens werden wir geweckt. Einzeln müssen wir mit erhobenen Händen herauskommen. Hilfspolizisten durchsuchen jeden nach Waffen und nehmen die Taschenmesser fort. Zu dreien werden wir aufgeteilt, es sind genau 29 Glieder. Diese 87 Mann werden noch einmal unterteilt, und zwar in Gruppen zu 45 und 42. Kalt ist die Nacht, Nebel liegt über der Erde. Mit einem Lastwagen hat man noch ein Ehepaar gebracht. Die Frau in einem dünnen Blüschen zittert vor Kälte. Beide müssen sich hinten einreihen.

Die erste Kolonne marschiert ab. Ich befinde mich im letzten Glied. Stumm geht es weiter, sprechen ist verboten. Wohin? So fragen sich wohl alle, geht es zum Bahnhof? Will man uns verladen? Nichts von alldem, es geht zur Stadt hinaus dem jungen Tag entgegen. Es ist um die Zeit, wo noch alles schläft. Heute ist es aber schon überall lebendig. Die Straßen sind mit Flüchtlingen bevölkert, die eilig weiterziehen. Irgendwo abseits der Straße haben sie nachts eine kurze Rast gehalten, jetzt geht es dafür mit doppelter Eile weiter.

Die ganze Not der flüchtenden polnischen Bevölkerung offenbart sich uns während der ersten Marschkilometer. Hier ist ein Pferd gefallen, es konnte

nicht mehr weiter, mitten auf der Straße ließ man es liegen. Es hebt den Kopf und schaut uns mit wehmütigen Blicken an, als wollte es fragen: „Kennt ihr vielleicht den Sinn meines und eures Lebens?“ Nein, wir kennen ihn nicht. – Oder doch? – Doch!

Eine Regierung ist wahnsinnig genug gewesen, sich zum Werkzeug machen zu lassen mit dem Zweck, Deutschland zu vernichten. Daß gleichzeitig auch Polen verelendet, ist für jene Drahtzieher nur eine willkommene Begleiterscheinung. Aber was weiß das Pferd schon davon, wenn selbst die verantwortlichen Männer dieses Staates keine Ahnung davon haben.

Gebrauchsgegenstände aller Art liegen in den Straßengräben, selbst Betten hat man fortgeworfen, um schneller voranzukommen. Wieder liegt ein Fuhrwerk fest, ein Rad ist gebrochen, obenauf sitzt eine Schar weinender Kinder. Die Mutter bittet den Kommandanten unseres Zuges, ihr zu helfen, doch stumm und achselzuckend geht er vorbei. Typisch für die polnische Einstellung, hetzen kann man wohl, aber helfen will man nicht, selbst nicht den eigenen Leuten.

Der Tag kommt immer höher herauf, der Marsch ist schwer. Abwechselnd müssen wir ein großes Paket tragen, und wir tragen es gern, denn wir glauben, es ist unser Proviant. Später stellt sich heraus, daß es die wenige, bewegliche Habe eines Polizisten ist.

Einmal machen wir halt. Ein 84jähriger Mann bricht zusammen, er ist völlig erschöpft. Unbarmherzig wird er von der Begleitung gestoßen und wieder auf die Beine gestellt. Doch es hilft selbst der Kolben nicht mehr. Man läßt ihn schließlich liegen, gibt ihm einen Schluck Wasser, ein Militärauto nimmt ihn mit. Alle bekommen Wasser, dann geht es weiter.

Thorn ist die Hölle

Der Transport nähert sich immer mehr der Ortschaft Thorn. Am Stadtrand müssen wir von der Straße herunter, weil ein einziges deutsches Flugzeug irgendwo in der Gegend kurvt.

Im Wald herumlungerndes polnisches Militär stürzt sich auf uns. Ein Offizier schlägt mit seinem Stahlhelm auf einen älteren Mann ein, bis er zu Boden sinkt. Überall hagelt es Schläge und Fußtritte. Ich befinde mich ganz hinten und bekomme noch nichts ab. Aber ich weiß jetzt, was wir noch alles auf diesem Marsch erleben werden, wenn wir noch jemals aus diesen Wäldern hier heraus kommen. Das sind keine Soldaten mehr, das sind Bestien.

Der Offizier fragt unseren Transportführer, warum sie sich überhaupt mit uns quälen, sie sollen uns doch gleich vor die Maschinengewehre stellen, wir werden ja sowieso erschossen. Nach langen Verhandlungen werden wir endlich weitertransportiert. Ich muß von nun an das Fahrrad eines Polizisten führen. Aus allen Ecken kommen die Soldaten zur Straße gelaufen, um sich den Mut an uns zu kühlen. Immer wieder ergeht an unsere Bewachung die Aufforderung, an die Seite zu treten, damit man diese „Schwaben“, diese Hurensöhne erschießen könne. Eine wahre Mordgier bemächtigt sich der Sol-

daten. Es ist, als befänden sie sich in einer Art Blutrausch, Gewehrschlösser knacken. Ich erwarte jeden Augenblick, daß Schüsse aufpeitschen.

Unser Marschtempo wird immer schneller. Wir versuchen, so schnell als möglich aus dieser Gefahrenzone zu gelangen. Ich bin der letzte im Transport und falle meiner Größe wegen besonders auf. Hinter mir geht noch ein dicker Polizist, der versucht, sich seitwärts zu halten, um den Blick auf uns freizugeben und damit eine allgemeine Schießerei zu provozieren. Ich habe Mühe, so zu marschieren, daß ich immer von einem Begleitmann gedeckt bleibe. So kommen wir endlich aus dem Bereich dieser verhetzten Soldateska heraus und atmen erleichtert auf. Leider nicht lange, denn wir stoßen bald wieder auf einen Haufen Soldaten, anders kann man die Formation des polnischen Militärs, das sich ohne ordentliche Führung, ohne Disziplin ziellos in der Gegend herumtreibt, nicht nennen. Sie sind dabei, etwa hundert Meter von der Straße entfernt einen Stacheldrahtzaun zu bauen.

Bei einigem guten Willen unserer Führung wäre es ein leichtes gewesen, uns hier unbehelligt vorbeizubringen. Aber im Gegenteil, man läßt uns gerade an dieser Stelle halten. Die üblichen Belästigungen beginnen. Zum Glück haben die Männer keine Gewehre, so kann diese Begegnung nicht zur Katastrophe ausarten, es bleibt bei Schlägen und Tritten. Es geht weiter, allmählich kommen wir zu den ersten Häusern der Stadt. Sofort geht der Krieg gegen uns los. Aus allen Häusern und Querstraßen strömt das Volk herbei und dringt auf uns ein. Selbst Kinder beteiligen sich an den Mißhandlungen, indem sie Steine nach uns werfen. Ein Zivilist tritt auf den Transport zu, einen scharfkantigen, mehr als faustgroßen Stein in der Hand. Damit schlägt er einem Mann vorn auf den Kopf, bis das Blut aufspritzt. Wüste Drohungen werden von allen Seiten gegen uns ausgestoßen, wie: „Stellt sie an die Wand, die Hurensöhne, an die Bäume mit den Schwaben, eine Kugel ist zu schade für die Hitlerhunde!" So verfolgen uns die Zurufe.

Diejenigen, die irgendein Stück der armseligen Habe eines Polizisten tragen, müssen jetzt in die Mitte des Zuges genommen werden, damit diese Kostbarkeiten unbeschädigt bleiben. Weiter geht es. Der Weg scheint uns unendlich. Wir sind zum Umfallen müde, ein wahnsinniger Durst quält uns, aber trotzdem gehen wir erhobenen Hauptes dahin. Die Polen sollen wissen, daß uns als Angehörige des deutschen Volkes selbst die Qualen, die sie sich für uns ausgedacht haben, unseren Mut nicht nehmen können. Wie eine Sehenswürdigkeit führt man uns in einer Art Triumphzug durch die Stadt. Diese Heldentat, wehrlose Menschen zu mißhandeln, ist in ihren Augen so groß, daß man sie unbedingt der ganzen Bevölkerung zeigen muß. Höhnisches Lachen verfolgt uns, und vom Straßenrand fragt jemand: „Ihr verfluchten Hitlerhunde, wie gefällt euch denn dieser Marsch zurück ins Reich?"

Todmüde, halb verdurstet und zerschlagen halten wir endlich vor einem Kino in der Vorstadt. Hier sollen wir einen längeren Aufenthalt haben. Es gibt im Vorraum sogar richtige Stühle, auf die wir uns setzen dürfen. Schwer fallen die Menschen auf die Sitzgelegenheiten, viele können sich kaum noch setzen, so haben sie sich durchgelaufen. Sie hocken nur auf den Stuhlrändern.

Schmutzig, verstaubt, eingefallen sind die Gesichter. Das eben Erlebte und die Erkenntnis des Kommenden haben die Menschen hart gezeichnet. Stumm, zusammengekauert, ein Häuflein menschlicher Not und menschlichen Elends, so sitzen wir da. Es wird kein Wort gesprochen, die Lippen sind fast zusammengetrocknet, jeder Versuch zu sprechen verursacht Schmerzen. Durst quält die Menschen. Wasser – ist unser Gedanke. Da entdeckt jemand in der Toilette eine Leitung. Mit unheimlicher Gier stürzt sich alles vor, drängt sich, stößt sich. Jeder will der erste sein, um Becher auf Becher dieses köstlichen Trunkes in langen Zügen hinunterzustürzen, um dann wieder erschöpft und stumm vor sich hinzubrüten.

Die Zeit verrinnt nur langsam. Zwar ist der Durst gestillt, dafür meldet sich unser zweiter treuer Begleiter, der Hunger. Er wird immer aufdringlicher. Das wenige, das wir an Eßbarem mitführen, soll nur für den äußersten Notfall aufgehoben werden. Es gelingt uns schließlich nach langen Verhandlungen, von unserer Bewachung die Erlaubnis zu erhalten, Lebensmittel aus der Stadt zu besorgen. Zwei Kameraden sammeln Geld und gehen unter starker Bewachung einkaufen. Die Polen lassen sich sogar noch weiter erweichen, und ich darf für uns eine ganze Ladung Tabak und Zigaretten, natürlich unter der Bewachung eines schwer bewaffneten Polizisten, aus einem Kiosk auf der gegenüberliegenden Straßenseite holen.

Trotz alledem liegt Schweigen über dem Raum. Es will kein Gespräch aufkommen, denn niemand spricht von dem Vergangenen, und niemand denkt an die Zukunft. Das Denken scheint in uns überhaupt erstorben zu sein. Es hat ja auch keinen Zweck. Wir ändern damit doch nichts an unserem Schicksal, das sich so oder so einmal erfüllen wird.

Später werden wir in den Vorführraum gebracht. Eine Frau und drei alte Männer kommen neu hinzu. So warten wir Stunde um Stunde, zum Umfallen müde, und doch kann man nicht einschlafen.

Es mag schon spät am Nachmittag sein, die Sonnenstrahlen fallen sehr schräg durch die Abdichtung der Fenster, als wieder deutsche Flugzeuge über der Stadt kreisen. Bomben werden geworfen und bersten, daß die Häuser erzittern. Blaß werden die Gesichter der Wachmannschaften, Wut leuchtet aus ihren Augen. Wie wird erst das Volk draußen in der Stadt toben? Ich kann es mir schon denken, wie es uns empfangen wird, wenn wir diesen Bau einmal verlassen. Zuletzt übermannt mich die Müdigkeit doch. Ich lege mich auf den Boden, den Mantel unter den Kopf gerollt und falle in einen tiefen Schlaf.

Um 9 Uhr abends werden wir unsanft geweckt. Es heißt, sich zum Weitermarsch fertigmachen. Was heißt bei uns schon fertigmachen? Das letzte Stükkchen Brot wird in die Tasche gesteckt, die Wurst, unser eiserner Bestand, kommt zum Kameraden in den Rucksack, und dann sind wir abmarschbereit.

Langsam geht es hinaus. Im Ausgang findet wieder die übliche Durchsuchung nach Waffen statt. Dann stehen wir draußen auf der Straße in drei Gliedern angetreten. Jetzt haben wir einen Offizier als Führer erhalten. Seine Begrüßungsworte sind nicht erfreulich und lassen für die nächsten Stunden

nichts Gutes ahnen. Er sagt uns wörtlich: „Wer von euch die Flucht versucht, wird erschossen. Ebenso hat das Militär das Recht, euch zu schlagen und mit dem Kolben zu stoßen, ihr verfluchten Hitlerhunde!"

Und dann beginnt der Marsch durch die Stadt. Das Militär macht von der Erlaubnis, uns zu schlagen, reichlich Gebrauch. Besonders zwei Unteroffiziere, jeder mit einem Gummiknüppel bewaffnet, schlagen unbarmherzig auf meine Kameraden ein. Hauptsächlich auf dicke Männer haben sie es abgesehen. „Ihr habt euch lange genug von polnischem Brot gemästet, und jetzt wollt ihr dafür unser Vaterland verraten?" Bei jedem dieser Worte schlägt man den Bedauernswerten mit dem Gummiknüppel über Kopf, Gesicht und Rücken. Sie stöhnen nur einmal leise auf, die Ärmsten, dann ertragen sie all die Mißhandlungen mit stolzem Schweigen.

Unser Marschtempo wird immer schneller, wie gehetztes Wild durcheilen wir die Straßen. Ich habe Glück und bekomme nicht viel dabei ab, aber mancher Kamerad ist blutüberströmt bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen.

Keuchend und zitternd halten wir endlich vor dem Polizeigebäude in der Nähe des Theaterplatzes, immer noch von unseren Peinigern verfolgt. Besonders meinen Schulkameraden H. Hermann haben sich die Bestien vorgenommen. Obwohl sie ihn schon den ganzen Tag mißhandelt haben, kommen sie immer wieder auf ihn zurück. Man fordert ihn unter Schlägen auf zu lachen, was er begreiflicherweise gar nicht kann, denn er muß die polnische Nationalhymne singen. Erst als er sie wirklich singen kann, läßt man von ihm ab, um den nächsten in ähnlicher Weise zu quälen. So geht es noch eine Weile weiter, bis sich die beiden Helden ihren Mut an wehrlosen Menschen gekühlt haben.

Wir haben einen Augenblick Ruhe. Aus dem Gebäude bringt man immer neue Kolonnen anderer Internierter heraus. Mit Kolbenstößen treibt sie die Bewachung im Laufschritt zur Innenstadt. Ganze Gruppen von Frauen sind dabei, die, gleichfalls brutal gestoßen, mit wehenden Haaren und Kleidern keuchend vorüberhetzen. Wie ein Geisterzug hasten diese Menschen über den von fahlem Mondschein erhellten Platz.

Wir werden jetzt in der schmalen Hofeinfahrt des Polizeigebäudes neu zusammengestellt und bekommen eine neue Bewachung. Diese wird anstatt der bisherigen Hilfspolizei nun durch bewaffnete P.W. ersetzt, das sind sechzehn bis achtzehn Jahre alte Jungen einer vormilitärischen Formation.

Im Eilschritt geht es zurück in die Stadt. Die Furcht vor einer nochmaligen Wiederholung des soeben Erlebten treibt uns alleine, ohne die ermunternden Kolbenstöße der Begleitung, zu größter Eile an. In einer schmalen, von hohen, düsteren Mauern umsäumten Straße halten wir. Vor uns staut sich die ganze Masse der Verschleppten. Wir stehen und warten. Immer mehr dieser Jungen unserer Bewachung werden herangeführt, so daß schließlich auf vier Internierte zwei Mann Bewachung kommen.

Die Zeit scheint uns eine kleine Ewigkeit zu sein, man weiß scheinbar nicht, was mit uns geschehen soll. Das lange Warten spannt die Nerven auf das äußerste. Jeder macht sich wohl die unmöglichsten Gedanken, was jetzt werden soll – und plötzlich ist eine Lösung gefunden. Man wird uns wohl erschießen

wollen! Der Gedanke ist urplötzlich da und steht wie ein graues Gespenst über der Kolonne. Mein Kamerad Baumann, der wie immer neben mir geht, flüstert mir leise zu: „Ich glaube, jetzt werden sie uns das Genick abdrehen." Sonderbar, auch mich beschäftigt dieser Gedanke gerade. Wir drücken uns, als wollten wir Abschied nehmen, die Hände und schweigen und warten weiter. So mag es im Augenblick wohl allen fünfhundert Kameraden des Zuges gehen.

Die Begleitmannschaft neben mir spricht viel von CKM, was im polnischen die Abkürzung für schweres Maschinengewehr bedeutet. Niemand weiß, daß die Einheit dieser Jungen sich so nennt. Es ist darum begreiflich, wenn nun unsere Fantasie zu arbeiten beginnt und sich die schlimmsten Bilder ausmalt. Im Geist sehe ich schon die Massengräber geschaufelt, sehe uns an diese Massengräber gestellt, höre die Maschinengewehre knattern. Ich habe nur einen Wunsch, daß diese Qual dann auch schon so bald wie möglich ein Ende hat. Dieses Warten zwischen den düsteren, toten Mauern, die Ungewißheit, dieses unheimliche Schweigen, das über allem liegt, ist nicht mehr zu ertragen.

Der Mond ist inzwischen über die hohen Giebel der engen Gassen gestiegen, es muß schon spät sein. Ein Blick auf meine Armbanduhr sagt mir, daß es schon hart auf Mitternacht geht. Vom langen Stehen schmerzen die Beine unerträglich. Meine Gedanken wandern zurück in die Heimat und weilen bei den Angehörigen. Es ist das erste Mal, daß ich während des Marsches überhaupt an zu Hause denke.

Ein Kommando reißt mich in die Wirklichkeit zurück. „Seitengewehre aufpflanzen!" lautet es und gilt der Bewachung. Mit lautem Geklapper stecken die Polen die langen, spitzen, kantigen Seitengewehre auf die fast vorsintflutlich erscheinenden, langen ehemaligen russischen Karabiner. Dann steigt ein Polizist die Stufen zu einem Hauseingang empor und spricht einige polnische Worte zu uns, die sofort von einem anderen in die deutsche Sprache übersetzt werden und folgenden Wortlaut haben: „Ihr werdet jetzt evakuiert, wohin wissen wir noch nicht, verhaltet euch ruhig, euch geschieht nichts. – Das Ganze marsch!"

Der Marsch geht weiter

Für uns ist es wie eine Erlösung, sich endlich wieder einmal bewegen zu dürfen. Mich überkommt ein seltenes Gefühl der Erleichterung und der Zuversicht. Ich weiß nicht woher, aber ich habe wieder neuen Mut. Wir kommen an einen freien Platz und sehen rechts die mächtigen Bogen der Weichselbrücke sich über den Strom spannen. Silhouettenhaft steht der gigantische Bau in dem weißen Mondlicht. Es geht zum Bahnhof, sind meine Gedanken; denn mir ist in Erinnerung, daß sich die großen Bahnhofsanlagen der Stadt auf dem anderen Ufer der Weichsel befinden. Der Zug biegt zur Brücke ein. Vor uns liegt sie in ihrer ganzen Länge, ein gewaltiger Anblick. Trotz der Schwere der Lage, in der wir uns befinden, komme ich von diesem Anblick

nicht los und muß seinen tiefen Eindruck auf mich wirken lassen. Deutsche Hände hatten die Kosten dafür erarbeitet und sie erbaut.

Eine wundervolle Mondnacht mit ihrer unendlichen Stille liegt über der Erde. Die Brückenteile werfen lange Schatten weit auf den Strom hinaus. Wie eine silberne Schnur glänzen zu beiden Seiten des Zuges die Bajonette der uns bewachenden Soldaten. Vorüberkommende Bahnbeamte versuchen uns zu belästigen. Sie werden von der Bewachung mit dem Hinweis zurückgewiesen, daß es verboten sei, uns anzugreifen. Es scheint, als wollten die Polen ihr Versprechen wahr machen, uns in Zukunft besser zu behandeln.

Wir kennen die Polen immer noch nicht, sonst hätten wir wissen müssen, daß dieses nur eine Art Ruhe vor dem Sturm ist. Wir sollen wieder neuen Mut fassen, damit man uns später um so grausamer quälen kann; denn die uns jetzt angeblich beschützen, werden eine Nacht später unsere Mörder sein.

Tiefblau voll funkelnder Sterne wölbt sich der Himmel über uns und schaut durch das eiserne Netzwerk der Brücke. Sternschnuppen flammen auf und ziehen leuchtend über den dunklen Himmel, plötzlich im weiten Raum verlöschend. Wollen sie vielleicht der Spiegel unseres Lebens sein? Auch wir brannten auf, standen leuchtend in unserem Leben und ziehen heute lohend über den politischen Himmel der Welt, um irgendwo in dem weiten Raum des polnischen Landes für immer unauffindbar zu verschwinden.

Das eine weiß ich, der Marsch der Deutschen in Polen in ihre Internierung wird eines Tages die ganze Welt mit Erstaunen, aber auch mit Schrecken und Grauen erfüllen. Niemals werde ich diese seltene Mitternachtsstunde des 3. September auf der Brücke in Thorn vergessen. Als ich nach 17 Tagen hier wieder am Weichselufer stand, lag sie von Polen gesprengt, zerbrochen im Strom, und gurgelnd rauschte das Wasser durch die eisernen Verbindungen der Bogen.

Ich habe mich geirrt, wir werden nicht verladen. Vorüber geht es an verdunkelten Zügen, rauchenden, zischenden Maschinen, vorüber am Sendemast des Senders Thorn. Thorn – ich habe es die Hölle genannt, weil mir das Erlebte in dieser Stadt als das Schlimmste, das man erleben kann, erschien. Ich habe mich von Beginn des Marsches mit dem Gedanken getragen, nach einer glücklichen Rückkehr meine Erlebnisse niederzuschreiben; darum lag die Bezeichnung Hölle für mich beim Verlassen der Stadt fest. Hätte ich aber gewußt, was wir in Zukunft noch alles erleben sollten, wäre ich mit einer solchen Bezeichnung bestimmt nicht so voreilig gewesen, denn wir sind noch durch manche andere Hölle gegangen, die diesen Namen ebenso mit vollem Recht verdient hätte.

Vor uns dehnt sich weites, flaches Land. Alle Romantik in mir ist verflogen, die rauhe Wirklichkeit fordert alle Aufmerksamkeit für sich. Wir werden auf diesem Marsch schlimmer als Schwerverbrecher behandelt. Nicht nur daß neben uns Mann hinter Mann mit aufgepflanztem Bajonett geht, auch geht noch ungefähr fünfzig Meter zu beiden Seiten im Felde eine Postenkette. Deutsche sind für Polen auch dann noch gefährlich, wenn sie unbewaffnet und gefangen sind.

Ich schaue hinauf zu den Sternen, um festzustellen, in welcher Richtung wir wohl gehen, sie zeigen wieder nach Osten. Unwillkürlich kommen mir die Worte eines Wolhyniendeutschen in den Sinn, mit welchen er einen Vortrag über das Leben des dortigen Deutschtums begann: „Wanderer, kommst du nach Osten und siehst die Grabhügel entlang den Straßen, so denke daran, daß hier einst vor dir deutsche Menschen gewaltsam in den Tod getrieben wurden; denn wen man nach Osten verschleppte, mit dem ging der Tod."

So grüble ich wieder vor mich hin, als mich Kamerad Baumann anstößt und leise flüstert: „Das ist der Zug nach Osten." Das gemeinsame Erleben bringt es immer mit sich, daß wir alle das gleiche denken. Ich schaue auf die Uhr, es ist eine Stunde nach Mitternacht. Hinter uns beginnt es in der Ferne zu grollen, Schlag auf Schlag ganz gleichmäßig, dazwischen stehen grelle Blitze steil am Himmel, die Erde erzittert leicht. Dort wird gekämpft, der Krieg geht voran, deutsche Truppen sind auf dem Vormarsch. Es scheint hinten überhaupt nicht alles in bester Ordnung für die Polen zu sein. Kolonne um Kolonne eleganter Autos, mit dem verschiedensten Hausrat hochbepackt, überholt uns in eiliger Fahrt. Auch unser Marschtempo nimmt stetig zu. Das Gehabe der Polen sieht bedenklich nach Flucht aus.

Wir gehen Stunde um Stunde eine schnurgerade Straße entlang, die in einsamer Landschaft unendlich erscheint. Ab und zu verdeckt dem Auge ein kleiner Hügel ihren weiteren Verlauf. Immer neu klammert sich die Hoffnung an solch eine Stelle, daß dort einmal ein Ende sein könnte. Vergebens aber ist alles Hoffen, wieder nur liegt ein unübersehbares Stück im Mondschein weiß leuchtendes Straßenband dahinter.

Der Marsch wird immer mehr zu einem Gewaltmarsch, es gibt keine Rast, keine Zeit zum Atemholen. Wer einmal austreten muß, hat zu laufen, wenn er, ohne nähere Bekanntschaft mit dem Karabinerkolben zu machen, zurück an seinen Platz kommen will. In dem Transport sind auch Frauen. Wenn eine aus dem Glied heraus muß, so bleiben zwei dieser Bengel bei ihr stehen, um sie dann im Laufschritt wieder an ihren Platz zurückzubringen. Die Nacht ist taghell. Unbändige Wut packt mich – dieses Volk kennt nicht einmal Achtung vor einer Frau.

Im weißen Sand am Straßenrand liegt ein dunkles Etwas – ein zusammengebrochener Mensch, der erste Tote unseres Marsches. Ein Bajonettstich hat seinem Leben ein Ende gemacht.

Wir marschieren schon sieben Stunden, ohne eine Minute zu rasten. Als der Morgen im Osten aufsteht, biegen wir von der Straße ab. Im fahlen Dämmerlicht lese ich auf dem Wegweiser „Nach Alexandrowo drei Kilometer". Das wird unser nächstes Ziel sein. Mühsam schleppen wir uns einen Berg hinan. Die Füße schmerzen furchtbar, sie sind überall bis aufs Blut wundgelaufen. Stumm und gebückt humpeln die Menschen vorwärts. Fingerdick liegt der Staub auf den Kleidern, schwarz sind die Lippen. Zerschlagene, blutunterlaufene Gesichter starren mich ringsum an, geronnenes Blut mit Staub vermischt, hängt in den wirren Haaren. Ich erkenne kaum noch meine Kameraden wieder, so hat sie die letzte Nacht verändert. Selbst die Sonne

duckt sich immer wieder hinter Nebel und Wald, als scheue sie sich, dieses Bild unendlichen Elends und unerklärlicher Not zu schauen.

Kurz vor Alexandrowo beginnt ein verdammt holpriges Pflaster aus gewöhnlichen Feldsteinen. Das Marschieren ist kaum mehr möglich, so schmerzen die wunden Füße bei jedem Schritt auf diesem Teufelspflaster. Es geht ein Stück in die Stadt hinein. Das übliche Spießrutenlaufen beginnt. Mit Steinen, Knüppeln, Spaten und Schaufeln bewaffnet, steht das Volk auf dem Bürgersteig und empfängt uns in der gewohnten Weise.

Auf einem Hof vor dem Krankenhaus halten wir. Einige Kameraden organisieren aus einem Hydranten etwas Wasser. Wer ein wenig Glück hat, erhascht einen Schluck und bekommt die ausgedörrte Kehle wieder in Gang. Ich setze mich auf das Pflaster, um die Beine auszuruhen. Die Kälte kriecht in mir hoch, Frostschauer schütteln den Körper, also stehe ich auf, stehe auf den wahnsinnig schmerzenden Beinen.

Während wir hier halten, spielt sich über unseren Köpfen der erste Luftkampf ab, den wir sehen. Es ist gleichzeitig der letzte, denn in Zukunft stellt sich kein polnischer Pilot mehr dem Kampf. Ein dreimotoriges deutsches Flugzeug erscheint über der Stadt, drei polnische Jäger greifen es an. Nach kurzem Kugelwechsel geht ein Jäger in die Tiefe. Die deutsche Maschine dreht aber auch ab und verschwindet, verfolgt von den beiden Jägern. Ein Polizist erzählt mir am Nachmittag, das deutsche Flugzeug sei abgeschossen worden und zwei Mann der Besatzung lägen verwundet im Krankenhaus.

Eine halbe Stunde mögen wir so gelegen haben, da heißt es wieder marschieren. Es geht noch einmal über das verfluchte Pflaster, noch einmal durch die Gasse der tobenden Zivilisten und dann zur Stadt hinaus. Hinter dem Bahnhof steht neben einer zerfallenen Fabrik ein mächtiger Lagerschuppen. Dem Aussehen nach scheint er noch ein Überrest aus dem Weltkrieg zu sein. Dort werden wir hingeführt, dort soll, nachdem wir schon zwölf Stunden auf den Beinen sind, für heute gerastet werden.

Der Schuppen sieht schon rein äußerlich typisch nach polnischer Wirtschaft aus. Das Bauwerk steht einen Meter über der Erde, die Stufen, die einst hinaufgeführt haben, sind schon längst gestohlen worden. Die Fenster sind restlos zerschlagen und neuerlich hat man schon den äußeren Beschlag an dem einen Ende abzureißen versucht, um daraus billiges Brennmaterial zu gewinnen. Um in diesen Schuppen hineinzukommen, müssen wir über einen Meter an dem Fundament hochklettern. Viele sind schon so schwach, daß sie es nicht mehr können. Wir helfen diesen Bedauernswerten, so gut wir eben noch helfen können, aber hier und da hilft trotzdem noch der Kolben der Bewacher nach.

Eine Horde Zivilisten, meistens Kinder, haben uns bis hierher verfolgt, verlangend, daß wir vor ihren Augen erschossen werden sollen. Wie sie sehen, daß wir im Schuppen verschwinden und sie so um das erhoffte Schauspiel kommen, setzt ein Steinbombardement auf die noch draußen Stehenden ein. Aber nicht nur auf jene, sondern durch sämtliche Fenster fliegen faustgroße Steine in das Innere hinein. Wir lagern uns hart an der Wand, um nicht getroffen zu werden.

Nach dem Vorstoßen der deutschen Wehrmacht bis zur Weichsel wurden in einem nahe Alexandrowo gelegenen Massengrab 40 bestialisch ermordete Volksdeutsche

aus Thorn-Stadt und -Kreis gefunden. Die bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Leichen wurden nach der Exhumierung auf einem Friedhof beigesetzt.

Lagern? Wären wir nicht so todmüde, ich glaube, niemand hätte sich hinlegen mögen, denn die Diele befindet sich in einem erbärmlichen Zustand. Sand, Dreck, Glassplitter und Steine bedecken den Boden handhoch. Es scheint, als sei hier seit zwanzig Jahren nicht mehr gereinigt worden. Wir sehen nicht mehr auf derartige Äußerlichkeiten. Wir brechen einfach zusammen und würden uns auch ohne den Befehl der Polen hingelegt haben.

Ein Kamerad, der irgendein paar belanglose Worte mit seinem Nebenmann wechselt, erhält von einem Feldwebel Faustschläge ins Gesicht, bis ihm das Blut aus der Nase schießt. Kaum haben wir uns gesetzt, beginnt eine neue Durchsuchung nach Waffen. Waffen sind jetzt alle Dinge, die wir noch in den Taschen tragen, vorneweg Taschenmesser und Rasiermesser, dann aber auch Rasierapparate, Nagelscheren, Nagelfeilen, Taschenspiegel und so weiter gehen in den Besitz der Polen über.

Langsam wird es um uns ruhiger. Alle fünf Schritte steht ein Soldat mit aufgepflanztem, schußbereitem Karabiner im Arm und achtet peinlich auf jede Bewegung, die wir ausführen. Ich lege mich auf meinen Mantel und schlafe, schlafe wie man eben schläft, wenn man jeden Augenblick durch die dumpfen Aufschläge der hereinfliegenden Steine geweckt wird. Erst ein Fliegeralarm gegen Mittag vertreibt unsere Belagerer endgültig. Später bekommen wir etwas Trinkwasser, nach welchem man aber eine lange Zeit anstehen muß.

Trotz aller Störungen habe ich ungefähr zwei Stunden geschlafen und fühle mich ein ganzes Stück kräftiger. Am schlimmsten sind die wundgelaufenen Stellen an Oberschenkel und Gesäß, die, durch Dreck und Schweiß noch besonders entzündet, furchtbar brennen. Sobald ich mich setze, sind die Kleidungsstücke festgeklebt und müssen erst gewaltsam losgerissen werden.

Ich habe jetzt Muße, mir meine Kameraden näher anzusehen. Es mögen ungefähr fünfhundert Personen sein, darunter etwa fünfzig Frauen und einige Kinder. Die Menschen stammen aus den westpreußischen Kreisen Tuchel, Graudenz, Schwetz, Kulm, Briesen und Thorn. Alle Jahrgänge sind vertreten, vom zweijährigen Kinde bis zum 85jährigen Greis, alle Stände, Bauern und Städter, Arbeiter, Doktoren und Pfarrer, sind wahllos von den Polen mitgeschleppt worden. Jetzt sind sie alle Kameraden, gleiche Gefahr, gleiche Not hat sie dazu gemacht. Viele kenne ich, es sind alte Parteigenossen aus der J.D.P. oder Angehörige der Deutschen Vereinigung. Menschen, die Führer des Deutschtums in schweren Jahren gewesen sind, die bis zum letzten Augenblick auf ihren Posten gestanden haben, die die Treue ihrer Scholle, ihrem Volkstum gehalten haben, zu welcher sie in Hunderten von Versammlungen aufgerufen hatten, die jetzt einem unbekannten Schicksal entgegengehen, bereit, das letzte Opfer für ihren Glauben zu bringen.

Die Haltung der Polen uns gegenüber wird immer unfreundlicher. Will man austreten, muß man Stunden warten, bis es dem Posten einfällt, einen Schub hinaus zu lassen. Maßnahmen, die den Menschen die schrecklichsten Qualen verursachen. Eindringliches Bitten um eine Beschleunigung diese Geschäftes wird von der Bewachung mit einem „Scheiß dir in die Hosen, wenn du nicht so lange aushältst, du verfluchter Hitlerhund!" beantwortet.

Einmal noch erhalte ich etwas warmen gesüßten Kaffee, dann gibt es überhaupt kein Wasser mehr, weil dauernd Fliegeralarm über der Stadt liegt und während dieser Zeit kein Pole, selbst nicht um alle Güter der Welt, zu bewegen wäre, sich im Freien blicken zu lassen.

Es bleibt nicht nur bei dem Alarm. Plötzlich hören wir das Donnern von Motoren über uns, das trockene Krachen berstender Bomben zerreißt die Luft. Durch die Fenster sehe ich in Richtung Bahnhof schwarze Rauchfontänen aufsteigen.

Blaß, innerlich erregt, stehen unsere Bewacher in dem Raum. Wieder kracht es, diesmal ganz unmittelbar in unsere Nähe an dem etwa fünfzig Meter entfernt liegenden Bahndamm. Ich liege auf dem Rücken und schaue zur Decke empor und warte auf den Augenblick, wo eine Bombe das Dach durchschlägt; denn es darf sich draußen nur ein Soldat sehen lassen, so ist mit tödlicher Sicherheit damit zu rechnen, daß in den nächsten Sekunden dieser Schuppen mit Mann und Maus vom Erdboden verschwunden ist. Es ist ein seltsames Gefühl um das Wissen eines solchen Sterbens durch Bruderhand, durch Brüder, die uns die Freiheit bringen wollen und nur zu leicht den Tod bringen können.

Bombe auf Bombe fällt in unserer Nähe, der Schuppen zittert und bebt, es knarrt und kracht im Gebälk – sonst passiert nichts. Die Detonationen entfernen sich immer mehr, das Geräusch der Motoren verstummt allmählich, der Angriff ist für dieses Mal vorbei. Bleich und erschüttert stehen die Polen an ihren Plätzen. Sie haben genau wie wir auf den Augenblick gewartet, in welchem der Schuppen mit allen seinen Insassen in tausend Fetzen zerrissen durch die Gegend fliegt. Man merkt an ihren Gesichtern, daß sie eine tiefe innere Erregung verbergen, eine Erregung, die in eine unbändige Wut gegen alles Deutsche übergeht, und ich weiß, daß diese Wut sich irgendwann an uns austoben wird. Niemals aber habe ich geglaubt, daß die Auswirkung dieser Erregung solch furchtbares Ausmaß annehmen würde.

Es mag uns darum alle stark überrascht haben, und zwar angenehm, als man uns nach der Entwarnung mitteilt, wir könnten Geld zusammenlegen, um Lebensmittel für uns zu holen. Mir scheint die Sache gleich etwas bedenklich; denn die Erfahrung hat uns gelehrt, daß – sobald die Polen versuchen, menschlich zu handeln – irgendeine große Teufelei von ihnen ausgeheckt worden ist oder diese Menschlichkeit zum mindesten nur Mittel zum Zweck ist. Mir bleibt nicht lange Zeit zum Nachdenken übrig, weil der Sammler schon bei mir ist und ich das Geld vorsichtig aus dem Versteck hervorzaubern muß. Insgesamt werden über dreihundert Zloty gesammelt und die Einkäufer ziehen unter starker Bewachung los.

Wir warten lange, bis die Kameraden endlich mit ein paar Broten, einigen Würsten und einer Wanne saurer Gurken aufkreuzen. Die Sachen scheinen mir doch im entferntesten nicht dreihundert Zloty gekostet zu haben. Man hat eben nicht mehr in der Stadt bekommen können, denke ich und mache mich im stillen mit dem Gedanken vertraut, unseren eigenen eisernen Bestand – Mutters Bratwurst und das letzte Stückchen Brot – mit meinen Kameraden zu teilen.

Die Einkäufe werden schon auf der anderen Seite des Schuppens verteilt. Zuerst bekommen die Frauen, den Rest verteilt eine verschleppte Diakonisse unter den Männern. Alle erhalten einen kleinen Teil, und dabei hören wir, daß die Bewachung den größten Teil der Sachen gleich im Vorraum für sich in Beschlag genommen hat. Dies war also der Zweck der scheinbaren Menschlichkeit, die Polen wollten sich auf unsere Kosten billig und gut verpflegen, denn sonst kümmert sich auch kein Teufel um sie und ihre Verpflegung.

Vor mir sitzt ein ganz junger Kamerad aus Tuchel. Er mag nicht mehr essen, er ist mutlos und seelisch schon ganz herunter. Sein älterer Bruder quält ihm einige Bissen mit Gewalt hinunter, damit er sich etwas erholen soll.

Ringsum liegen schon viele Kameraden schwach und teilnahmslos, die anderen klagen über wundgelaufene Füße. Die Verfassung des Zuges ist trostlos, überall kriecht die Verzweiflung hoch. Ich höre ein Gespräch zwischen einem Gutsbesitzer und einem Pfarrer. Beide sprechen über die Dauer der Internierung und die Zeit der eventuellen Rückkehr. Verschieden sind die Ansichten und noch verschiedener hat es das Schicksal mit den beiden vor. Der eine glaubt, Weihnachten schon wieder zu Hause zu sein, und der andere behauptet voll tiefer Ahnung, wir kehren niemals heim. Fünf Stunden später ist er nicht mehr unter den Lebenden.

Die Bewachung wird nervös

Die Nervosität, die der Luftangriff bei der Begleitung ausgelöst hat, hält weiter an. Eine unbeschreibliche, ich möchte sagen gewitterschwangere Atmosphäre liegt über dem Raum und drängt nach einer Entladung. Die ausgestandene Angst hat die letzten Schranken eines Gefühles der Menschlichkeit bei der Führung des Transportes zerschlagen. Mit uns muß etwas geschehen, so viel steht bei ihr fest. Einen Grund hierfür findet man auch. Bedingung ist, daß man die jungen Burschen genügend erregt und verhetzt, und dazu bedient man sich am sichersten der Methode, erlogene Greuelmärchen in Umlauf zu bringen und die Deutschen als Barbaren hinzustellen, die auszurotten sind.

So verbreitet man auch hier mit dem nötigen Aufwand die Nachricht, deutsche Flieger hätten die Stadt bombardiert und absichtlich eine Bombe in ein Wohnhaus geworfen, zehn Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder seien zu Tode gekommen. Begreiflicherweise erhitzt so etwas die Gemüter, und die Antwort ist, daß man uns zu sprechen und zu rauchen verbietet, und niemand darf sich mehr von seinem Platz rühren.

Es wird Abend, im Schuppen dämmert es leicht, da erhalten wir Befehl, uns zu vieren aufzustellen und zum Abmarsch bereit zu machen. Meine beiden Kameraden Baumann und Bartel und ich haben verabredet, uns möglichst weit an die Spitze zu mogeln, weil wir selbst erfahren haben, daß es sich vorne leichter marschiert. Es gelingt uns auch, in das erste Drittel des Zuges zu gelangen. So stehen wir nun und warten auf die Dinge, die da kommen sol-

len, aber es kommt zunächst eine Weile überhaupt nichts. Man weiß wieder nichts mit uns anzufangen. So wenigstens scheint es mir. Die Polen allerdings, dieses ist mir erst später klar geworden, warten nur noch auf das letzte Signal für den Ausbruch des allgemeinen Terrors. Wir müssen uns endlich wieder setzen, so geht es eine ganze Zeit.

Am hinteren Ende des Schuppens ruft es plötzlich, es ist aber leise und bei uns kaum hörbar: „Verrat!" Ich sitze so an einen Pfeiler gelehnt, daß ich leicht den ganzen Schuppen übersehen kann. Trotzdem kann ich nicht feststellen, wer dort in welcher engeren Gegend gerufen hat. Nur so viel steht fest, daß es an der hinteren Querseite gewesen ist. Das nun folgende scheint von den Polen genauestens vorbereitet.

Auf den Ruf hin läuft sofort ein Teil der Wachen wie auf Verabredung an die bestimmte Stelle der Querseite und holt einen Mann heraus. Gleichzeitig sind auch aus dem Vorraum ein Polizeibeamter und ein Feldwebel zu der Stelle geeilt, auf dem Wege schon die Pistolen entsichernd. Der Mann wird zurück in den Vorraum gebracht. Die Umgebung, aus der man ihn genommen hat, wird streng bewacht. Es darf sich dort nichts rühren, jeder muß so sitzen bleiben, wie er eben sitzt. Ja nicht einmal die Hände dürfen bewegt werden, sonst erhalten die Kolben der Posten sofort Arbeit.

Nach wenigen Minuten kommen die drei wieder zurück, und nun sucht man die scheinbar Schuldigen. Vier Leute aus Thorn sind es, ich kenne zwei persönlich: Robert Kittler und Langner. Die beiden anderen sind mir unbekannt. Brutal schlagen die Polen diesen Männern ins Gesicht. Sie werden hinausgeführt. Sie wenden ihre blutigen Gesichter uns zu, nehmen mit wehmütigen Blicken Abschied von uns.

Der erste Auftritt dieses Dramas ist vorüber. Die Polen haben ihre Rolle tadellos ausgedacht und gespielt. Der Grund zu weiteren Maßnahmen ist gefunden, wenn auch mit Gewalt, nur war das Manöver so auffällig durchgeführt, daß es sogar ein Blinder durchschauen konnte.

Bange Minuten verstreichen. Ich erwarte jeden Augenblick Schüsse zu hören. Denn so viel steht für mich fest, daß diese vier unweigerlich erschossen werden. Noch ist es scheinbar nicht so weit, denn der Polizist kommt noch einmal wieder und geht schnell die Reihen durch. Im Halbdunkel der Halle kann er trotz seiner Taschenlampe die Einzelnen nicht mehr erkennen. Er findet keinen von denen, die er sucht. Ein übliches „Psiakrew" beendet die Aktion. An der Türe dreht er sich wieder um und kommt zurück. „Ich werde eure verfluchten Schnauzen schon finden – alles raus!" schreit er heiser in den Raum.

Die Bewachung wird jetzt lebendig, das Theater hat seine Schuldigkeit getan. Bei jeder Gelegenheit fährt der Kolben der Polen brutal in die Reihen der Deutschen. Die Mienen der Polen lassen nichts Gutes ahnen. Die Nacht von Thorn scheint sich zu wiederholen. – Wäre es nur wie in Thorn gewesen...

Wir sind draußen angetreten. Wie immer die Frauen voran. Meine Kameraden und ich sind unter den ersten sechzig Mann. Systematisch geht ein Polizist von Glied zu Glied und sucht hier und dort einen Mann heraus, alles junge Kerle. Sie müssen nach hinten gehen. Als er an unser Glied kommt,

müssen auch B. und ich heraustreten und nach hinten laufen. Ein Kolbenstoß in den Rücken sorgt für das nötige Tempo. Wir werden alle an die Wand der zerfallenen Fabrik gestellt, mit dem Gesicht zur Mauer. Die Hände am Hinterkopf zusammengelegt, die Unterarme waagerecht ausgerichtet, die Hacken zusammen, so stehen wir und wehe dem, der seine Haltung nicht beibehält. Er bekommt unbarmherzig einen Kolbenstoß unter die Rippen, der ganz wahnsinnig schmerzt.

Hinter jeden von uns wird einer der Schützen mit aufgepflanztem Gewehr gestellt, die auf ein Kommando anscheinend ihre Gewehre entsichern, was uns ein unangenehmes Gefühl gibt. Ein Kamerad, dem man in Thorn den Arm zerschlagen hat, kann diesen nicht mehr waagerecht halten. Er wird buchstäblich mit Kolbenschlägen zugedeckt. Furchtbar stöhnt er vor Schmerz. Neben mir wird einer ohnmächtig. Er sackt nicht zusammen, sondern lehnt steif wie ein Stock schräge an der Wand. Meine linke Hand ist mir abgestorben, ich habe kein Gefühl darin, sie droht mir herunterzufallen. Mit aller Gewalt presse ich die rechte Hand zusammen, daß sich die Nägel tief ins Fleisch eingraben. Der Soldat hinter mir hat diese leise Bewegung bemerkt und schon sitzt mir der Kolben wieder im Rücken. Die Situation hier erscheint mir bedenklich und ich beginne, langsam Abschied von dieser Welt zu nehmen. Ich habe nur einen Wunsch, wenn dieses schon die Himmelfahrt sein soll, dann sollen sich die verfluchten Polen auch etwas beeilen, denn diese Qualen sind unerträglich. Meine Gedanken sind noch einmal für einen Augenblick bei meinen Angehörigen, dann bin ich bereit.

Ich höre die Schützen sprechen. Sie unterhalten sich, wieviel Patronen jeder in das Magazin gesteckt hat. Der eine glaubt, fünf Schuß für seinen Mann zu brauchen, der andere nur drei. Eine verdammt häßliche Aussicht für uns, eventuell so zentimeterweise erschossen zu werden. Dann heißt es plötzlich: „Kehrt!" Man will uns also doch wenigstens von vorne erschießen. Ich mache die Wendung, und sofort setzt mir der Schütze das Seitengewehr auf die Brust. Der Kamerad neben mir erleidet einen Nervenzusammenbruch. Er schreit auf und redet dann lauter wirres Zeug von Papieren, die er in der Brusttasche trage usw. Höhnisch antwortet der Hauptmann, der diese Aktion befehligt: „Du Schwein brauchst keine Papiere mehr" und macht dann ein Zeichen. Jetzt – den Knall hörst du nicht mehr, denke ich. Da – die Schützen treten zur Seite, und wir erhalten den Befehl, uns dem Zug hinten anzuschließen. Ich komme in das letzte Glied, hinter mir stehen in drei Meter Abstand nur noch die vier Thorner und werden, wie mir scheint, mit Ketten aneinandergebunden und extra schwer bewacht. Man hat sie bis zu diesem Augenblick noch nicht erschossen.

Hatte man uns nur ängstigen wollen? Wollte man uns seelisch bis zur Verzweiflung bringen, um einen Grund zu haben, alle zu erschießen? Ich habe zum wenigsten einen kleinen Vorgeschmack von dem Gefühl, das man vor dem Erschießen hat. War es bei diesem Mal vielleicht noch nicht Ernst, so sollte mich der andere Morgen öfter an die Wand gestellt sehen, nur mit dem Unterschied, daß es bitterer Ernst war und sogar geschossen wurde. Doch davon später.

Wir werden jetzt wohl zum zehnten Mal nach Waffen durchsucht. Fluchend läuft der Polizist den Zug entlang. Fluchend über die Unverschämtheit der deutschen Internierten, die die Ermordung der ganzen Bewachung geplant hätten und die nur durch die Ehrlichkeit eines einzigen Deutschen, eben dessen, der im Schuppen „Verrat!" rief, verhindert worden wäre. Es hat sich nachher herausgestellt, daß dieser besagte Deutsche wirklich ein Deutscher ist und sechshundert Zloty für sein Mitwirken bei dem Theater erhalten hat.

Der Haß der jungen Bengel muß jetzt grenzenlos sein. Ich höre aus ihren Reden, wir hätten zuviel Freiheit bisher bei ihnen gehabt, sie müßten ganz anders mit uns verfahren. Das Ergebnis der Durchsuchung sind zwei Wasserflaschen, die an der Mauer zerschlagen werden, und fast wären diese harmlosen Dinger Anlaß zu einer neuen Strafexpedition geworden.

Die Blutnacht

Die Sonne ist schon lange hinter den Hügeln im Westen verschwunden, sie mag nicht mehr für uns scheinen. Langsam geht die Dämmerung in die Nacht über, in die Nacht vom 4. zum 5. September, die uns so viele unserer besten Kameraden nahm.

Endlich kommt das erlösende Kommando „Marscherowacz". Wir marschieren. Das Marschtempo geben im Gegensatz zur vergangenen Nacht nicht mehr die Frauen an, sondern eine Gruppe von Bewachern. Ich bin noch keine 50 Meter gegangen, da treffe ich auf das erste Opfer dieser Nacht. Eine Frau liegt an der Seite, das Gesicht zur Erde, regungslos. Sie ist sicher ohnmächtig geworden, und niemand kümmert sich um sie – außer vielleicht, daß ihr der letzte Soldat das Bajonett durch das Herz stößt. Wochen später habe ich an dieser Stelle ein Grab gesehen – es mag wohl das dieser Frau gewesen sein.

Weiter geht es, gehetzt, gejagt, mit Kolben getrieben, eine steile Straßenböschung hinauf, und dann sind wir wieder auf der endlosen, ziellosen Straße, auf der Zehntausende Deutsche ihrem Tod entgegengehen. Wen man nach Osten verschleppt, mit dem zieht der Tod.

Dieser heutige Marsch ist in seinem Tempo, in seiner ganzen Art so bemessen, daß er irgendwo und irgendwann, und das kann nicht mehr ferne sein, mit dem Zusammenbruch aller Transportierten enden muß. Wir marschieren nicht, sondern laufen nur noch oder stehen still. Unendlich zermürbend ist dieser Marsch. Einmal gehen die vorderen langsam, und alles staut sich, wir hinten fallen fast einer über den anderen. Dann geht es wieder voran, und wir müssen laufen, um aufzuholen. Unaufhörlich klingt das „acjicz" (aufschließen) der Polen, unaufhörlich schlagen die Kolben auf Menschen nieder oder bohren sich die spitzen, kantigen Bajonette in die Leiber der deutschen Verschleppten, mit einem tiefen Stöhnen der Empfänger quittiert, alles vom Fluchen und Schreien der wild gewordenen polnischen Begleitung übertönt. Der Atem keucht, das Herz schlägt wie wild. Ich reiße alle Kleidungsstücke auf, um nur kühle, erfrischende Nachtluft an den Körper zu bekommen. Wahnsinniger Durst brennt in der Kehle.

Ich entsinne mich auf den Rat eines nach Sibirien verbannten Deutschen, der, um den Durst nicht zu spüren und auch sonst Ablenkung zu haben, dauernd ein Steinchen im Munde hielt. In meiner Tasche finde ich einen Pflaumenkern. Ich nehme ihn in den Mund. Er hilft – oder mag die Einbildung helfen? Die Speichelabsonderung wird angeregt, das Durstgefühl vergeht, auch die Ablenkung ist da. Ich fühle mich entschieden frischer.

Weiter geht es in diesem Höllentempo – bald laufen, bald stoppen. Wie lange halten wir das noch aus? Fällt einer, so haben wir nicht die Zeit, uns um ihn zu bemühen. Ein letzter Aufschrei verkündet uns nur, daß ein Bajonettstich sein Ende ist. Ich springe in die Lücke nach vorn, denn hier hinten ist die Hölle los.

Bald merke ich an der Bewegung der Vordermänner, daß wieder jemand gefallen ist. Unbarmherzig müssen wir über ihn hinwegsteigen. Er mag ganz an der Spitze des Zuges müde geworden sein, denn er ist schon zu einer unförmigen Masse zusammengetreten. Wir können nicht ausweichen, denn an den Seiten lauern die Bajonette. So hat er sein bißchen Leben unter den Füßen seiner Kameraden aushauchen müssen.

Es gelingt mir nochmals, ein paar Glieder aufzurücken. Ein alter Kamerad fällt mir in die Arme. Er kann vor Erschöpfung nicht weiter. So gut es geht, schleppe ich ihn ungefähr einen Kilometer weit mit, dann versagen seine Beine aber den Dienst. Der Mann sackt zusammen und bleibt liegen. Ich kann ihm nicht mehr helfen. Ich muß weiter; denn hier laufen wir alle um den Rest unseres Lebens. Wenige Sekunden später zerreißt ein Schuß hart hinter mir die Nacht. Der Kamerad hat ausgelitten.

Immer wiederholen sich die gleichen Vorfälle, und langsam rücke ich von Glied zu Glied vor und befinde mich wohl im zehnten Glied, als ich plötzlich neben mir meinen Kameraden Baumann erblicke. Er ist auch schon müde, sein durchgelaufener Fuß schmerzt ihn furchtbar. Das einzige, was er zu mir herüberflüstern kann, ist: „Nun werden sie uns doch noch das Genick abdrehen." Wir haken uns, so gut es geht, unter und stützen uns gegenseitig.

Die Dunkelheit weicht langsam, der Mond steigt leuchtend über die dunklen Hügel hoch, so daß wir nun wieder etwas sehen können. Furchtbar haben die letzten Glieder des Zuges zu leiden. Niemand kann glauben, was diese Menschen aushalten können. Es gibt keine Worte, die Brutalität der Polen auch nur annähernd zu schildern. Und fänden wir Worte, die Welt würde es niemals verstehen, daß im Herzen Europas, dazu noch im 20. Jahrhundert derartiges geschehen kann. Nur wer mit wachen Augen diese unmenschliche Grausamkeit der Polen und die Leiden der Deutschen geschaut hat, kann ermessen, wie hart das Los der Bevölkerung des deutschen Ostens war.

Weidengebüsch säumt die rechte Straßenseite. Dahinter dehnt sich im weißen Schein des Mondes ein weiter Kartoffelacker. Die Leiden der letzten Männer haben lange das Maß des Erträglichen überschritten. Wir müssen gerade wieder laufen, um aufzuschließen, da sehe ich, wie sich aus dem letzten Glied ein Mensch loslöst, verzweifelt durch das Gebüsch über den Straßengraben springt und feldein läuft. Schüsse peitschen auf, und nach ungefähr 20 Metern wirft der Kamerad die Arme hoch und fällt. Er ist getroffen. Panik

bricht jetzt auf beiden Seiten, das heißt auch bei den Polen, aus. Wir laufen immer noch, weil die vorderen, durch die Schüsse erschreckt, stärker vorwärts drängen und wir wieder aufholen wollen.

Polnische Kommandos fallen. Ich verstehe sie in dem allgemeinen Lärm nicht, sehe aber, daß alle Kameraden die Hände hoch heben. Da zerreißt schon wieder ein Schuß die Nacht. Kamerad Baumann neben mir fällt lang auf den Rücken, vor mir bricht auch einer zusammen. Hier wird es Ernst, hier wird auf uns geschossen, durchzuckt es mein Gehirn und gefühlsmäßig werfe ich mich auch lang auf die Erde, das heißt in diesem Falle platt auf die Straße. Wieder kommen neue Kommandos. Ich sehe, wie meine Kameraden mit erhobenen Händen knien, da schreit einer der Bewacher: „Auf Befehl des Hauptmanns wird geschossen!"

Blitzschnell rollen jetzt die Geschehnisse ab, in Gedankenschnelle vollzieht sich das folgende. Von allen Seiten wird auf uns geschossen, stöhnend und schreiend brechen die knienden Kameraden zusammen. Vor mir springen die Kameraden auf und eilen nach vorne, manch einen reißt eine Kugel zu Boden. Da spüre ich einen heftigen Schlag unter die rechte Ferse, das Knie wird nach oben gerissen und schlägt derart unter die Nase, daß das Blut in dicken Tropfen hervorläuft. Das war der erste Treffer. Die Ferse brennt fürchterlich. Da spüre ich auch schon, wie irgend etwas ruckartig an meiner Jacke reißt, habe aber sonst keine Schmerzen. Die Jacke hat nur ein Loch bekommen.

Die Schießerei bei uns hört augenblicklich auf, während es an der Spitze des Zuges unaufhörlich weiterknallt. Ich versuche, vorsichtig meinen Fuß zu untersuchen und muß feststellen, daß der rechte Absatz mit einem Stück Haut weggeflogen ist. Dies kann ja noch angehen, überlege ich mir. Aber um mich herum sieht es grauenhaft aus. Überall wälzen sich schwer verwundete Kameraden in ihrem Blut, das in kleinen dunklen Tümpeln auf der Straße steht. Nur wenige haben das Glück, gleich tot zu sein.

Von vorne kommt die Nachricht: „Die Deutschen kommen wieder zurück!" Was dies zu bedeuten hat, kann ich nicht feststellen. Die Schießerei aber beginnt aufs neue, auf alles, was sich noch am Boden irgendwie bewegt. Ich komme erneut davon. Aber andere Kameraden erhalten entsetzliche Verwundungen, immer solche, die nicht sofort tödlich sind, meistens Brust- oder Bauchschüsse. Vor mir liegt jemand, eine Kugel hat ihm die Schädeldecke bis zu den Augen einfach glatt weggerissen. Links neben mir liegt ein guter Bekannter. Er muß wahnsinnige Schmerzen haben. Soviel ich sehen kann, hat er einen Schuß in die Magengegend erhalten. Er bittet, man möge ihn doch erschießen. Seelenruhig legt der eine Kerl an und schießt wirklich noch einmal. Mit diesem zweiten Schuß durch die Schulter quält sich der Kamerad noch stärker, andauernd um seinen Tod bittend. Vorn knattert ein Maschinengewehr, auch bei uns fallen wieder Schüsse auf die am Boden liegenden Menschen.

Ich habe gerade mit meinem Leben abgeschlossen, einen Augenblick in Gedanken bei Frau und Kind geweilt, denn aus diesem Blutbad kommt nach meiner Ansicht niemand mehr lebendig heraus. Da erhalte ich einen Schlag unterhalb des linken Schulterblattes und spüre ein furchtbares Brennen auf

der linken Achsel. Treffer – gut, geht es mir durch den Kopf, jetzt bist du erledigt. Heiß rinnt das Blut über Brust und Rücken herunter. Ich warte auf den Tod. Ein Wille zum Leben ist im Augenblick nicht mehr vorhanden.

Ein Kamerad will das Vaterunser beten. Er hat es wohl seit seiner Kindheit nicht mehr gesprochen, denn er kommt damit nicht weiter, bis endlich nach vielen Versuchen ein anderer mitspricht und sie so zum Ende kommen.

Ich fühle mich noch kräftig, neuer Wille zum Leben steigt in mir auf. So lange noch ein Atemzug in mir ist, will ich mich noch nicht verloren geben. Ich muß zurückkehren und der Welt mitteilen, was in der Nacht vom 4. zum 5. September bei Podzamcze geschehen ist. Damals ist mir nicht der Gedanke gekommen, daß an anderen Stellen zur gleichen Zeit ebenfalls Zehntausende Deutsche ihr Leben unter den Händen polnischer Mörder aushauchen mußten.

Vorsichtig betaste ich meine Brust. Sie ist zwar voll Blut, doch ich kann keinen Ausschuß feststellen. Ich bewege den Arm, er schmerzt zwar, ist aber sonst zu gebrauchen. Wenn nur der Blutverlust nicht zu stark sein wird, muß es hier irgendeine Rettung geben, überlege ich.

Meine Bewegungen haben mich verraten. Ein Soldat, es scheint ein Leutnant zu sein, tritt auf mich zu, zieht seine 7,65er Pistole, legt sie aus einem Meter Entfernung auf meinen Kopf an und drückt ab. Hart vor meiner Nase schlägt die Kugel auf die Erde. Kies und Dreck spritzen mir ins Gesicht, und ich rieche das Pulvergas des nahen Schusses. Ich lasse den Kopf auf die Straße fallen, strecke langsam die Glieder, genau so, als wäre ich wirklich tot. Hier hilft nur noch aufs Ganze gehen, so stelle ich mich tot.

Der Schreck muß zu groß und der Blutverlust doch zu stark sein, denn eine seltsame Müdigkeit überkommt mich. Um alles in der Welt jetzt nur nicht ohnmächtig werden, denke ich, sonst ist alles verloren. Mit aller Gewalt kämpfe ich gegen das Schwächegefühl an. Wenn man sich wenigstens etwas bewegen könnte.

Endlich kommt der Befehl, die Schießerei einzustellen. Mit Gewalt müssen sich die Transportführer einsetzen, um die Knallerei zu beenden. Nicht etwa, um noch ein paar Deutsche zu schonen, nein, weil es selbst schon unter den Polen Tote und Verletzte gegeben hat.

Während dieser Zeit kann ich mich nach meinem Kameraden Baumann umsehen. Er liegt neben mir und lebt noch. Auf meine leise Frage, was ihm fehle, antwortet er: „Ich kann die Beine nicht bewegen." Dich hat es schwer getroffen – armer Kamerad. Wie sich später herausstellte, fehlte ihm aber nichts. Ein Schwächeanfall hatte ihn zu Boden geworfen, und auf seinen Beinen liegende Leichen nahmen ihm die Bewegungsfreiheit. Es sollte ihm dann aber gelingen, zu fliehen und sich in einem Getreideschober sechs Tage ohne Essen und Trinken zu verstecken, wo er auf seine Befreiung durch deutsche Truppen wartete. Bei meiner Rückkehr sahen wir uns als gegenseitig Totgeglaubte schließlich wieder.

Mein Kamerad zur Linken liegt jetzt im letzten Todeskampf. Immer wieder bäumt er sich auf und schiebt sich dabei ganz auf mich. Sein Blut rinnt mir warm über Gesicht und Hände. Ich ziehe ihn leicht herunter. „Ich bin ein to-

ter Mann – Kameraden, schießt doch – ich halte es nicht mehr aus", kommt es stoßweise von seinen Lippen, und dann ist es aus. Ein letztes Zittern geht durch seinen Körper. Er lebt nicht mehr.

Kamerad, du standest mir im Leben nahe, niemals werde ich dich vergessen, dein Blut rinnt mir ewig auf meine Hände, mahnt mich an deinen Tod, verpflichtet mich und alle deutschen Brüder, deinem Opfer einen Sinn zu geben durch neuen Einsatz und neue Taten.

Die Toten versperren die Straße. Eine lange Reihe von Luxuslimousinen wird dadurch aufgehalten. Hohe Militär- und Zivilpersonen steigen aus und erkundigen sich nach den Geschehnissen. Als sie erfahren, daß es sich um Deutsche handelt, treten sie mit Füßen nach den Leichen. Die Straße wird auf ihren Befehl von den Toten geräumt. Man schleift uns an Armen und Beinen wie verendetes Vieh an den Straßenrand, wo auch ich wieder liegen bleibe. Die Autos rollen ab. Polens verantwortliche Männer sind auf der Flucht, sie haben es eilig.

Eine Radfahrabteilung Infanterie kommt vorbei. Die Soldaten steigen ab, um sich ihren Mut an Toten und Verwundeten zu kühlen. Sinnlos schlagen sie mit ihren Kolben auf uns ein oder stoßen mit ihren Rädern nach den Köpfen der Liegenden. Mehrere Male erhalte auch ich solch einen Stoß von einem Soldaten, da bemerkt einer meine Armbanduhr. „Was braucht der Hund noch eine Uhr", meint er und löst diese von meinem Arm. Dabei merkt er wohl, daß mein Puls noch geht. „Das Schwein lebt noch", sagt er zu einem anderen, der mir umgehend mit seinem Kolben über den Kopf schlägt. Ein sonderbares Gefühl habe ich dabei, tausend Sterne tanzen mir vor den Augen, und der Schädel ist mir zum Bersten voll. Ich habe gerade noch so viel Geistesgegenwart, mich in den Straßengraben zu rollen. Dann wird es auf einmal Nacht um mich. Der Schlag war selbst für meinen harten Schädel zu viel.

Mir ist maßlos schlecht, als ich wieder zu mir komme. Ich muß mich leicht übergeben. Zu allem Übel habe ich also auch noch eine Gehirnerschütterung. Furchtbar ist das Stöhnen und Röcheln der Kameraden, furchtbar dieses Schreien der Verwundeten nach Wasser. Ein Bauer des zunächst gelegenen Hofes bringt einen Eimer Wasser für die Verwundeten, aus welchem sie trinken können. Auch ich erhalte etwas, doch das meiste läuft mir nebenbei herunter und durchnäßt die Kleider. Mir wird kalt. Ein wahnsinniger Schüttelfrost wirft mich hin und her. Die Wunde brennt und schmerzt.

Ich beginne langsam meine Lage zu überdenken, sie ist weiß Gott nicht besonders rosig. Hierzubleiben bedeutet früher oder später den Tod. Nach vorn zu den anderen zu gehen, das heißt, wenn dort noch Kameraden leben, bedeutet ebenso den Tod; denn sobald ich mich auf der Straße bewege, werde ich erschossen – also bleibe ich erst einmal wieder still liegen.

Unsere Bewachung ist inzwischen unter Mitnahme ihrer eigenen Toten und Verwundeten weitergerückt. Die Straße ist voll von zurückflutendem Militär und deshalb ebenfalls lebensgefährlich. Mein einziger Ausweg scheint die Flucht zu sein. Hier ist mir der Tod gewiß, so kann ich ihn auch an anderer Stelle suchen. Sobald also die Gelegenheit günstig sein wird, werde ich von hier verschwinden.

Eine motorisierte Artillerie-Kolonne will vorbei. Die Straße ist noch nicht frei genug, man wirft jetzt alle Leichen und Verwundeten in den Straßengraben. Ich komme unter drei Leichen zu liegen. Neben mir bleibt ein schwer verwundeter Kamerad, der einen Brustschuß hat, so auf dem Grabenrand liegen, daß die Beine auf der Straße sind, Kopf und Oberkörper herunter hängen. Furchtbare Qualen muß dieser Mensch leiden. Noch heute höre ich ihn: „Kamerad, ich liege so schlecht – hilf mir doch – hilf mir doch!" Ich mache meine rechte Hand langsam frei und ziehe ihn unter den größten Anstrengungen zu mir in den Graben und lege ihn, so gut ich kann. Dankbar schaut er mich an, dieses „Mir ist besser" beglückt mich unendlich. Aber die Last der Leichen will mich fast erdrücken. Mühsam muß ich mich Zoll um Zoll mit der gesunden Hand ausgraben, um langsam hervorkriechen zu können.

Die Flucht

Wenn ich fliehen will, muß ich über die Straße, und auf dieser ist immer noch starker Verkehr. So warte ich noch. Endlich erscheint mir die Gelegenheit günstig. Ich greife einen Mantel, in der Meinung, es wäre mein eigener, dann noch einen herumliegenden Rucksack, einen Filzhut und springe in ein paar Sätzen über die Straße, ungefähr 20 Meter weiter in ein Kleefeld hinein. Hier gehe ich fürs erste in Deckung. Der Klee ist so kurz und die Nacht so hell, daß ich mich ganz dicht auf den Boden pressen muß, um nicht gesehen zu werden. Das taunasse Kraut kühlt den durch Aufregung und Anstrengung erhitzten Körper angenehm. Gierig leckt die Zunge den Tau von den Blättern, um das brennende Durstgefühl wenigstens etwas zu stillen. Der Tau ist aber zu wenig und so verzehre ich die ganzen Pflanzen, die ich mit den Zähnen vorsichtig abreißen muß.

Das Stöhnen der Verwundeten dringt immer noch bis zu mir. Meine Flucht habe ich scheinbar gerade zur rechten Zeit vorgenommen, denn immer neues Militär auf Rädern, Wagen und zu Fuß zieht eilig vorüber – regellos, aufgelöst, eine geschlagene Truppe. Sie kommen von Westen, dort, wo die grellen Blitze am nächtlichen Himmel stehen, wo der dumpfe Donner schwerer Geschütze herüberklingt, begann ihre wilde Flucht.

Hier bin ich noch lange nicht in Sicherheit, man muß mich von der Straße sehen können. 100 Meter weiter rechts geht ein Weg ins Feld, von dichtem Weidengebüsch umsäumt – wenn ich den erreichen könnte!

Vorsichtig, auf dem Bauch liegend, so dicht wie möglich an die Erde gedrückt, schiebe ich mich rückwärts auf den Weg zu, die Augen starr auf die Straße gerichtet, jede Bewegung dort peinlichst genau beobachtend. In den Zähnen ziehe ich Mantel und Rucksack nach.

Ein Lastwagen kommt aus Richtung Alexandrowo und hält an der Stelle, wo ich kurz zuvor noch gelegen habe. Soldaten steigen aus. Ich sehe ihre hastigen Bewegungen – Menschen schreien auf. So wahnsinnig schreien und wimmern dort meine Kameraden, daß mir vor Grauen die Sinne zu schwinden drohen.

Das Schreien verstummt allmählich, nur noch leises Röcheln klingt über das Feld zu mir. Das Auto wendet und fährt in Richtung Alexandrowo davon. Ich glaubte, man habe die Verwundeten abtransportiert. In Wirklichkeit sind sie von den Soldaten in der furchtbarsten Weise bestialisch ermordet worden, nachdem man sie noch vorher, wie spätere Befunde ergeben, zum Teil lebendig entmannt hatte.

Langsam schiebe ich mich weiter zurück. Nach einer Stunde bin ich an dem Weg und kann im Schutze einer Weide schweißtriefend und keuchend aufstehen. Da steht plötzlich wie aus der Erde gestampft ein Mann vor mir. Der Schreck lähmt mir fast die Glieder. Erst bei genauerem Hinschauen erkenne ich einen Kameraden, einen 70jährigen Fabrikbesitzer aus Kulm, der auch geflohen ist. Der Mann ist völlig verstört, man kann kein vernünftiges Wort mit ihm reden. Schließlich verständigen wir uns so weit, daß wir gemeinsam die Flucht wagen wollen. Ich weiß, daß es mir unendlich schwer sein wird, mit diesem Menschen vorwärtszukommen, aber ich darf ihn hier nicht verlassen.

50 Meter rechts von uns steht ein einsamer Bauernhof, von dem ein Graben quer ins Feld führt. Im Schutze dieses Grabens will ich ein wenig ruhen. Vorsichtig drücken wir uns über den hellen, freien Ackerstreifen und liegen dann tief atmend im Graben.

Wir waren und wir bleiben gehetztes Wild. Kaum haben wir uns etwas zurechtgelegt, sehe ich einen Menschen mit wehendem Mantel den Feldweg heraufstürmen und ihn dann plötzlich auf unser Versteck zu abbiegen. Es ist ein Soldat. Unwirklich groß, gespensterhaft erscheint der Mann in seinem fliegenden Mantel gegen das bleiche Mondlicht.

Wir drücken uns in dem Graben weiter bis an den Bauernhof und verkriechen uns in einem Strohschober. Der Soldat läuft wie wild weiter in das Feld. Später habe ich von meinem Kameraden Baumann erfahren, daß es ein verwundeter Begleitmann war, der infolge eines Nervenzusammenbruchs planlos davongelaufen war.

Ich überdenke meine Lage. In einer unbekannten Gegend, als Deutscher hinter der polnischen Front, wo fast in jedem Hause Soldaten liegen, umherzuvagabundieren, ist eine verflucht gefährliche Sache – aber hier gibt es kein Überlegen mehr, sondern nur den einen Weg: Durch!

Im Nordwesten steht ein schwacher Lichtschein am Himmel, das kann nur Thorn sein, und in Thorn sind bald die Deutschen – also vorsichtig los in diese Richtung, auf nach Thorn. Wir ziehen jetzt beide querfeldein dem Licht entgegen. Ich versuche, auf den Feldern etwas Eßbares zu finden. Die rohen Kartoffeln sind nicht herunterzukriegen, und was ich als Kohlrüben ansehe, ist eine Rettichart, die man trotz des wahnsinnigen Hungers nicht genießen kann. Weiter geht unser Weg immer im Schutze bewachsener Raine oder dunkler Kartoffeläcker, denn der Mond meint es mit seiner Beleuchtung gar zu gut. Es ist so hell, daß man auf 500 Meter jede Bewegung auf den grauen Feldern ausmachen kann.

Wir kommen an einem großen Gehöft vorbei, das in tiefem Schlaf liegt. Ein Bild unendlichen Friedens, dieser Hof mit seinen spitzen Giebeln, die sich

silhouettenhaft von dem hellen Himmel abheben. In einem Teich mit dickem, trübem Wasser, in dem sich tags die Enten des Hofes baden, wasche ich mir das Blut des Kameraden von Gesicht und Händen und so gut es geht auch von den Kleidern.

Hart am Wasser steht ein Pflaumenbaum voller halbreifer Früchte – endlich etwas Eßbares. Der Baum ist außergewöhnlich hoch. Es geht nicht anders, ich muß hinaufsteigen. Meine Wunde schmerzt wahnsinnig bei den ersten Kletterversuchen. Was hilft es – auch Durst und Hunger quälen furchtbar. Mit zwei vollen Taschen komme ich schließlich herunter, dabei bricht ein Ast. Nun bin ich schneller unten als gewollt. Dafür haben wir aber auch eine Menge Pflaumen mehr unten, die wir gleich gemeinsam verspeisen.

Dann geht es in einem stark verunkrauteten Kartoffelacker weiter, bis wir an eine tiefe Schlucht kommen. An ihrem Rande, bevor wir hinabsteigen, werden die letzten Pflaumen geteilt. Die eine Tasche ich, mein Kamerad die andere, so geht es den steilen lehmigen Hang hinunter. Auf der Sohle dieser Schlucht führt ein Feldweg irgendwohin, dem wir folgen. Die Wände zu beiden Seiten sind mit Dornengebüsch bestanden. Als wir an besonders großes und dichtes Buschwerk kommen – es mag schon einige 100 Quadratmeter messen –, beschließe ich, dieses als Versteck zu benutzen und zu warten, bis deutsche Truppen kommen. Sie können höchstens 70 bis 80 Kilometer entfernt sein. In zwei bis drei Tagen müßten sie bei uns sein. So lange halten wir aus.

Auf allen vieren geht es in den Busch hinein. Er ist noch dichter, als ich gedacht habe – ein ausgezeichnetes Versteck. Wir mögen wohl eine halbe Stunde gelegen haben, die Uhr meines Begleiters zeigt halb drei Uhr, da höre ich ein starkes Klopfen, das immer mal wieder unterbrochen wird. Mich beunruhigt diese Feststellung, und ich krieche in der Schallrichtung vor, um nachzusehen. Am Rande des Gestrüpps sehe ich in ungefähr 50 Meter Entfernung polnische Soldaten Befestigungen bauen. Hier können wir nicht bleiben. Wieder geht es zurück durch die Dornen. Mein linker Arm will nicht mehr mitmachen. Ich beiße die Zähne zusammen, um vorwärts zu kommen. Endlich ist es geschafft, und weiter irren wir über die Felder. Die Richtung haben wir restlos verloren. Nur so viel ist mir klar, daß wir uns irgendwo in der Weichselniederung befinden müssen.

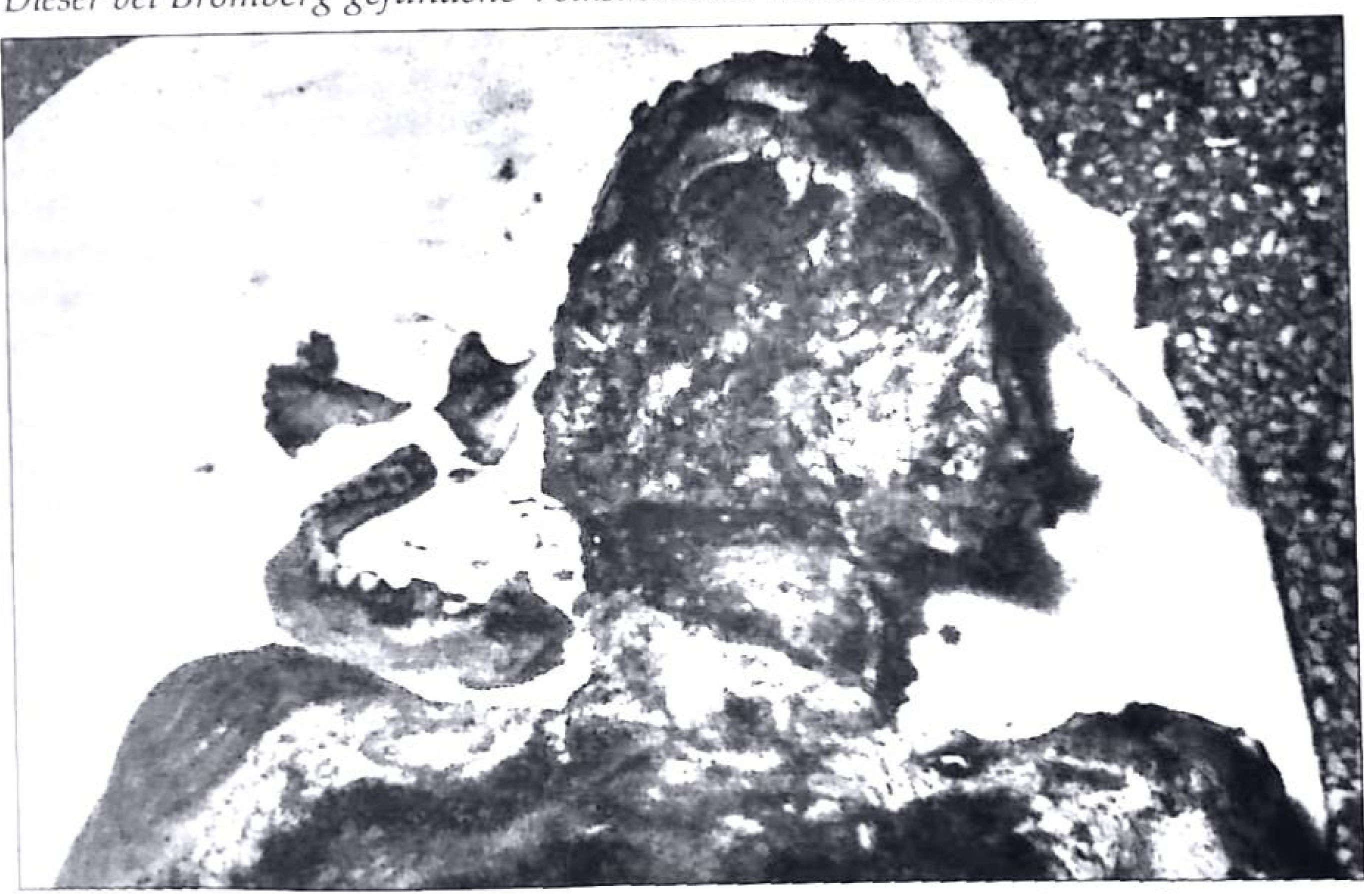
Die Müdigkeit ist so groß, daß wir beide nicht mehr weiterkönnen. Wir legen uns an einem Abhang hinter einem Strauch auf die Erde und sind auch sofort eingeschlafen. Als ich wieder erwache, geht die Sonne gerade auf, Myriaden Tautropfen glitzern auf den Gräsern. Wir sind immer noch in der Schlucht, nur ist sie hier viel breiter. Wir sind also im Kreis gegangen.

Uns gegenüber auf dem Hang steht die mächtige Ruine eines alten Schlosses. Steil ragen die Mauerreste in den Morgenhimmel. Durch die leeren Fensterbogen fallen die ersten Sonnenstrahlen und tauchen alles in ein gelbes Rot. Die Schlucht, das Schloß, alles ein Stückchen seltener Romantik. Leider sind die Umstände nicht dergestalt, daß wir die Romantik dieses Augenblicks genießen können.

Wir halten „Kriegsrat", so gut er sich mit meinem Kameraden halten läßt. Er hat sich zwar etwas erholt, doch hört er fast nichts. Ich beschließe, selbst



Vielfach wurden die Opfer vor ihrer Ermordung auf grausamste Weise gemartert. Dieser bei Bromberg gefundene Volksdeutsche wurde entmannt.



Bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Leichen, die zudem völlig nackt waren, gehörten zur Vertuschungsstrategie: So war keine Identifizierung mehr möglich.

einmal in die Gegend zu gehen, um mich zu orientieren und Wasser zu suchen, denn der Durst ist furchtbar. Mein Kamerad soll so lange warten, bis ich ihn abholen werde.

Vorsichtig komme ich an die Häuser eines Dorfes. Man scheint hier lange zu schlafen, denn nur vereinzelt rührt sich etwas auf den Höfen. Endlich treffe ich einen Polen und beginne vorsichtig ein Gespräch und erfahre mit viel List, wo wir uns im Augenblick befinden. Die weißen Türme links, das ist Hermannsbad und rechts hinter den Kiefern liegt das Städtchen Nessau. Hier in der Gegend sollen viele deutsche Siedler wohnen, erzählt der Pole. Also werde ich versuchen, zu diesen zu gelangen. Plaudernd gehen wir in das Dorf, um so wenig als möglich aufzufallen. An einem kleinen Häuschen bekomme ich Wasser, dann verabschiede ich mich und gehe in Richtung Hermannsbad.

Auf der Straße ziehen wieder endlose Kolonnen von Flüchtlingen, teils mit Handwagen, teils auf dem Rücken ihre wenige Habe befördernd. Die Stadt wird geräumt. Den ganzen Morgen hört man das tiefe Brummen der deutschen Flugzeuge. Weit aus dem Osten kommen die dumpfen Detonationen der Bomben herüber. Die Fliegertätigkeit ist heute besonders rege. Es scheinen für dieses Gebiet Operationen vorgesehen zu sein.

Ich weiß jetzt genug von dieser Gegend und gehe einen einsamen Feldweg, um im Bogen wieder zu meinem Kameraden zu kommen. Zwei Zivilisten kommen mir entgegen, sie erscheinen mir harmlos, und ich gehe unbekümmert weiter.

Wieder verhaftet

Die Begegnung mit diesen beiden Männern sollte sehr zu meiner Enttäuschung ausfallen, denn es handelte sich um eine Streife der polnischen Bürgerwehr, die nach irgendwelchen Verdächtigen fahndete. Ich scheine nicht besonders vertrauenserweckend auszusehen, denn sie halten mich an und fragen nach meinem Ziel. Jetzt wird die Lage für mich bedenklich, denn wie soll ich in einer mir gänzlich unbekannten Gegend wissen, wohin ich will. Aber sagen muß ich etwas, und so wird eine Geschichte zusammengelogen: Ich wäre Flüchtling vor den Deutschen und wollte mich auf Umwegen nach Nessau begeben. Auf der Straße hätte ich aber zu viel Angst vor den deutschen Bomben. Meine liebe Tante würde an dieser Stelle gesagt haben: „Siehst du, mein Junge, das kommt vom Lügen..." – der Versuch schlägt fehl. Sie untersuchen meine Taschen und finden dabei meinen Personalausweis. Auch damit wäre vielleicht noch alles gut gegangen, wenn nicht in diesem Ausweis als Religion „evangelisch" gestanden hätte. Im Augenblick wird nämlich bei den Polen nicht nach Volkszugehörigkeit, sondern nur nach der Religion entschieden, so daß alle Katholiken unverdächtig und als anständige Menschen laufen gelassen werden und alle Evangelischen als arge Spione zu verhaften sind. Trotzdem ich den halben Rosenkranz herunterbete, alle Heiligen anrufe und nebenbei noch die

erschreckendsten Dinge zusammenlüge, werde ich als spionageverdächtig verhaftet.

Ein Trost bleibt mir, ich wäre auch sonst nicht viel weiter gekommen: Auf demselben Weg tauchen zwei Hilfspolizisten auf Rädern auf. Ich muß an diesem Morgen mit dem verkehrten Fuß hinter meinem Strauch aufgestanden sein, daß ich solch ein Pech habe.

Ich beeile mich nun und treffe etwas früher auf die Hilfspolizisten als meine beiden Begleiter. Haltung annehmend, melde ich mich als Versprengter eines zusammengeschossenen Verschlepptenzuges, der eine Polizeistation sucht, um wieder in ein Internierungslager befördert zu werden. Die Wahrheit offen zu sagen, ist gewagt, aber der eine Polizist ist sichtlich von meiner Ehrlichkeit überzeugt. Der andere dagegen sagt nur kurz; „Halt's Maul!", entsichert seinen Karabiner und geht in Anschlag. In der Zwischenzeit sind auch die Zivilisten herangekommen, bedenklich viel von verfluchten Deutschen und Spionageverdacht dazwischenredend. Jetzt ist dem einen Polizisten erst klar: Ich muß erschossen werden, und zwar gleich an Ort und Stelle. Ein wahrer Indianertanz geht los. Ich stelle mich immer so, daß ich in der Richtung des anderen Polizisten zu stehen komme. Sie können sich drehen, wie sie wollen, es gelingt ihnen nicht, mich frei stehen zu haben. Denn wenn er mich so erschießt, dann soll auch den anderen der Teufel holen. Nun wird dem anderen das Spiel zu gefährlich. Er befiehlt seinem Kameraden, sich zu beruhigen. Sie würden mich zur Polizeiwache bringen, und da möge man mit mir machen, was man wolle. So werden sie sich einig, nehmen mich in die Mitte, und ab geht es.

Zwischen uns kommt ein Gespräch auf. Ich lüge natürlich wieder die unmöglichsten Dinge zusammen, was mit der Zeit einen sichtlichen Eindruck auf die Kerle zu machen scheint. An diesem Morgen habe ich so viel geschwindelt, daß Baron Münchhausen angesichts meines Talents vor Neid erblaßt wäre.

Wir kommen zur Station, die hinter einem Kiefernwäldchen in einem halb verfallenen Bauernhof liegt. Der Kommandant, ein junger Leutnant, empfängt mich am Hoftor. Ehe meine Begleiter noch reden können, melde ich mich beim Leutnant und bete meinen Vers herunter. Da funkt mir dieser schießwütige Polizist ein „spionageverdächtig" dazwischen. Und schon ist es um die Gemütlichkeit geschehen. Der Offizier drängt mich an die Scheunenwand, zieht und entsichert seine Pistole und hält sie mir unter die Nase. Starr schaue ich den Kerl an und frage ihn: „Bist du ein Offizier oder ein Mörder, daß du dich an Wehrlosen vergreifst? Ich glaubte, einen anständigen Polen vor mir zu haben!" Der Kerl ist so erschreckt, daß er seine Pistole sinken läßt. So viel Frechheit ist ihm scheinbar noch nicht vorgekommen, denn ihm verschlägt es regelrecht die Sprache. Diese Zeit benutze ich, um ihn mit einem Redeschwall von artigen Redensarten zu überschütten. Die Sprache hat er immer noch nicht wiedergefunden. Er steckt aber sein Schießeisen ein und will gehen. Ich springe wieder vor und bitte ihn um etwas Wasser. Auf seinen Befehl wird ein Topf voll gebracht, den er mir persönlich reicht. Dann klopft er mir auf die Schulter und sagt: „Eine halbe Stunde Leben schenke ich

dir, du wirst erst in Hermannsbad erschossen." Trotz dieser wenig freundlichen Verabschiedung danke ich für das Wasser und trete mit meiner besten Kehrtwendung weg.

Der Hilfspolizist Lebek bringt mich nach Hermannsbad. Er verlangt, daß ich vor seinem Rad herlaufen soll, weil er fahren will. Ich denke mir, dieses unsinnige Verlangen machst du nicht mit, denn wenn man 48 Stunden marschiert ist, die Sonne so schön wärmt und die Welt ringsum wie ein Paradies scheint, wozu dann laufen? Und zum Erschießen komme ich wahrscheinlich immer noch zeitig genug. So streike ich und gehe gemächlich meinen Weg. Der Polizist hat wahrscheinlich keine Lust, sich mit mir herumzuärgern und bequemt sich, ebenfalls zu Fuß zu gehen. Ich glaube, nur meinen guten polnischen Sprachkenntnissen, besonders aber meiner bodenlosen Frechheit verdanke ich es, daß ich an diesem Morgen noch lebe.

Fluchtartig verlassen die Menschen die Stadt, sie haben nicht einmal Zeit, sich mit meiner Wenigkeit näher zu befassen. Es bleibt bei einigen Schimpfworten und einigen Rempeleien.

Bald kommen wir nach Hermannsbad. Unter den Bäumen eines kleinen Parks steht eine Flakartillerie-Abteilung in voller Bereitschaft, aufmerksam deutsche Flieger am Horizont verfolgend. Mein Begleiter hat sichtlich Angst, weiter in die Stadt zu gehen. Zu meinem Glück liegt die Polizeistation gleich hier auf der anderen Seite der Straße. Das Motorengeräusch der Flugzeuge kommt näher. Als ich in das Haus hineingehe, brüllt die Alarmsirene auf und die ersten Flakgranaten ziehen pfeifend zum Himmel empor. Was ich nun in der Folge schildere, spielt sich fast in Gedankenschnelle ab.

Ich werde einem sogenannten Kriegsgericht vorgeführt, mache gerade meine übliche Lügenmeldung, der Polizist äußert wieder seinen Spionageverdacht, und dieses Wort, weiß der Teufel warum, wirkt auf sämtliche Anwesende wie das rote Tuch auf den wild gewordenen Stier. Einer der sogenannten Richter schlägt mir ins Gesicht, eine Flut von liebenswürdigen Bezeichnungen ergießt sich über mich, so daß ich mich vor lauter Verlegenheit hinter den Ohren kratzen muß. Endlich haben sich die Brüder gefaßt, fast würdevoll erhebt sich einer der Richter und fragt: „Polizeimeister Lebek, Sie liefern dieses Schwein als Spion ein?" – „Jawohl, Herr Hauptmann!" – „Gut, der verfluchte Hitlerhund ist sofort zu erschießen. Polizeimeister X und Y", die beiden Namen kann ich beim besten Willen nicht verstehen, „Sie übernehmen die Ausführung."

Jetzt ist es soweit, geht es mir durch den Sinn. Ich will gar nicht mehr hören, was der Kerl noch weiter will. Da zischt es. Das Haus wackelt wie bei einem Erdbeben, Fenster klirren, der Putz fällt von den Wänden. Etwas pfeift durch den Raum und schlägt klatschend gegen die Wand. Dem vor mir stehenden Polizeileutnant läuft Blut über das Gesicht, er bricht zusammen. Ich erhalte einen gewaltigen Schlag in den Rücken, das Fensterkreuz ist mir daran geflogen, alles wird von einem ohrenbetäubenden Krachen begleitet. Eine Bombe ist genau vor unserem Gebäude auf dem Pflaster geplatzt. Man zerrt mich auf den Hof und stellt mich sofort an die Wand. Ich habe keine Zeit,

mich umzusehen, nur so viel bemerke ich in aller Eile, daß rechts von mir ein Tor auf die Straße führt. Die beiden Polizisten treten zurück und ducken sich ängstlich, da kracht schon wieder ganz in der Nähe eine Bombe. Dann sehe ich, wie sie sich aufraffen, um ihre Karabiner wieder auf mich zu richten. Da packt mich ein unbändiger Wille zum Leben. Ich mache einen gewaltigen Satz zum Tor, reiße es auf, zwei Schüsse peitschen, Holz splittert neben mir, dann bin ich draußen. Wieder kracht eine Serie Bomben in die Umgebung, und jetzt ist auch der Mut der Polen dahin. Alles rennt, rettet, flüchtet, sie vergessen mich.

Im Laufen stoße ich plötzlich hart mit einem Menschen zusammen, verdammt nochmal, auch ein Polizist. Doch welch sonderbarer Zufall, es ist derselbe Polizist, der mich in meinem Heimatort verhaftet und nach Unislaw gebracht hatte und der ehemals ein guter Bekannter von mir war. Auch er ist nicht wenig erstaunt, mich hier zu treffen. Kurz erzähle ich ihm, wie es mir ergeht, da nimmt er mich beim Ärmel, und wir laufen beide in eine andere Straße einbiegend, was wir nur laufen können. Dann teilt er mir mit, daß er mich zu einem neuen Zug Verschleppter bringen will, mehr könne er für mich nicht tun. Wir haben Glück. Am Ausgang der Stadt treffen wir auf einen solchen Zug. Ohne mich zu besinnen, springe ich in irgendein Glied dieses Trupps und höre noch, wie ein mit einer Maschinenpistole bewaffneter Polizist sagt: „Aha, noch so ein verfluchter Hund aus der J.D.P, der kommt auch vor meine Pistole." Jetzt kann ich endlich etwas Atem holen. Meine Wunde erinnert mich gleich durch heftige Schmerzen an die Wirklichkeit. Die Aufregung der vergangenen Nacht und des Morgens hatten das Gefühl des Schmerzes gänzlich betäubt.

Auf endlosen Straßen

Glühend brennt die Sonne vom Himmel, schwerfällig bewegt sich der Transport dahin. Meine Kameraden scheinen sehr müde zu sein. Es sind alles ältere, mit reichlich Gepäck beladene Männer. Sie sprechen nur polnisch. Es sind aber Deutsche aus den Kreisen um Alexandrowo. Auch Frauen sind wieder im Zug, die sich müde auf ihre Männer stützen.

Wir rasten einmal kurz, es gibt sogar etwas zu trinken. Ständig überholen uns leicht verwundete Soldaten. Die Lazarette der Stadt werden geräumt, die Front folgt uns nach. Unbeschreiblich ist der Haß, den diese Soldaten auf uns haben.

Vorüber an reichen Obstgärten, durch eine herrliche Landschaft, kommen wir nach Nessau. Überall an den Straßen stehen Mädchen mit Körben voller schönstem Obst, das sie unseren Bewachern darreichen, diesen Helden des polnischen Volkes, denn wie Helden werden sie von der Bevölkerung begrüßt. Es ist ja auch eine Heldentat, wehrlose Frauen, Männer und Kinder bestialisch zu ermorden oder gewaltsam zu verschleppen.

Tantalusqualen leiden wir während dieses Marsches durch die Stadt, überall stehen Körbe mit lockenden Früchten, überall von gebenden Händen ent-

gegengehalten. Langen wir aber danach, so werden sie jäh zurückgezogen, nur Stöße, Fußtritte und Schimpfworte bleiben uns übrig oder man spuckt uns grinsend ins Gesicht.

In einer alten Kiesgrube hinter der Stadt – es ist der Müllabladeplatz der Stadt Nieszawa – lagern wir für einige Zeit. Die Menschen sinken, wo sie stehen, zusammen und bleiben regungslos liegen. Die Sonne scheint unbarmherzig auf uns hernieder, die Hitze ist unerträglich. Durst brennt wie Feuer in den Kehlen und grimmiger Hunger nagt in den Eingeweiden. Seit 20 Stunden habe ich nichts mehr gegessen, außer den wenigen Pflaumen, und schon an den Tagen zuvor waren die Rationen äußerst mager. Hitze, Durst, Hunger und unmenschliche Anstrengung lassen mich fast wahnsinnig werden. Zudem werden die Schmerzen meiner Wunde immer größer. Fliegen, durch den Geruch der Wunde angelockt, umsummen mich wie einen Bienenschwarm. Ich kann mich ihrer nicht erwehren. Die Jacke ist an der Schulter durch das Geschoß groß aufgerissen, so daß die Wunde nach außen frei liegt und so für Fliegen, Dreck und Staub zugänglich ist. Meine größte Sorge gilt einer eventuellen Infektion.

Wir warten, es kommen immer neue Trupps dazu, kleine von drei bis vier Mann, aber auch einer von ungefähr 200. Ich kenne sehr viele, es sind Kameraden aus Bromberg. Dieses Wiedersehen bekannter Gesichter gibt mir wieder neue Kraft. Ich fühle mich nicht mehr verlassen wie bisher unter den Unbekannten. Man bringt diese Kameraden an die Spitze des Zuges, und fortan habe ich nur den einen Gedanken, zu ihnen zu gelangen.

Dann erhalten wir wieder einen Zugang, elf Mann. Sechs sind durch starke Ketten aneinandergeschlossen. Die meisten stecken in der Uniform polnischer Soldaten. Angeblich Deserteure. Einer soll einen Oberst erschossen haben. Die ganze Wut der Polizisten entlädt sich auf diese armen Menschen. Mit Gummiknüppeln, Fäusten und Kolben schlagen sie auf die Männer ein, die reißen wie wilde Tiere an ihren Ketten, vor Schmerzen brüllend. Ich kann das nicht mehr mit ansehen und schließe die Augen. Sofort bin ich eingeschlafen, für kurze Zeit alles vergessend.

Jemand weckt mich leise, es ist Dr. Staemmler, der Geld für unsere Verpflegung sammelt. Ich gebe selbstverständlich meinen Teil und denke an den Reinfall mit solch einer Sammlung in Alexandrowo. Gleichfalls hat Dr. Staemmler erwirkt, daß wir der Reihe nach einen kleinen Tropfen Wasser bekommen, für unseren Durst zu wenig, aber wir sind auch für dieses wenige dankbar.

Ein Fliegeralarm bringt etwas Abwechslung in das dumpfe Dahindämmern. Im Sonnenlicht glänzend zieht die Maschine in unheimlicher Fahrt über die Stadt. Alle Gaffer sind urplötzlich verschwunden und haben sich in den Luftschutzbunkern verkrochen. Die Angst vor allem Deutschen ist riesengroß und sitzt den Polen wie ein Gespenst im Nacken.

Endlich bringt man uns Brot für unser Geld. Dr. Staemmler verteilt es persönlich, jeder erhält ein Drittel eines Laibes. Gierig beginnen wir zu essen, doch das Brot ist ganz frisch. Die ersten Bissen würge ich mühsam hinunter, dann geht es nicht mehr. Ein zäher Klumpen kaut sich im Munde zusammen

und rutscht nicht. Es fehlt an dem nötigen Speichel. Der Körper ist so ausgedörrt, daß die entsprechenden Drüsen nicht mehr funktionieren, und Trinkwasser zu erhalten, ist aussichtslos. Ich stecke mein Brot in die Tasche, meine Kameraden, denen es ebenso geht, tun es mir gleich. Wenn wir nur Wasser hätten! Ich biete einem herumlungernden Polen eine wirklich annehmbare Summe für eine Flasche Wasser, aber er rührt sich nicht. Die Verhetzung ist so groß, daß sie selbst Geld nicht mehr lockt. Hunger und Durst werden nun noch Tage unser stetiger Begleiter sein.

Vorsichtig schiebe ich mich von Glied zu Glied vor, um zu den Brombergern zu gelangen. Ehe ich es aber geschafft habe, heißt es schon wieder marschieren. Es ist inzwischen ein stattlicher Zug geworden, von schätzungsweise 300 bis 400 Menschen.

Wir gehen durch die Stadt zur Weichsel hinab und dann stromaufwärts nach Südosten. Das Weichselufer steigt hier steil an, und unser Weg führt am Fuß des Hanges entlang. Links liegt der Strom und jenseits des Flusses ein weites flaches Land. Ich habe das Gefühl, als ob in der Ferne, wo Himmel und Erde im blauen Dunst eins werden, die unendliche Weite eines Meeres liegen müßte. Tiefblau und friedlich zieht die Weichsel dahin. Ein Dampfer müht sich, einen Lastzug stromauf zu schleppen, und man verbietet uns, auf den Strom zu schauen. Ich möchte wissen, warum, denn es ist außer der wunderbaren Landschaft nichts zu sehen. Aber immer wieder zieht dieses Bild die Blicke der Verschleppten an. Brutale Schläge der Begleitung weisen die Augen in die erlaubte Richtung.

Die Straße hört auf, ein loser sandiger Weg folgt. Die Sonne wirft ihre sengenden Strahlen hinab. Kein Luftzug bringt Kühlung und Erleichterung. Flimmernd steht die Hitze über unserem Weg. Dicker Staub quillt unter den Füßen der Marschierenden auf, bleibt wie eine dichte graue Wand stehen und legt sich bleischwer auf die Lungen und in die vertrockneten Kehlen. Ich lege meinen Mantel über Schulter und Wunde, um sie vor dem allergrößten Schmutz zu schützen. Das wird wohl der schwerste Teil des Marsches werden, überlege ich gerade. Da stolpere ich über einen Stein und erhalte dafür zur allgemeinen Aufmunterung einen Kolbenstoß in den Rücken. Zwanzig Stunden bin ich nun schon mit wenig Unterbrechung, seit wir Alexandrowo verließen, auf den Beinen. Jetzt ist es erst Mittag, zehn bis zwölf Stunden Marsch liegen noch vor uns – es sollten sogar noch 14 Stunden werden.

Unter Büschen und Bäumen stehen Wagen der geflüchteten polnischen Zivilbevölkerung. Frauen und Kindern schaut die Not aus den Augen, sie sind genauso ein Opfer der englischen Kriegshetze wie wir. Die englische Regierung hatte die Polen zum Krieg aufgehetzt, läßt sie aber jetzt auf die versprochene Hilfe vergeblich warten.

Der Weg wird immer sandiger, das Land hügeliger, es geht bergauf, bergab. Durst! Die Lippen sind zusammengeklebt. Die Augen brennen vor Staub, schwarze Ringe kreisen vor ihnen. Stumm und gebückt, bis ins Innerste ausgedörrt, schleppt sich der Zug dahin. Wasser! Wasser! – Nirgends Wasser!

Stunde um Stunde verrinnt. Viele Kameraden müssen fast gänzlich getragen werden. Endlich wird gerastet. Ich höre nur noch das Kommando „Halt!", dann sinke ich um und bin sofort tief eingeschlafen.

Ein Fußtritt weckt mich, die Kameraden stehen schon marschbereit. Auch ich stehe auf und stelle mich schwankend an meinen Platz. Es hat einen Tropfen Wasser gegeben, die Verteilung habe ich verschlafen.

Langsam geht es weiter, öde, sandig und unendlich arm ist das Land ringsumher. Aus allen Winkeln der kleinen Höfe schaut diese große Armut. Ein Bahndamm, hoch aufgeschüttet, legt sich uns in den Weg. Auf den Gleisen stehen Güterzüge mit Artillerie und Flüchtlingen. Wir müssen seitlich durch einen Kartoffelacker, ein Martyrium sondergleichen für die müden Menschen dieser Weg über die Furchen, durch das hohe, verwachsene Kraut. Dann geht es über den drei Meter hohen Bahndamm. Hinauf kommen wir auf allen vieren, hinab kugelt alles wild durcheinander. Die müden Beine wollen ihren Dienst nicht mehr machen. Flüche, Fußtritte und Kolbenstöße der Polizisten bringen die lahmen Glieder bald wieder in Gang, und taumelnd ziehen die Menschen weiter. Viele haben sich im Gehen Schuhe und Stiefel ausgezogen, sie werden es gleich bitter bereuen.

Wir kommen auf eine Pflasterstraße, dann durch ein größeres Dorf. Die Häuser sind verbrannt, die Mauern von einer gigantischen Faust zerschlagen, Trümmer und Glasscherben bedecken die Straße. Überall gähnen Sprengtrichter der deutschen Fliegerbomben. Sie haben auch hier ganze Arbeit geleistet. Schlimm ergeht es hier den Kameraden mit den bloßen Füßen. Stumm, mit schmerzverzerrten Gesichtern müssen sie weiter.

Bald biegen wir nach links in einen Feldweg ein. Kurz vor dem Wald wird noch einmal Rast gemacht. Mit allergrößter Mühe halte ich mich wach; denn ich will die Ration Wasser nicht wieder verschlafen, die jeder erhält. Eine halbe Stunde können wir ruhen, dann wird weiter marschiert.

Es ist unmöglich, in Gang zu kommen. An den wunden Füßen sind Strümpfe und Stiefel festgetrocknet. Die Hose klebt an den durchgelaufenen Oberschenkeln, bei jedem Schritt reißt unter unsäglichen Schmerzen irgendetwas ab. Die Muskeln sind völlig überanstrengt. Es dauert mindestens eine Viertelstunde, ehe sich alles eingelaufen hat. Im Wald wird der Weg immer sandiger. Bis an die Knöchel versinken wir und kommen nur langsam unter Einsatz unserer letzten Kräfte voran.

Das Gehölz wird niedriger und dichter. Die Bewachung nimmt die Gewehre schußbereit in die Hände. Breite Wege sind durch das Holz geschlagen, überall stehen Wagen- und Autokolonnen der polnischen Armee, da und dort ein Panzer.

Wie alles einmal ein Ende nimmt, so auch dieser verfluchte Waldweg. Die Sonne ist inzwischen zur Ruhe gegangen, die Dämmerung senkt sich über die Erde. Schwarz in den Abendhimmel gezeichnet stehen vor uns die Bäume einer Straße. Bald werden wir wenigstens wieder festen Boden unter den Füßen haben. Wenn auch das Gehen auf diesem holprigen Pflaster nicht leicht ist, so ist es doch hundertmal besser als in diesem Sand, der in Schuhe und Stiefel dringt und die Haut von den Füßen reibt.

Die Straße ist zur Zeit nicht frei, wir müssen warten. Dann stehen wir auf der Chaussee, es ist schon ganz dunkel. Polizei geht den Zug entlang und sucht einen, der eine helle Jacke trägt, und in Hermannsbad dazugekommen sein soll. Der kann nur ich sein, denke ich mir. Um nicht erkannt zu werden, ziehe ich schnell und unauffällig meinen Mantel über. Die Polizisten gehen vorüber, kommen dann aber, Glied für Glied durchschauend, zurück. Da meldet sich hinter mir ein Pole und sagt: „Der hatte keine helle Jacke, sondern eine Bluse mit Reißverschluß an." Sie finden den so Beschriebenen kurz vor uns. Er ist Pole, in Hohensalza von der Hilfspolizei desertiert. Wir lagen beide in Nessau zusammen. Man nimmt ihn mit, er wird wahrscheinlich jetzt an meiner Stelle erschossen. Alle seine Beteuerungen werden ihm nichts mehr helfen, man will sein Blut sehen und fragt dann nicht, wen es erwischt, ob Freund oder Feind.

Kaum sind sie fort, klopft mir der Pole auf die Schulter und meint: „Ich glaubte erst, du wärst es gewesen, aber du kamst doch erst in Nessau zu uns, beinahe hätte ich dich verraten. Na, besser ist der deutsche Hund verreckt, als du!" Meine fließende polnische Sprache ließ mich in seinen Augen als Pole erscheinen, während er glaubte, jener sei ein Deutscher gewesen. Ich habe keine Lust, ihm den wahren Sachverhalt klarzumachen und bekräftige mit einem fürchterlichen polnischen Fluch seine Meinung über den Abgeführten. Scheinbar werde ich ihm dadurch sympathisch, denn er zieht meinen Nebenmann nach hinten und kommt zu mir. Eine schöne Bescherung, einen Judas neben mir zu haben, denn er ist ein polnischer Spitzel, der diesen Marsch für Geld mitmacht. Er kommt allmählich ins Erzählen und berichtet mir die schaurigsten Greuelmärchen über die deutsche Zivilbevölkerung in Polen. Überall hätten deutsche Hecken- und Dachschützen auf polnisches Militär geschossen oder den deutschen Fliegern durch Lichtzeichen wichtige Ziele für ihre Bombenangriffe verraten. Aus diesem Grunde werde man alle diese Hurensöhne von Schwaben bei der erstbesten Gelegenheit an die Wand stellen. Er selbst sei nur durch eine Verwechslung hierher geraten und werde in der nächsten Stadt entlassen. Auch ich erkläre ihm ausführlich, daß ich nur durch einen dummen Zufall in diese Schweinerei geraten bin und hoffe, morgen ganz bestimmt wieder loszukommen.

Der Befehl zum Marschieren beendet unsere Unterhaltung, und ich bin froh, ihm nicht mehr antworten zu müssen. Es könnte möglich sein, daß er herausbekommt, wer ich tatsächlich bin.

Auf der Straße herrscht stärkerer Verkehr, wir müssen einige Male in den Straßengraben, um auszuweichen. Die Nacht ist so rabenschwarz, daß man kaum die Straßenränder in der Dunkelheit sehen kann. Der Wald zu beiden Seiten verschwindet in der Finsternis, es muß schon nach Mitternacht sein. 30 Stunden setze ich nun schon mechanisch Fuß vor Fuß, kaum gegessen, kaum getrunken. Sind wir nicht bald am Ziel?

Langsam wird es heller. Der Mond geht hinter dem Wald unter. Ein Lastauto mit einigen Soldaten fährt langsam an uns vorbei und hält. Einige Männer aus dem Zug werden aufgeladen. Ich kann nicht erkennen, wer es ist. Dann ruft plötzlich einer der Soldaten: „Bäcker soll sich melden!" Eisi-

ger Schreck durchzuckt mich, doch ich habe mich in der Gewalt. Schon ruft der Kerl von neuem meinen Namen. Ich überlege: Melde ich mich, werde ich erschossen, melde ich mich nicht und werde gefunden, werde ich auch erschossen, wenn vielleicht auch etwas umständlicher. Also melde ich mich nicht. Ich gehe weiter, das Herz klopft mir bis zum Halse. Mit Taschenlampen suchen sie den Zug ab, ohne Bäcker zu finden. Endlich ist den Soldaten das Suchen über, sie steigen auf ihren Wagen. „Du kommst doch noch vor mein Bajonett", ruft einer wie zum Abschied, dann rollt das Auto davon.

Gott sei Dank, Glück muß der Mensch haben. Noch ein kurzer Streifen hoher, schwarzer Kiefern, und dann liegt auf einmal im Schein des sinkenden Mondes die Weichsel vor uns, und halb rechts recken sich in den fahlen Himmel die Türme einer Stadt. Es ist Leslau, jetzt Wloclawek.

Schlürfend zieht unsere Kolonne durch die einsamen Straßen. Vorbei geht es an zerfallenen Gebäuden, ausgebrannten Fabriken, die Spuren der deutschen Luftangriffe grüßen uns. Ein Kamerad bricht vor Müdigkeit zusammen, das Bajonett des Begleiters bohrt sich tief in die Brust des Unglücklichen. Röchelnd bleibt er im Rinnstein liegen. Mir wird schwindlig vor Anstrengung und Aufregung. Ermüdet und entnervt kann ich mich kaum noch auf den Beinen halten. Ich stütze mich für einen Augenblick auf meinen Nebenmann, dann wird mir wieder besser und ich schleppe mich weiter.

Aus einem Hause schreit uns ein mächtiger Lautsprecher die neuesten Nachrichten entgegen: Berlin von englischen Flugzeugen angegriffen! Der Westwall von den Franzosen durchstoßen! Deutschland bis zur Elbe besetzt! Danzig und Ostpreußen von Polen erobert. So höre ich, aber mein Kopf ist zu leer, um das Gehörte zu verarbeiten. Ich mache mir keine Gedanken darüber, sonst wäre es zum Wahnsinnigwerden, am besten nicht denken, nicht glauben.

Der Zug hält. Es ist drei Uhr nachts. Ich sinke auf kaltes Pflaster. Der Marsch der letzten 30 Stunden zieht flimmernd an meinen Augen vorüber: An die Wand gestellt – zusammengeschossen – Flucht – eine Stunde geschlafen – wieder verhaftet – Kriegsgericht – wieder an die Wand gestellt – die Karabiner schon erhoben – Flucht und Bomben – zweiter Internierungszug...

Und ich lebe immer noch? Ich muß erst an meinen Schädel schlagen, um an mein Dasein überhaupt noch zu glauben.

Eine Turnhalle ist heute unser Gefängnis. Männer, die ihre Frauen mithaben, dürfen im Vorraum mit diesen zusammen bleiben, alle anderen müssen weiter in die Halle. Es ist stockfinster. Im kurzen Aufblitzen einer Taschenlampe sehe ich in einer Ecke der Halle Geräte liegen, davor steht ein langer Schrank. Im Dunkeln taste ich mich dorthin und krieche ganz tief unter die Geräte. Hier soll mein Versteck sein, wenn man mich in der Frühe suchen wird. Trotz der Müdigkeit ist an Schlaf nicht zu denken, denn die Menschen halten keine Ruhe, der Wahnsinn geht um.

Hysterisch schreit dort einer nach Licht. Ein anderer ruft nach der Wache, sein Nachbar will ihn erwürgen. Ein dritter springt auf, rennt im Dunkeln

über die Menschen, schreit: „Nehmt das Messer fort!" Diejenigen, die getreten wurden, schreien nun oder fluchen, so laut wie sie können. Wieder ein anderer kommt an den Schrank, sich an der Tür glaubend, schlägt er wie wahnsinnig dagegen, unverständliche Laute ausstoßend, bis die Füllung krachend zersplittert. So ist in dem Raum ein einziges Schreien, Fluchen, Toben und Wimmern. In der tiefsten Hölle kann der Lärm nicht grausiger sein. Erst das Licht des anbrechenden Morgens bringt Ruhe.

Das Blut hämmert mir in den Schläfen, der Atem geht kurz, Schauer durchrieseln meinen Körper, so daß ich mich in meinem engen Versteck hin und her rolle. Das Gesicht glüht wie Feuer. Ich habe Durst! Durst! Ich habe Wundfieber. Wird dies das Ende sein? Unter diesen Umständen kann kein Mensch den Marsch weitermachen. Doch mein Lebenswille in mir ist noch nicht gebrochen. Von neuem bäumt sich mein Innerstes auf. Du mußt, und wenn dieser Weg bis ans Ende der Welt geht, du mußt zurück, um zu verkünden, was deutsche Menschen um ihres Volkstums willen in der Hölle Polens gelitten haben. Aber das Fieber ist stärker als mein Wille, die Gedanken sind plötzlich weg. Ich fühle nichts, um mich ist tiefe Nacht.

Als ich wieder erwache, ist es schon ganz hell im Raum. Eng zusammengepfercht liegen die Menschen, die Luft ist zum Schneiden. Aber mir ist leichter, die Fieberschauer sind fort, der Puls geht ruhig. Eine übelriechende Flüssigkeit ist mir aus der Wunde über den Arm bis zur Hand heruntergesickert. Die Kehle aber brennt wie Feuer. – Durst! Durst!

Allmählich erheben sich die Männer von ihren Lagern. Auch ich krieche aus meinem Loch hervor, alle meine guten Vorsätze vergessend. Mühsam schiebe ich mich durch den Raum. Meine Schulter schmerzt heute bei jeder Bewegung. Ich treffe meine Bromberger Kameraden und muß ihnen von meinem Erlebten erzählen. Erschüttert sind sie von der Nachricht über das Schiksal unserer Thorner Kameraden. Wir beschließen, nicht weiter über das Blutbad zu sprechen, um eine Panik zu vermeiden. Man bringt mich zu Dr. Staemmler, der meine Verwundung untersuchen muß. Er ist erstaunt über die Größe des Ausschusses, der – wie später gemessen – eine Länge von elf Zentimetern hat. Dr. Staemmler kann wenig helfen, da ihm jede Hilfsmittel fehlen. „Die Natur muß sich hier allein helfen, sonst kann es nicht gutgehen", sagt er und drückt mir fest die Hand.

Wir Kameraden sitzen stumm zusammen, starren vor uns hin, jeder hängt seinen Gedanken nach. Einer ist uns allen gemeinsam: Wasser! In dieser dicken, stickigen Luft steigert sich der Durst zu einem unbeschreiblichen Ausmaß. Endlich wird durch ein Fenster Wasser gereicht. Wer sich eine halbe Stunde hin und her stoßen läßt, erhält dann einen Becher. Das kann ich mit meiner Schulter nicht, und die Möglichkeit, Wasser zu bekommen, wird immer geringer.

Aber da springen die Bromberger Kameraden ein und reichen mir in echt kameradschaftlicher Weise von ihrer Portion, so daß ich mich wirklich satt trinken kann. Wie wohl das tut! Ihr seid mir auch in den folgenden schweren Tagen echte Kameraden gewesen, euch verdanke ich zu einem großen Teil mein Leben.

Wie einst unsere Väter und Brüder im Kriege Kameraden geworden sind, so erleben wir, die junge Generation, in diesen Augenblicken größter Not und tiefstem Elend diese Kameradschaft. Wir schauen mit hellen Augen und großen Herzen gegenseitig in unsere Seelen und sehen aus der eigenen Ohnmacht heraus die Kraft und das Wirken der Gemeinschaft wachsen und bestehen. Wenn der Friede erst in unser Land eingekehrt sein wird, werden wir in dieser Gemeinschaft weiter leben und als heiligstes Erbe dieses Erlebnis unseren Kindern und Enkeln zurücklassen, als Vermächtnis und Verpflichtung, damit das Sterben dieser Zehntausenden Deutschen nicht sinnlos gewesen und deutsches Blut nicht vergebens geflossen ist. Niemals mehr darf durch kleinlichen Hader deutsches Land verloren gehen und deutsche Menschen der Willkür fremder Völker ausgeliefert werden.

Dafür haben wir gelitten, dafür sind die Kameraden eines grausamen Todes gestorben, und das ist unsere Mahnung: „Vergeßt niemals den Opfergang der Deutschen in Polen!"

Wir haben keinen Sinn mehr, mit dem wir die Zeit erfassen können. Stunden sind uns manchmal Tagen gleich und Tage sind wieder nur wie Stunden. Abends und morgens ist das einzige, was wir noch begreifen. Alles andere ist nur noch ein mechanisches Ablaufen der Dinge. So weiß ich auch nicht, wann es gewesen sein mag, als man uns neu zum Marsch in die Ungewißheit antreten läßt. Meine Bromberger Kameraden haben mich zu sich genommen, und ich bleibe nun bei ihnen im fünften oder sechsten Glied von vorn. Vor dem Abmarsch erhalten wir durch Vermittlung von Dr. Staemmler einige Schluck Wasser und ein viertel Brot. Derselbe Vorgang wie in Nieszawa wiederholt sich. Es ist nicht möglich, dieses Brot ohne Wasser zu essen.

Ein Teil der alten Leute, die nicht mehr weiterkönnen, auch einige Frauen, werden auf Wagen geladen. Als die beiden über 70jährigen Bromberger, Superintendant Aßmann und Dr. v. Behrens, den gleichen Wunsch äußern, werden sie als „besonders gefährliche Banditen" zurückgewiesen. Junge Kameraden greifen ihnen wieder unter die Arme und schleppen sie auch diesen Tag weiter.

Unser Weg führt uns noch einmal durch die Stadt. Wir werden wenig belästigt. Überall sind Luftschutzgräben ausgehoben, und mit den zerstörten Gebäuden hat die Stadt ein recht kriegerisches Aussehen. Kaum sind wir auf freier Landstraße, wirft uns ein Fliegeralarm in das angrenzende Kartoffelfeld. Drei Ketten deutscher Flugzeuge überfliegen uns und nehmen Kurs nach Südwesten. Polnische Flakartillerie eröffnet das Feuer. Die Sprengwolken der Geschosse stehen wie Schäfchenwolken senkrecht über uns. Wenn Sprengstücke herunterfallen, müßten sie uns treffen, darum rolle ich mich wie ein Igel zusammen. Zum Glück fallen sie dann etwas seitlich ins Feld, kleine Staubfontänen zeigen die Einschläge.

Bald ist alles vorbei. Die Maschinen sind in der Ferne entschwunden, die Knallerei hört auf. Wir setzen unseren Weg auf einem Kleinbahngeleise neben der Straße fort. Es geht sich schlecht, dieses genaue kurze Schrittmaß von Schwelle zu Schwelle ist unendlich ermüdend. Tritt man daneben, versinkt

der Fuß bis über die Knöchel im mahlenden Sand. Junger Kiefernwald säumt zu beiden Seiten die Straße. Große Mengen Militär aller Waffengattungen liegen unter den Bäumen herum, zusammen mit geflüchteten Zivilisten. Polizisten und Hilfspolizisten, einzeln oder in Gruppen, kommen uns entgegen. Sie haben ihre Transporte schon in einem Sammellager abgeliefert, das auch unser Ziel ist.

Die Gegend ist ringsum sehr armselig. Der Wald ist lichter geworden, die Kiefern kleiner, und hin und wieder steht ein kleines Häuschen dazwischen. Unsere Bewachung scheint heute ein wenig besser gelaunt zu sein. Wir können ab und zu rasten, nur das Wasser ist wieder sehr knapp. Die Brunnen sind bei der herrschenden Dürre ausgetrocknet oder von durchziehendem Militär ausgeschöpft worden. Ich handele mein Stück Brot gegen einen Schluck Wasser ein, trinken ist wichtiger als essen. So vergeht Stunde um Stunde. Sand, Wald und Kusseln liegen längst hinter uns. Grüne Wiesen und reiche Felder sind an ihre Stelle getreten. Verschwunden sind die kleinen Hütten und Höfe, große Güter geben ihnen hier keinen Raum.

Trotz meiner wenig erfreulichen Lage kann ich nicht gedankenlos oder blind durch die Gegend gehen. Der Bauer in mir ist erwacht. Ich kann meine Blicke nicht von den prächtigen Feldern losreißen. Hier, auf solchen Böden möchte ich einmal werken und schaffen. Luftschlösser entstehen im Geist, groß und kühn in ihrem Bau, und fallen beim nächsten „Laczycz, laczycz!" (Aufrücken, aufrücken!) der Begleitung wie eine Seifenblase zusammen.

Ich mag manchem Leser wohl als recht komischer Kauz erscheinen, weil ich mich in einer derartigen Lage mit solchen Dingen meiner Umgebung beschäftige. Aber gerade dadurch, daß ich mit wachen Augen durch die Gegend gehe, mich an der Schönheit der Landschaft erbaue und an allen Dingen Interesse habe, wird mir dieser Marsch leichter. Die seelische Kraft bleibt frischer und reißt den erlahmenden Körper immer wieder vorwärts.

Mein Kamerad neben mir findet im Staub der Landstraße einen Apfel, von dem wir jeder eine Hälfte verzehren. Wie weit ist die Gleichgültigkeit fortgeschritten, daß wir über die Folgen solchen Tuns gar nicht mehr nachdenken. Uns ist es egal, ob da Krankheitserreger mit in unseren Körper gelangen, wichtig ist nur, daß es etwas Eßbares ist.

Der Einbruch der Nacht verkündet, daß der 6. September zu Ende geht. Wir rasten längere Zeit im Kirchdorf Smilowice. Viel ist davon nicht zu sehen, die Dunkelheit läßt die Umgebung nur auf wenige Schritte erkennen. Ich sitze auf der Erde an einen Lattenzaun gelehnt und bin froh, daß es wieder weitergeht, denn die feuchte Kühle des Bodens fängt an, unangenehm zu werden. Am Ausgang des Dorfes gabelt sich die Straße. Unsere Führung ist am Ende ihrer Kunst. Sie weiß trotz Karte, Wegweiser und Taschenlampe nicht wohin. Nachdem ein Dorfbewohner geholt und zu Rate gezogen worden ist, kommen wir auf den richtigen Kurs in ein Sammellager. Dort sollen wir – je nach Schwere unserer Verbrechen – abgeurteilt und dann entweder entlassen oder weitergebracht werden.

Im Sammellager Chodsen

Wir stolpern bei dieser Finsternis auf dem schlechten Pflaster nur noch dahin. Ein Licht und dann die schwarze Silhouette eines mächtigen Fabrikschornsteines zeigen uns die Nähe eines größeren Ortes an. Der Zug hält, wir sind am Ziel des heutigen Marsches. Wie üblich dauert es sehr lange, ehe man sich darüber klar wird, wie man uns unterbringen will.

Langsam geht der Mond auf, die Umgebung wächst immer deutlicher aus der Nacht heraus. Vor uns liegen die Gebäude einer Fabrik, rings mit einer hohen Mauer umgeben. Mächtige Anlagen ragen dort empor, schauen düster und drohend in die Nacht. Es ist die alte, 28 Kilometer südlich von Leslau gelegene, jetzt stillgelegte Zuckerfabrik Chodsen, die für ein Interniertenlager vorgesehen ist.

In diesem Sammellager für verschleppte Deutsche waren am Tag zuvor schon Dutzende Kolonnen eingetroffen, die in die überfüllten großen Zuckerspeicher eingepfercht worden waren und auch überall auf dem großen Hof lagerten.

Die erste Gruppe, die am 6. September bei Sonnenaufgang das Lager erreicht hatte, war auf Panjewagen aus dem Gefängnis Leslau gekommen. Es handelte sich hierbei um verhaftete Deutsche aus Hohensalza. Die Lagerleitung war zum „Empfang" noch nicht bereit, und den Männern wurde befohlen, im Straßengraben zu warten. In dieser Gruppe befand sich Bankdirektor Reinhold Wittek aus Hohensalza, der die Ankunft seiner Gruppe folgendermaßen beschreibt: „Während wir so im Straßengraben hockten, trafen immer neue Transporte Volksdeutscher von der Landstraße her ein. Unsere Wachleute wollten, da wir zuerst angelangt waren, auch als erste abgefertigt werden, und so wiesen sie die Neuangekommenen an unseren linken Flügel. So kam es, daß jede neue Kolonne an uns vorbeigeführt wurde.

Gleich der erste Zug, der an uns vorübergetrieben wurde, ließ uns erkennen, daß wir im Gefängnis von Wloclawek [Leslau] im Paradies gelebt hatten.

An der Spitze des Zuges ging ein bäuerliches Ehepaar, das einen tuchbedeckten Wäschekorb zwischen sich trug. Der Mann hinkte und war mit der rechten Hand an die linke seines Nachbarn gefesselt. Sein Gesicht war mit dunklen Flecken übersät, das linke Ohr blutverkrustet. Seine Frau starrte mit großen Augen geradeaus, während ihr Tränen über die Wangen liefen…

Ein polnischer Polizeikommissar stellte sich vor das Paar, und auf seine Frage, was der Korb enthalte, sagte die Frau mit zitternder Stimme, ihr Kind, ein Säugling, liege darin, aber es schlafe… Der Kommissar schwang seine Weidengerte und bellte: ‚Nehmt das Tuch ab!' Die beiden stellten den Korb auf die Erde, und die Mutter nahm das Tuch fort. Ihr mußte etwas an der Haltung des schlafenden Kindes aufgefallen sein, sie beugte sich darüber und faßte mit einem leisen Aufschrei nach seinem Ärmchen. Dann riß sie das Kind hoch und fiel auf die Knie. Das Kind schlief nicht, es war tot. Während die Frau den kleinen Leichnam wie versteinert an die Brust drückte und kei-

nen Laut von sich gab, begann ihr Mann haltlos zu schluchzen. Und das Weinen des Mannes war schlimmer als die Starrheit der Frau. Die Posten schrien auf die beiden ein weiterzugehen, und die Frau gehorchte; wie eine Traumwandlerin ging sie an uns vorbei, immer noch die Leiche des Kindes an sich pressend. Ihr an den Nachbarn gefesselter Mann zog sie mit der Linken an sich heran, legte den freien Arm um sie und stolperte nun schwankend und vor sich hinweinend die Straße entlang. Wir sahen, daß er schwer hinkte und erkannten auch, was die dunklen Flecke in seinem Gesicht bedeuteten; man hatte ihn geschlagen, und die Blutergüsse unter der Haut hatten sein Gesicht so gezeichnet.

Mehr als die Hälfte dieser Kolonne wies Spuren von Mißhandlungen auf. Etliche hatten blutdurchtränkte Verbände um den Kopf; ein grauhaariger alter Mann trug seinen rechten Arm in einer Binde. Wir sahen, daß sie sich selbst mit zerrissenen Hemden und anderen Wäschestücken notdürftig verbunden hatten...

Wir sahen Knaben und Mädchen von sieben bis zehn Jahren, die an der Hand ihres Vaters oder ihrer Mutter gingen. Wir sahen eine Frau, die einen Säugling auf dem Arm trug. Wie sollte die Frau aus ihrem durstenden Körper Nahrung für das Kind schaffen? Sie mußte zusehen, wie das teure Leben in ihrem Arm langsam verhungerte.

Ein Trupp Männer hatte völlig zerschundene und blutverkrustete Handrücken... Manche Gesichter waren von Schlägen so angeschwollen und blutunterlaufen, daß kein heller Fleck zu sehen war. Ein alter weißhaariger Mann war so zerschlagen worden, daß er nicht mehr gehen konnte. Zwei Nachbarn hatten ihn rechts und links untergehakt und schleppten ihn an uns vorbei, während zwei junge Polen von höchstens 17 oder 18 Jahren mit daumendicken Stöcken auf die beiden Helfer einschlugen, die den alten Mann aber nicht im Stich ließen..."

Wittek erkannte einen Bekannten aus der Stadt Kruschwitz namens Adolf Witt, der völlig zerschlagen und mit einem Schuß in der Seite verwundet von zwei anderen geschleppt wurde. Hinter ihm ging seine etwa 18jährige Tochter. Sie hatte einen völlig blutdurchtränkten Verband um den Kopf geschlungen, der offensichtlich das Kinn stützen sollte. Der Familie Witt waren drei Angehörige erschossen worden, die Mutter lag schwerverletzt zu Hause, Vater und Tochter waren verwundet hierher verschleppt worden.

„Aus den Häusern der Siedlung um die Zuckerfabrik hatten sich inzwischen Männer, Weiber, junge Burschen und Mädchen, auch Kinder eingefunden. Es war grauenhaft zu sehen, wie selbst Zehn- und Zwölfjährige in das allgemeine Johlen, Schimpfen und haßerfüllte Freudengeschrei einstimmten...

Eine Frau wurde von den Polizisten mit Faustschlägen, Fußtritten und Kolbenstößen an uns vorbeigetrieben. Auch unsere Posten waren von der allgemeinen Raserei angesteckt und brüllten Beifall, so sei es recht, gebt den Hitlerschweinen, den faulenden Hundeleichen, den Spionen... Sie schrien uns zu, seht ihr, so wird es euch Hitleristen allen gehen, so wird man es mit euch allen noch machen, ihr alle müßt krepieren!

Wir hatten wohl zwei bis drei Stunden gewartet, als ein Polizeikommissar erschien und unsere Namen aufrief. Wir hatten auf der Straße anzutreten ... und wurden dann als erste Gruppe auf den Fabrikhof geführt. Zuerst glaubten wir, die Fabrik sei von deutschen Fliegern bombardiert wurden; es stellte sich jedoch heraus, daß sie nur seit Jahren außer Betrieb war. Der Hof war durch einen hohen Stacheldrahtzaun und stellenweise durch eine Ziegelmauer von der Straße abgetrennt, und überall standen Posten. Man ließ uns an der Längsseite eines Schuppens lagern. Den ganzen Tag kümmerte sich niemand um uns, wir bekamen auch kein Essen und kein Wasser..."

Laufend wurden nun auch die anderen Verschleppten hereingebracht, und bald wimmelte der Hof von Menschen. In der folgenden Nacht traf auch der Zug der Thorner hier ein.[64]

In diesem befinde auch ich mich. Durch den engen Korridor des Pförtnerhauses werden wir auf den Hof geschleust, dabei gleichzeitig gezählt. Auf dem Hof befindet sich das eigentliche Lager. Zwei lange Zuckerspeicher sind mit einem zwei Meter hohen, dichten Stacheldraht umgeben, das ist das Lager für die Männer. Gleich daneben ist ein anderes Gebäude in derselben Weise für die Frauen vorgesehen. Die beiden Speicher sind bis auf den letzten Platz gefüllt, draußen auf dem Pflaster liegen schon Hunderte von Menschen. Zwischen den Speichern ist eine Gasse von drei Metern – hier müssen wir lagern. Auf grobem Schotter und scharfkantigem Koks liegen wir, einer über dem anderen, so wenig Platz ist vorhanden. Auch Konsul Wenger, ein alter Hofrat von der deutschen Paßstelle in Bromberg, liegt hier. Sein Diplomatenpaß nützt dem alten Herrn in diesem Lande nichts, wie alle anderen wird er gejagt und geschlagen.

Zivilisten mit weißen Armbinden, bewaffnet mit dicken Stöcken, sind als Ordner eingeteilt. Sie geben die einfache Lagerordnung bekannt: „Wer an den Stacheldraht tritt, wird sofort erschossen!" Von ihrem Recht, ordnend mit dem Knüppel dreinzuschlagen, machen sie reichlich Gebrauch. Einen Kameraden haben sie schwer geschlagen. Er springt auf, ist mit einigen Sätzen am Zaun, greift, die Stacheln nicht achtend, Draht um Draht und versucht, die Umwehrung zu übersteigen. Schüsse zerreißen die Nacht. Der Kamerad zuckt zusammen und bleibt leblos im Stacheldraht hängen. Der Lageroffizier kommt vorüber: „Der Hund wollte fliehen, jetzt hängt er wie ein verreckter Hase in dem Draht. So werdet ihr alle abgeknallt, wenn ihr ausreißen wollt", sagt er, sein Kongreßlergesicht grinsend verziehend. Kongreßler waren jene Polen, die im Osten des Landes wohnten, das nach dem im Wiener Kongreß von 1814/15 wiederhergestellten Polen Kongreß-Polen genannt wurde.

Ich liege auf dem Rücken, den Kopf auf den Körper eines Kameraden gebettet, damit die Schulter frei liegt, und starre in den funkelnden Sternenhimmel. Die Tage sind heiß und die Nächte herbstlich kalt. Der Wind, der über die weiten Stoppelfelder Polens weht, zieht scharf zwischen den beiden Speichern hindurch und verschwindet klagend um die Ecke des Maschinenhauses. Die Körper schütteln sich vor Kälte, die Zähne klappern. Enger und enger rücken die Menschen zusammen, um sich gegenseitig zu wärmen, bis

ihnen die müden Augen zufallen und ein paar Stunden Schlaf sie alles vergessen lassen.

Die Kälte weckt mich. Ein trüber nebliger Morgen erwartet uns. Wir recken die steifen Glieder und machen uns durch einige Bewegungen warm. Mein rechter Oberschenkel ist ganz taub. Ich kann ihn kneifen wie ich will, es ist kein Gefühl mehr vorhanden, aber die Hauptsache ist, daß ich damit noch gehen kann. Das Gefühl soll erst nach acht Monaten zurückkehren.

Bei einem Rundgang durch das Lager treffe ich überall bekannte Menschen aus allen Gegenden des westlichen Polens. Zu Tausenden hat man hier deutsche Frauen und Männer zusammengetrieben. In allen Gesichtern sieht man die gleichen Zeichen, blutunterlaufen, zerschlagen, grau eingefallen, verstaubt und verschmutzt, tage-, ja manche wochenlang nicht mehr gewaschen. Bei einzelnen ein unstetes Flackern in den Augen, das untrübliche Zeichen eines bevorstehenden Nervenzusammenbruchs. Es dauert nach unseren Erfahrungen dann nur noch wenige Stunden, bis der Wahnsinn diese Menschen in seinen Klauen hält. Nicht besser schaut es im Lager der Frauen aus. Greisinnen, Mütter mit Säuglingen und kleinen Kindern, blutjunge Mädchen, Schulkinder – alles, was deutsch ist oder sein könnte, haben diese Banditen mitgeschleppt.

Eine kleine Ration Wasser wird an jeden ausgegeben. Dann kommt der Lagerkommandant mit einer Menge Listen und ruft, die Anwesenden, die diese Nacht im Freien verbracht haben, nach Kreisen geordnet auf. Ich bin nicht dabei, hoffentlich haben sie einstweilen meine Spur verloren. Jetzt werden die Speicher geöffnet. Ein endloser Strom von Menschen ergießt sich aus den Toren. Wie sehen diese Menschen aus! Ohne Wasser, ohne Essen waren sie in diesen überfüllten Räumen zusammengepfercht gewesen und nicht einmal zur Verrichtung ihrer Notdurft herausgelassen worden. Der Unrat entlang der Wände und in den Ecken verströmt einen furchtbaren Geruch. Wie trunken taumeln die Kameraden in das Licht, keuchend frische Luft in die Lungen saugend, mit irren Blicken Wasser suchend, das ihnen niemand gibt.

Etwa 4.000 Menschen sind hier hinter Stacheldraht zusammengepfercht, darunter fast 1.000 polnische Sozialdemokraten, Kommunisten, Gefängnis- und Zuchthausinsassen. Die Polizei verlangt von uns die Internierungsscheine. Diese Scheine sind in verschiedenen Farben ausgegeben, nach denen jetzt alle Verschleppten zu Gruppen geordnet werden. Viele haben keine Scheine bei der Internierung erhalten und werden der Gruppe drei zugeteilt. Zu meinem Glück bin ich mit meinen Bromberger Kameraden zusammengeblieben.

Alte, kranke, schwache, kurz: alle Männer, die nicht mehr marschfähig sind, werden herausgesucht und zu einem Häuflein abgesondert. Niemand hat wohl jemals so viel Not beisammen gesehen. Die einen starren teilnamslos mit flackerndem Blick vor sich hin. Andere strecken stöhnend ihre zerschlagenen Glieder, wieder andere murmeln halb im Wahnsinn endlose Gebete. Über einen hat sich tiefe Nacht gelegt. Auf den Knien liegend hebt er Hände und Gesicht zum Himmel und schreit dann wie ein wildes Tier: „Jesus, Jesus!" Dann sinkt der Kopf schwer auf die Brust herab, das lange, wilde Haar fällt

bis zur Erde. Nun reißt er sich wieder zusammen, und dasselbe Schauspiel beginnt von neuem – immer wieder.

Unsere Gruppe steht hart am Zaun. Wir können mit den Zivilisten auf der anderen Seite sprechen und versuchen, uns einiges einzuhandeln. Für ein bis zwei Zloty ist ein halber Liter Wasser erhältlich. Das Geschäft wird gemacht, doch als wir trinken wollen, stellt sich heraus, daß man uns Seifenwasser verkauft hat.

Auf dem nicht mit Stacheldraht umzäunten großen Platz des Fabrikhofes wird der ganze Zug zusammengestellt, das heißt, die vier Gruppen müssen sich der Reihe nach plazieren. Lange dauert es, bis uns die Polen so hindirigiert haben, wie wir stehen sollen. Der Nebel ist längst verschwunden, die Sonne brennt wie alle Tage unbarmherzig auf uns herab. Wir warten. Bald heißt es hinsetzen, um uns auszuruhen. Kaum aber sitzen wir fünf Minuten, heißt es aufstehen, zum Abmarsch fertig machen. Etwas sinnvoll und zweckmäßig zu organisieren, fällt den Polen schwer. Aufstehen und setzen, so geht es in den nächsten Stunden weiter. Es ist fast zum Verzweifeln, und dazu die Hitze und der Durst.

Meine Wunde riecht heute stärker, und die Fliegen umsummen mich wie ein Bienenschwarm. Ich kann sie nicht mehr abwehren. Mich macht das alles sehr nervös. Die Bewachung bringt unserer Gruppe zwei Eimer Wasser, aber was sind schon zwei Eimer für so viele Menschen. Hundertmal müßten sie gefüllt werden, wenn sich die Durstigen satt trinken sollten. So erhalten acht Mann zusammen nur ein Töpfchen Wasser.

In der letzten Gruppe bemerke ich einen gefangenen deutschen Soldaten, sieben sollen es bei der letzten Übernachtung noch gewesen sein. Wo sind die anderen sechs geblieben? Die Antwort auf die Frage wird ewig offen bleiben. „Vermißt", wird man eines Tages an die Angehörigen schreiben. Ein Offizier spricht zu den vorderen Gruppen. Ich höre nur noch die letzten Worte: „Ihr werdet eure Kameraden nie mehr wiedersehen!" Um seinen Worten den nötigen Nachdruck zu geben, wiederholt er sie einige Male.

Wir sollen in ein neues Lager gebracht werden, zwecks endgültiger Aburteilung. Mich läßt das Ganze kalt. Ich glaube und denke nur noch so weit, wie ich tatsächlich sehen kann. Ich lasse mich vom Schicksal treiben, um den letzten Vorrat an Nervenkraft für notwendigeren Einsatz zu schonen.

Reinhold Wittek berichtet, daß am Abend zuvor Pfarrer Reder auf dem Fabrikhof erschossen worden war. Er hatte bei Kriegsausbruch Urlaub gehabt und sich in der Nähe Danzigs, also außerhalb von Polen, befunden. Dort wurde ihm der Internierungsschein zugestellt. Er brach seinen Urlaub ab, fuhr in seinen Heimatort und stellte sich dort der polnischen Behörde, wurde sofort verhaftet und verschleppt. Hier hatte er nun seine Treue zu seiner Gemeinde mit dem Tod besiegelt.

„Wir haben an diesem Morgen zunächst sehr gefroren; wir tanzten von einem Fuß auf den anderen, schlugen mit den Armen. Wir waren übermüdet, hungrig, durchfroren, der Körper hatte keine Wärmereserve. Erst als die Sonne den Nebel vertrieb, wurde uns wohler.

Ein deutsches Flugzeug erschien und drehte noch eine zweite Runde um die Fabrik, während die Polen mit ihren Gewehren darauf schossen. Wir mußten

noch stundenlang in Gliedern zu vier Mann stehen, die Posten liefen geschäftig auf und ab, teilten uns in Gruppen ein, Offiziere erschienen und schrien Befehle, und schließlich war es Mittag. Seit fünf Uhr früh waren wir auf den Beinen, und noch immer war nicht abzusehen, wann eigentlich der Abmarsch beginnen sollte.

Als wir schließlich, nachdem wir immer wieder hin- und hergeschoben worden waren, endgültig in vier große Gruppen eingeteilt worden waren, von denen jede wohl 800 bis 1.000 Personen stark war, erschien ein Offizier und erklärte, daß wir nun abmarschieren würden. Er verlange strengste Disziplin. Die Posten hätten Befehl, jeden niederzuschießen, der ohne Erlaubnis die Reihe verlasse. Sie würden nach diesem Befehl auch handeln...

Ich sah, daß zwei Posten den alten Diesing hinter uns vorbeiführten. Sie hatten den alten Mann von beiden Seiten an den Armen gefaßt, und so tappte er mühsam holpernd vorbei. Hinter ihm gingen noch zwei Posten... Hinter dem Schuppen fielen zwei Schüsse, dann noch ein Einzelschuß. Von den Tausenden Deutschen, die hier auf dem Fabrikhof standen, hatten nur wir 40 oder 50 bemerkt, was geschehen war. Was aber trug sich in den anderen Gruppen zu?

Nach einer weiteren Stunde, es mochte gegen halb zwei Uhr nachmittags sein, sahen wir die erste Abteilung abmarschieren. Nach 20 Minuten setzte sich auch unser Zug in Bewegung; auf der Straße wartete schon eine Kolonne von etwa 200 Mann, an die wir uns anschlossen. Ganz vorn sah ich Frauen, die also auch mit uns marschieren sollten.

Nach erneutem Warten begann endlich der Marsch. Wir hatten weder an diesem noch am Tage zuvor Verpflegung, noch heute etwas zu trinken erhalten. Wir waren schlaff und müde schon bei Beginn unseres Marsches. Es war sehr heiß und windstill, der Himmel völlig wolkenlos. Wir trotteten in einer Wolke von Staub die sandige Straße entlang, der, von tausend müden Füßen aufgerührt, regungslos über und zwischen unseren Reihen schwebte..."[65]

Der Weg nach Kutno

Um die späte Mittagszeit wird aufgebrochen. Schwankend und schlurfend ziehen 4.000 Menschen durch den Staub nach Osten. Der Tod wetzt grinsend seine Sense und zieht mit uns. Die Marschzeiten werden immer kürzer, alle paar Kilometer muß gehalten werden. Wir stürzen dann in den Straßengraben, gierig nach ein paar Sauerampfer- oder Löwenzahnblättern suchend. Dick sind sie mit Staub bedeckt, aber was macht uns das aus. Sie werden an der Hose etwas abgewischt und dann verschlungen, wenn auch der Sand zwischen den Zähnen knirscht. Wir haben dann wenigstens einen anderen Geschmack und etwas Feuchtigkeit im Mund. Allmählich kommen unsere müden Glieder in Bewegung. Die Marschstrecken werden länger. Die Hitze ist heute unerträglich, kein Luftzug bringt Kühlung, brennender Durst quält die müden, zerschlagenen Menschen. Weiter geht es, ohne Aussicht, einen

Tropfen Wasser zu erhalten. Zwar bringt die Zivilbevölkerung hin und wieder Wasser an die Straße, aber nur für die Bewachung. Versucht sich jemand von uns zu nähern, wird er brutal zurückgeschlagen. Selbst in den Straßengräben ist nichts Eßbares zu finden. Das Gras ist welk und ausgedörrt und läßt sich nicht mehr kauen.

So marschieren wir Stunde um Stunde, bis ein Kamerad unter Lebensgefahr über den Straßenrand springt und eine Kohlrübe organisiert. Sie wandert von Mann zu Mann. Jeder darf einmal abbeißen und das bringt für einige Minuten Erquickung. Spannung liegt über der Kolonne, der Schrei nach Wasser wird immer lauter, doch unsere Bewachung kümmert sich nicht darum. Vorwärts, vorwärts, ist das einzige, was sie zu erwidern haben. Ich leide heute besonders unter meiner Verwundung. Sie schmerzt mehr als sonst, und ich habe das Gefühl, lebendig zu verwesen.

In einem kleinen Dorf wird gehalten, und alle sind der Meinung, nun gibt es etwas zu trinken. Aber die Brunnen sind ausgetrocknet. Neben der Straße liegt der Dorfteich, in dem sich Abwässer sammeln, Enten und Gänse des Ortes sich tummeln. Da löst sich ein Teil unserer Gruppe auf und stürzt sich in den Tümpel, gierig das stinkende, dicke, braune Wasser trinkend. Das wird unser Ende sein! Jetzt sind die in Polen so oft herrschenden Epidemien von uns nicht mehr abwendbar. Bald werden Typhus und Ruhr auch diejenigen niederwerfen, die bisher den Kugeln und Seitengewehren der polnischen Mörder entgingen. Man bringt mir auch eine Flasche von dieser Brühe, aber ich trinke nicht. Ich will leben, in der Flüssigkeit aber lauert der Tod. In meinen Adern rast schon so das Fieber, da muß es auch ohne Wasser weitergehen. Flüchtlinge aus allen Teilen des westlichen Polens versperren die Straßen. Man könnte Mitleid mit ihnen haben.

Die Stimmung in unserer Gruppe wird immer gereizter. Ein einziger Schrei nach Wasser erklingt überall, und als wir an einem kleinen See vorüberkommen, sind die Menschen nicht mehr zu halten. Tief waten sie zwischen Schilf und Binsen in das Wasser hinein und trinken immer wieder in langen Zügen aus der hohlen Hand.

Ich sinke zusammen. Ich kann im Augenblick nicht mehr weiter. Meine Kameraden ziehen mir die verschmutzten Sachen herunter, legen mir nasse Taschentücher auf Kopf und Nacken, waschen mir rings um die Wunde den Körper von faulendem Blut und Eiter sauber. Ein Pastor aus Bromberg gibt mir sein letztes sauberes Taschentuch, damit wird die große Ausschußöffnung notdürftig verbunden. Dann bringt man mich zu unserem Gruppenführer, einem Oberleutnant. Dieser Mann ist vernünftig, ich möchte sagen, sogar freundlich. Er verspricht mir, mich bei nächster Gelegenheit verbinden zu lassen oder in ein Lazarett zu bringen. Bis dahin soll ich auf einem Begleitwagen fahren. Zusammen mit beiden Kameraden bringt er mich dorthin. Es ist für mich gerade noch so viel Platz, daß ich vernünftig sitzen kann.

Eine Artillerie-Abteilung hält neben uns. Die Geschütze haben sie nach Aussagen der Soldaten schon lange stehen lassen, um schneller zurückzukommen. Der Oberleutnant muß an dem Wagen bleiben, um uns vor den vertierten Soldaten zu schützen. Nur mit großer Not kann er sich Gehorsam

verschaffen. Die Disziplin der polnischen Armee ist nun vollends in Auflösung begriffen.

Nach kurzer Zeit setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Hier auf dem Wagen gibt es sogar zu trinken und zu essen. In der Meinung, Flüchtlinge vor sich zu haben, hat nämlich die Bevölkerung den Wagen gut versorgt. Gleich fühle ich mich wieder stärker und habe neuen Mut.

Näher und näher rücken die Türme einer Stadt. Es ist Chodecz, das friedlich und still inmitten der weiten Landschaft liegt. Auf dem Marktplatz versuche ich, Obst zu kaufen, aber uns Verschleppten wird grundsätzlich nichts mehr verkauft. Bald ziehen wir wieder zur Stadt hinaus, einen breiten, sandigen Weg – eine echte polnische Landstraße.

Die vier Gruppen des Verschlepptenzuges von je 800 bis 1.000 Personen treffen wohl auf unterschiedliche Einwohner bzw. Verkäufer, die Produkte anbieten. Der Hauptschriftleiter der *Deutschen Rundschau* aus Bromberg, Gotthold Starke, der in der gleichen Marschkolonne war, berichtet, daß sich die Deutschen auf dem Markt von Chodecz verpflegen konnten.

Auch Reinhold Wittek konnte hier Lebensmittel kaufen und sagte später aus: „Sie brachten Obst, saure Gurken und Wasser. Männer und vor allem Frauen schleppten Wasser in Eimern herbei. Ich erhielt eine Schale wunderbar erquickender Buttermilch, die mir eine alte Bäuerin reichte. Während ich trank, sah sie mir mit guten Augen zu, und als ich nach dem Preis fragte, sagte sie nach einem schnellen Blick in die Runde in polnischer Sprache, sie sei Deutsche, es seien viele Deutsche hier in Chodecz."[66]

Die Stadt Chodecz im ehemals russischen Polen östlich der alten Reichsgrenze hatte eine große deutsch-evangelische Gemeinde. Ihr Pfarrer war nicht verschleppt worden und hat an den durchziehenden deutschen Verschleppten viel Gutes tun können.

Die Stille und Einsamkeit der östlichen Landschaft umfängt uns. Diese Elegie ist von vielen in allen Variationen beschrieben worden. Nie kann sie mit einer abwechslungsreichen süddeutschen oder ostmärkischen verglichen werden, und doch ist diese östliche Weite nie langweilig, sondern verzaubernd. Zu mir spricht sie aus hundert Kleinigkeiten. Dort die hohe Pappel, eine Granate des ersten Weltkrieges zerschmetterte den Stamm und ließ die Krone herabsinken. So steht sie müde und gebückt im Herbstwind. Sie hat ihre Geschichte und würde sie mir stundenlang erzählen, wenn ich nur Zeit zum Zuhören hätte. Da ein Holzhaus in seiner ganzen Ärmlichkeit, das fast meterdicke Strohdach scheint es tief in die Erde gedrückt zu haben, steht anklagend in dieser Landschaft, anklagend die Menschen, die hier wohnten und in den vielen Jahrhunderten ohne Zivilisationsfortschritt blieben.

Mühsam ziehen die Pferde unseren Wagen durch den mahlenden Sand. Frauen stehen am Weg, in den Schürzen frisch gebackenes Brot, welches sie, noch feucht und warm, in großen Stücken heraufreichen. Ich frage in polnischer Sprache nach dem Preis. Leise klingt es in deutschen Lauten mir entgegen: „Was dich heute getroffen, Bruder, kann morgen auch uns treffen, wir sind auch Deutsche und nehmen kein Geld!" Dann sind sie fort, um an anderer Stelle auszuteilen.

Aus dem Bericht von Reinhold Wittek: „Über uns die Sonne. Der Staub setzt sich auf die Lippen, in die Haare; der Weg war mit Wagenspuren tief ausgefahren. Der Sand setzte sich in die Schuhe. Einige Bauern, die in Pantoffeln gingen, so wie man sie morgens aus dem Haus geholt hatte, nahmen sie in die Hand und gingen auf Strümpfen oder barfuß. Immer wieder zog einer die Schuhe aus. Die kleine Stärkung, die uns die Rast in Chodecz gebracht hatte, war längst verbraucht... Wir faßten uns unter den Armen, einer schleppte den anderen..."

Auf dem Marsch in glühender Hitze brachte eine junge Bauersfrau einen Eimer Wasser. Ein Posten nahm den Eimer, schimpfte unflätig und goß das Wasser auf die Erde. Weinend nahm die Frau den leeren Eimer und ging zu ihrem Hof zurück.

Die alten Polizisten waren zum Teil durch junge Strzelce abgelöst worden. Sie waren frisch, drohten, schlugen und schrien. Hinten krachte dann und wann ein Schuß. Ein junger Mann trat aus dem marschierenden Glied zur Seite, bückte sich, um den gelösten Schnürsenkel eines Schuhes zu binden. Ein Posten trat heran, stieß ihn hart von hinten, daß er hinfiel, und ehe er sich aufrichten konnte, hatte der Pole ihm schon das Gewehr an die Schläfe gesetzt und abgedrückt.

„Nun war es dunkel... Seit fünf Uhr morgens waren wir mit zwei Rasten auf den Füßen. Die Kolonne war stumm. Auch für Soldaten wäre es schwer gewesen, ohne Wasser, ohne Essen. Aber wir waren ja 50 Jahre alt und älter, Herzkranke, Greise, Menschen, die gelähmt waren oder lahm geschlagen worden waren. Wir hatten Halbschuhe an und dünne Strümpfe, einige liefen barfuß, einer in Hausschuhen. Und vorn die Frauen, sie erlebten all das mit. Ihnen hatte man die niedrigsten Beleidigungen zugerufen... Die Nacht schützte, jetzt durften die Frauen weinen..."[67]

Wieder senkt sich die Nacht über die Erde. Es ist die sechste, die wir auf dem Marsch verbringen. Wir kommen im Dunkeln durch das Städtchen Dombrowice. Ein furchtbares Pflaster schüttelt uns auf dem Wagen arg zusammen. Ich mache einer müden Frau Platz und gehe, mich am Wagen festhaltend, zu Fuß. Diese Nacht wird mir unendlich lang. Ich schlafe im Gehen immer ein, dann zieht mich der Wagen mit und mechanisch folgen die Beine.

Endlich haben wir wieder eine feste Straße unter den Füßen, diesmal sogar eine feste Asphaltstraße. Es ist eine Wohltat, darauf zu gehen. Das Marschtempo wird auch gleich schneller, ohne Rast geht es weiter, vorüber an zertrümmerten Gebäuden, durch die Stadt Krosniewice. Überall sind im Mondlicht die Spuren des Krieges zu sehen. Die deutschen Bomber haben ihre Visitenkarten hinterlassen.

Wir marschieren zehn Stunden, 15 Stunden, 20, 24 Stunden. Es ist der Gewaltmarsch vom Sammellager Chodsen bis hinter Kutno, um noch aus der Umfassung durch die deutschen Truppen zu entkommen. Edwin Erich Dwinger beschreibt diesen grausamen Marsch so: „Noch einmal wachsen die Qualen aller zu unfaßbarer Stärke an, immer wieder lichten sich die vorderen Glieder, rutscht einer nach dem anderen zu den hinteren durch. Nach der 15. Marschstunde fangen sie an in Mengen zu fallen, hier verläßt auch Dr.

Von dem polnisch-katholischen Klerus aufgehetzt, entkamen selbst deutsche Geistliche selten dem Genozid. Oben: Der katholische Pfarrer der Bromberger Herz-Jesu-Kirche vor ermordeten Landsleuten. Unten: Erschlagene Volksdeutsche vor der Bestattung auf dem evangelischen Friedhof in Bromberg.



Staemmler allmählich die Kraft, obwohl er immer noch helfend von vorn nach hinten läuft, oft von den Strzelce trotz aller Abmachungen schwer geschlagen…

In der 20. Marschstunde endet auch ein alter Pfarrer, der bisher alles wie durch ein Wunder überstanden hatte. Er sinkt langsam auf die Knie, blickt mit gefalteten Händen in das weite Land, das sich in trauriger Schönheit vor ihm breitet. ‚Ich will nicht mehr', flüstert er mit weißen Lippen, ‚nimm mich jetzt zu Dir!' und setzt fast schamhaft hinzu: ‚Verzeih mir diese Worte, Du großer Gott, aber Deine Erde ist nicht schön. 50 Jahre lang diente ich Dir, jetzt aber verstehe ich Dich nicht mehr. Warum schufst Du in Deiner Güte solche Menschen?'"

Die Geduld des Postens ist erschöpft. Er schwingt sein Gewehr und schmettert es mit den metallenen Schloßteilen dem alten Mann über den Kopf. Seine weißen Locken färben sich rot, dann packen ihn zwei an den Beinen und zerren ihn zur Seite in den Graben.

Nach 24stündigem Marsch gibt es auf dem Gut Starawies die erste wirkliche Rast von etwa vier Stunden. Dann müssen die Verschleppten ohne rechte Rast noch einmal 18 Stunden marschieren, wobei sich die Glieder in noch stärkerem Maße lichten. Immer wieder müssen sich die Reihen neu zusammenschließen, während am Ende des Zuges Schüsse zu hören sind; die Kolbenschläge und Bajonettstiche hört man nicht. Die Mörder sind fast ausnahmslos Christen, streng gläubige Katholiken; aber das Gebot „Du sollst nicht töten" gilt für sie nicht.[68]

Am Morgen kann ich wieder fahren. Nachdem wir 22 Stunden auf dem Weg sind, tauchen aus dem Morgendunst die Türme von Kutno auf. Bombentrichter entlang des Bahndammes sagen uns, daß auch hier schon etwas los gewesen ist. Eingefallene Häuser, umgekommene, aufgedunsene Kühe liegen seitlich im Feld, Bombentrichter säumen stetig den Weg.

Kurz vor der Stadt kommt der dicke Polizeikommandant der Gruppe an den Wagen, und wir haben ungefähr folgende Unterredung: „Gestern haben 16 deutsche Bomber diese Stadt angegriffen. Du Schwein siehst, was sie angerichtet haben. Berlin ist in dieser Nacht von 600 englischen Flugzeugen bombardiert worden. Dort sieht es anders aus." – „Dann wird dieser verdammte Krieg doch bald ein Ende haben", sage ich. Darauf er: „Aber trotzdem kommst du nicht nach Hause. Du wirst so lange in den Wäldern arbeiten, bis du verreckst." 30 Stunden später haben wir uns dann noch einmal, aber unter anderen Umständen, gesprochen. Dann war die Zeit dieses Massenmörders um. Er war der größte Bluthund unserer Gruppe.

Wüst sieht der große Bahnhof in Kutno aus. Die Gleise sind aufgerissen, die Schienen stehen steil zum Himmel empor, die Waggons sind durcheinandergeworfen, zertrümmert, halb mit Erde zugedeckt. Wirr hängen die Telefondrähte herum, überall gähnen gewaltige Trichter. Nicht besser sehen die umliegenden Häuser aus, die Fenster sind zersplittert, Dächer und Wände eingestürzt, rauchgeschwärzte Mauern zeugen von großen Bränden.

Wir müssen absteigen, ein gewaltiger Bombentrichter versperrt die Straße. Auf schwankendem Bohlenbelag geht es hinüber in die Stadt hinein. In den

Straßen bildet die Bevölkerung, meistens Frauen, wie üblich Spalier. Gereizten Raubtieren gleich brüllen uns die Weiber die schlimmsten Verwünschungen entgegen. Man sieht es ihnen an, sie würden uns in Stücke reißen, würden sie unser habhaft werden.

Vor dem Krankenhaus hält unsere Gruppe. Ein Kamerad und ich sollen dort eingeliefert werden. Ich melde sofort, daß ich nur verbunden werden will, sonst aber bei meinen Kameraden bleibe. Allein als Deutscher zwischen diesem wahnsinnigen Volk ist jetzt glatter Selbstmord. Am Tor des Spitals empfängt uns eine Schwester mit einem Kopfputz, der ausreichend Segelzeug für ein Vollschiff liefern könnte, und erklärt uns, daß für deutsche Hurensöhne kein Verbandszeug übrig ist. Mir ist es ganz recht, denn in dem Krankenhaus wären wir doch nur umgekommen. Ein menschenfreundlicher Hilfspolizist besorgt mir dann für fünf Zloty etwas Verbandszeug. Unter dem Hemd berge ich diesen kostbaren Schatz, um ihn vor Staub und Schmutz zu schützen.

Reinhold Wittek berichtet über Kutno: „Wir stolperten weiter in die Stadt hinein [...] Auf dem Marktplatz mußten wir uns niedersetzen. Es wurde hell, die ersten Bewohner zeigten sich [...] Nun gellte wieder das Geheul über uns hinweg, in wenigen Minuten war der Platz kochend voll, immer dieselben Worte, dieselben Drohungen [...]

Schon nach einer Stunde kam der Befehl zum Weitermarsch nach Osten. Als wir uns erheben sollten, war es, als gingen wir über glühendes Eisen. Die ersten Schritte waren fast über die Kraft. Aber die Posten gebrauchten Kolben und Stöcke. Wir mußten Kameraden, die noch schwächer waren, hochreißen, stützen, mitschleppen, ihnen, die einfach liegenbleiben wollten, zureden, sie auch wohl grob anfahren – das half über die ersten Minuten hinweg.

Hinter Kutno taumelte zehn Reihen vor uns ein Mann aus der Reihe hinaus, in den Straßengraben, fiel in das Gras. Ein Strzelce [...] lief hin, schrie wüste Schimpfworte, setzte ihm die Karabinermündung an den Kopf und schoß... Wir zogen an dem leblosen Körper unseres Kameraden vorbei, dessen Kopf in einer Blutlache lag. Er hatte ein buntes Hemd an – es war grünweiß kariert –, ein Paar zerrissene Hosen und graue Strümpfe an den Füßen, aber keine Schuhe. Seine linke Hand krampfte sich um ein kleines Bündel, in dem seine Habseligkeiten waren.

Da lief plötzlich ein Mann über einen Feldrain davon... Die Posten knieten nieder und schossen hinter dem Fliehenden her. Es war sinnlos, jetzt zu fliehen, es war ja heller Tag, er wollte sterben, oder sein Geist war verwirrt. Er fiel, zwei Polen liefen hinüber, zwei, drei, vier Schüsse..."[69]

Hinter der Stadt in einem zwei Meter tiefen und ebenso breiten Graben machen wir wieder kurze Rast. Bei einem jungen Kameraden machen sich die gewöhnlichen Anzeichen eines kommenden Nervenzusammenbruchs bemerkbar. Nach wenigen Minuten beginnt er zu toben. Wir beruhigen ihn, so gut es geht, und bringen ihn mit viel Mühe zu dem zwei Kilometer entfernt liegenden Rastort, einer Wiese hinter einem Gutspark.

Auf den Weg dorthin müssen wir die Straße räumen und gehen seitlich über ein abgeerntetes Gurkenfeld. Zwei kleine gelbe Gurken kann ich aus

dem Staub auflesen. Da ich von einem Hilfspolizisten einige harte Zwieback eingehandelt habe, wird das zusammen nach den drei Tagen ohne Essen ein feudales Mahl abgeben.

Über den Gutshof – es handelt sich um das Gut Starawies, etwa drei Kilometer östlich von Kutno –, an der Parkhecke entlang, kommen wir auf die Wiese. An der Hecke liegen einige Tote, alles ältere Männer, die vor Erschöpfung gestorben sind. Hier findet ein junges Mädchen seinen Vater unter den Toten. Die Szene, die sich abspielt, ist mit all ihrem Jammer nicht zu beschreiben – ein Glück, daß wir schnell weitergehen müssen.

Auf der sumpfigen Wiese lagern wir. Ich mache mich sofort über meine Vorräte her. Die Gurken geben genügend Saft, um die harten Teigblöcke genießbar zu machen. Es hat mir in meinem Leben selten so gut geschmeckt wie heute. Später erhalte ich auch etwas Wasser und ein Stück Wurst. Die Frauen, die diese Heiligtümer besorgen konnten, haben Glück gehabt.

Nachdem ich ein wenig geruht habe, suche ich Dr. Staemmler auf, der mich mit dem wenigen Material verbindet. Jetzt fühle ich mich schon eher wieder wie ein Mensch, lege mich auf meinen Mantel und schlafe, schlafe tief und traumlos.

Jemand weckt mich ganz vorsichtig. Ein bleiches Mädchengesicht beugt sich zu mir nieder und flüstert leise, ich solle nicht verzagen, denn die Aussichten seien für uns gut. Sie habe von Soldaten gehört, daß deutsche Truppen das Gebiet von Kutno einzuschließen beginnen und wir bald befreit werden könnten. Ich bin jedoch mißtrauisch und schaue sie nur teilnahmslos an, denn es kann ja auch wieder ein Spitzel sein, bis sie einen Namen nennt, und ich eine bekannte Volksgenossin erkenne. Sie erzählt mir, sie habe gesehen, wie mich Dr. Staemmler verbunden hat. Sie wolle mich nur aus Mitleid ein wenig aufmuntern. Wir sprechen noch eine Weile über unsere Erlebnisse, bis uns das Kommando zum Abmarsch aufschreckt. Da bellen Pistolenschüsse aus dem Park herüber, nicht marschfähige Kameraden hat man rücksichtslos erschossen.

Mit uns zieht der Tod

Zurück geht der Weg über den Gutshof. Die Leichen liegen noch immer an der Hecke. An einem Strohschober liegen auch noch einige, die am Morgen dort noch nicht waren.

Durch Vermittlung des Oberleutnants kann ich wieder auf den begleitenden Leiterwagen steigen. Hilfspolizisten treiben mich einige Male herunter, bis der Offizier endgültig befiehlt, mich auf dem Wagen zu lassen. Drei Uhr mag es sein, als sich unsere Gruppe endgültig in Bewegung setzt. Selbst die Polizisten können nicht mehr marschieren. Einige gehen schon barfuß, andere steigen auf den Wagen. Alle haben die Füße durchgelaufen.

Bald schon bleiben die ersten ermüdeten Kameraden liegen. Ich kann vom Wagen aus den ganzen Zug auf der ebenen Straße übersehen. Zwei bis drei Kolbenstöße auf den Kopf oder ins Genick genügen, um ein Leben auszulö-

schen. Als schwarze Punkte kann ich sie noch lange am Straßenrand liegen sehen.

In den Feldern zu beiden Seiten der Straße hat sich überall Militär eingegraben. Wir scheinen wieder in die Nähe der Front zu kommen. Die Fluchtversuche der Kameraden mehren sich, ihre Nerven sind hinüber. Die Flucht scheint ihnen der letzte Ausweg zu sein. Eben springt einer links über den Graben, sechs Schüsse peitschen hinterher, ohne zu treffen. Dann beginnt eine wilde Jagd. Halbwüchsige Bengel eines Bauernhofes setzen dem Flüchtenden nach. Der Kamerad läuft verzweifelt, kann sich aber nicht lange gegen die jungen Burschen halten. Einige Fauststöße in den Rücken werfen ihn zu Boden, das Bajonett eines hinzukommenden Soldaten besorgt den Rest. Obwohl solche Szenen stündlich zu sehen sind, schaudert man jedes Mal unwillkürlich von neuem, weil man sich fragt: „Wann bist du an der Reihe?"

Es sind noch keine fünf Minuten vergangen, da rennt auf der anderen Seite schon wieder einer querfeldein. Serienweise knallen die Schüsse hinterher, sogar die Maschinenpistole eines Polizeibeamten bellt auf. Ich glaube, 26 Schüsse gezählt zu haben, und keiner hat getroffen. Der Kamerad läuft immer noch, bis ihn weitere 100 Meter weit im Feld hinzueilende Soldaten niederwerfen und mit den Stiefelabsätzen zu Tode treten. Immer öfter knallt es jetzt. Dieselben Vorgänge wiederholen sich. Draußen im Felde werden die Kameraden erschlagen, und niemand wird jemals um ihr Grab wissen.

Die Sonne will eben hinter den Hügeln im Westen untergehen, als noch ein einzelnes deutsches Flugzeug herüberkommt. Tief stößt die Maschine herunter, überfliegt uns einige Male, macht dann eine Schleife, als wollte sie uns ein Zeichen geben, und verschwindet. Jetzt habe auch ich die feste Hoffnung, daß der Marsch so oder so ein Ende hat. Entweder, wir werden befreit oder man schießt uns noch vorher alle zusammen.

Der Kutscher des Wagens stößt mich mit dem Peitschenstiel unsanft an und fragt mich, ob ich wüßte, wohin wir gehen. Ich verneine diese Frage, worauf er mir mitteilt: „Ihr geht in den Tod!" Das ist für uns nun wirklich nichts Neues, und so mache ich mir auch nichts daraus. Mit dem Tod sollte er recht haben, nur wer von uns beiden in den Tod geht, das sollte sich noch herausstellen. Am nächsten Morgen werde ich ihn am Bahnübergang mit durchschossener Brust liegen sehen. Der Kerl belästigt mich immer wieder, so daß ich schließlich vom Wagen steige und zu Fuß gehe.

Die Nacht ist schwarz, sie soll noch einmal alle Schrecken dieses Morgens der Deutschen in Polen in uns aufleben lassen, noch einmal alle Not über uns bringen und die letzten Kräfte von uns fordern – und der Tod zieht mit.

Nach Einbruch der Dunkelheit wird Rast gemacht. Wir müssen auf der rechten Straßenseite auf den kalten Steinen liegen bleiben, um links endlose Auto- und Wagenkolonnen vorüberzulassen. Nach wenigen Minuten sind die meisten Kameraden eingeschlafen. Ich wehre mich mit allen Kräften gegen den Schlaf, denn zum einen liege ich hart an der linken Seite, und 50 Zentimeter neben mir mahlen die Räder der Kolonnen vorüber. Eine Bewegung

Im Glauben an Führer und Vaterland starben, hingeschlachtet von polnischen Mördern, am 3. und 4. September den Ehrentod für die Heimat folgende Gemeindeglieder der Kirchengemeinde Lochowo:

Nr.	Name, Beruf	Alter		
1.	**Erich Fritz**, Bauernsohn,	15	Jahre	alt
2.	**Alfred Bey**, Bauer	30	„	„
3.	**Eduard Domdey**, Bauer,	52	„	„
4.	**Karl Draheim**, Bauer,	35	„	„
5.	**Gustav Guderian**, Bauer,	65	„	„
6.	**Karl Guderian**, Jungbauer,	25	„	„
7.	**Hermann Guderian**, Bauer,	67	„	„
8.	**August Guderian**, Bauer,	75	„	„
9.	Erich Helbig, Bauer,	45	„	„
10.	Ernst Heruth, Bauer,	34	„	„
11.	Jakob Heckendorf, Bauer,	54	„	„
12.	Rudolf Krüger, Bauer,	61	„	„
13.	Alfred Krause, Jungbauer,	25	„	„
14.	Emil Krause, Jungbauer,	27	„	„
15.	Otto Köbernick, Arbeiter,	33	„	„
16.	Erich Liebnau, Bauer,	45	„	„
17.	Walther Liebnau, Jungb.,	32	„	„
18.	Wilhelm Luhm, Bauer,	44	„	„
19.	Willi Labott, Arbeiter,	25	„	„
20.	Ernst Manthey, Jungbauer,	19	„	„
21.	Erich Manthey, Jungbauer,	18	„	„
22.	Otto Pick, Arbeiter,	21	„	„
23.	Willi Preuß, Arbeiter,	26	„	„
24.	Emil Parnow, Arbeiter,	34	„	„
25.	Julius Rosenau, Bauer,	33	„	„
26.	Otto Strohschein, Altbauer,	76	„	„
27.	August Steinke, Arbeiter,	57	„	„
28.	Erich Schmidt, Bauer,	41	„	„
29.	Gustav Totz, Arbeiter,	59	„	„
30.	Rudolf Wegner, Bauer,	58	„	„
31.	Wilhelm Wegner, Jungb.,	31	„	„
32.	Gustav Wall, Bauer,	48	„	„
33.	Gustav Wendland, Schuhm.,	65	„	„
34.	Karl Hoffmann, Zieglermstr.,	68	„	„
35.	Otto Maziemke, Bauer,	31	„	„
36.	Kurt Maziemke, Arbeiter,	28	„	„
37.	Albert Rehbein, Bauer,	77	„	„
38.	Helene Schmidt, Gutsbesitz.,	43	„	„
39.	Hermann Flöter, Lehrling,	24	„	„
40.	Ernst Chichotzki, Bauer,	49	„	„
41.	Peter Schulz, Arbeiter,	24	„	„
42.	Erich Helminske, Vogt,	74	„	„
43.	Ferdinand Dreger, Bauer,	72	„	„
44.	Gustav Mertin, Arbeiter,	51	„	„
45.	Gustav Kopiske, Bauer,	45	„	„
46.	Gustav Dreger, Bauer,	74	„	„

47. Gisela Rosenau, 2½ Monate alt; polnische Soldaten ließen das Kind verhungern.

Niemand hat größere Liebe als die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde. Joh. 15, 13.

Bromberg, den 21. 9. 39.

Staffehl.

Deutsche Rundschau vom 22. September 1939

Im Glauben an Führer und Vaterland starben, hingeschlachtet von polnischen Mördern, am 3. und 4. September den Ehrentod für die Heimat folgende Gemeindeglieder der Schwesterngemeinden Prinzenthal und Schleusenau:

Nr.	Name, Beruf	Alter		
1.	**Reinhold Sommerfeld**, Bauer,	53	Jahre	alt
2.	**Otto Dietrich**, Bauer,	67	„	„
3.	**Bruno Boeck**, Bauer,	57	„	„
4.	**Fritz Boeck**, Mechaniker,	19	„	„
5.	**Oskar Schröder**, Fleischer,	67	„	„
6.	**Willi Buchholz**, Arbeiter,	30	„	„
7.	**Otto Finger**, Beamter,	62	„	„
8.	**Ingo Meckel**, Lehrling,	16	„	„
9.	**Eduard Pesteike**, Bahnbeamt.,	46	„	„
10.	**Ernst Springer**, Bäckermstr.,	62	„	„
11.	**Ludwig Leichnitz**, Fleischermstr.,	78	„	„
12.	**Herbert Schollenberg**, Lehrl.,	14	„	„
13.	**Hugo Reiß**, Lehrling,	17	„	„
14.	**Jakob Schmidt**, Schneider,	30	„	„
15.	**Franz Basche**, Fotograf,	62	„	„
16.	**Helene Basche**, Ehefrau,	58	„	„
17.	**Elise Mau**, Fräulein,	59	„	„
18.	**Otto Mau**, Arbeiter,	47	„	„
19.	**Robert Kipf**, Gärtner,	75	„	„
20.	**Frieda Kipf**, Fräulein,	44	„	„
21.	**Grete Kipf**, Kontoristin,	41	„	„
22.	**Bruno Koch**, Schriftsetzer,	26	„	„
23.	**Gertrud Berg**, Fräulein,	45	„	„
24.	**Albert Schulz**, Kaufmann,	62	„	„
25.	**Waldemar Schulz**, Schüler,	17	„	„
26.	**Gustav Schlicht**, Bauuntern.,	58	„	„
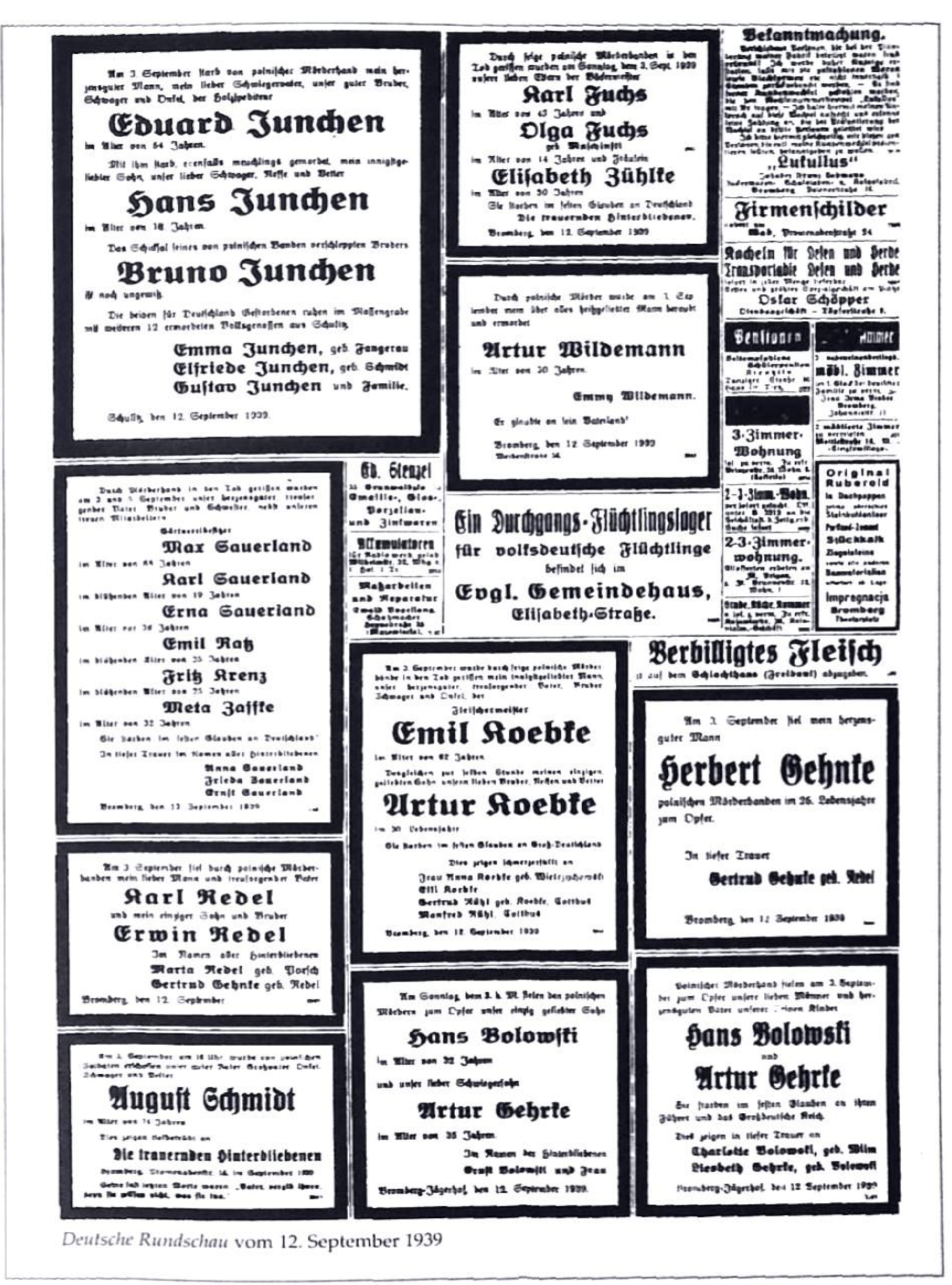
Wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen. 1. Joh. 3, 16.

Bromberg, den 23. 9. 39.

Staffehl.

Deutsche Rundschau vom 24. September 1939

Endlos reihen sich die fast täglich veröffentlichten Namen der Ermordeten (hier aus Lochowo, Prinzenthal und Schleusenau) aneinander.



Am 3. September starb von polnischer Mörderhand mein herzensguter Mann, mein lieber Schwiegervater, unser guter Bruder, Schwager und Onkel, der Holzarbeiter

Eduard Junchen

im Alter von 64 Jahren.

Mit ihm starb, ebenfalls meuchlings gemordet, mein innigstgeliebter Sohn, unser lieber Schwager, Neffe und Vetter

Hans Junchen

im Alter von 18 Jahren.

Das Schicksal seines von polnischen Banden verschleppten Bruders

Bruno Junchen

ist noch ungewiß.

Die beiden für Deutschland Gestorbenen ruhen im Massengrabe mit weiteren 12 ermordeten Volksgenossen aus Schulitz.

Emma Junchen, geb. Fangerau
Elfriede Junchen, geb. Schmidt
Gustav Junchen und Familie.

Schulitz, den 12. September 1939.

Durch feige polnische Mörderbanden in den Tod gerissen wurden am Sonntag, dem 3. Sept. 1939 unsere lieben Eltern der Bäckermeister

Karl Fuchs

im Alter von 43 Jahren und

Olga Fuchs

geb. Maschinski

im Alter von 14 Jahren und Fräulein

Elisabeth Zühlke

im Alter von 30 Jahren

Sie starben im festen Glauben an Deutschland

Die trauernden Hinterbliebenen.

Bromberg, den 12. September 1939

Bekanntmachung.

„Lukullus"

Firmenschilder

Kacheln für Oefen und Herde
Transportable Oefen und Herde

Oskar Schöpper

Durch polnische Mörder wurde am 3. September mein über alles heißgeliebter Mann beraubt und ermordet

Artur Wildemann

im Alter von 30 Jahren.

Emmy Wildemann.

Er glaubte an sein Vaterland!

Bromberg, den 12. September 1939

Pensionen — **Zimmer**

möbl. Zimmer

3-Zimmer-Wohnung

2-3-Zimm.-Wohn.

2-3-Zimmer-wohnung.

Original Ruberoid

Impregnacja Bromberg

Durch Mörderhand in den Tod gerissen wurden am 3. und 5. September unser herzensguter, treusorgender Vater, Bruder und Schwester nebst anderen treuen Mitarbeitern

Gärtnereibesitzer

Max Sauerland

im Alter von 58 Jahren

Karl Sauerland

im blühenden Alter von 19 Jahren

Erna Sauerland

im Alter von 38 Jahren

Emil Ratz

im blühenden Alter von 35 Jahren

Fritz Krenz

im blühenden Alter von 25 Jahren

Meta Jaffke

im Alter von 32 Jahren

Sie starben im festen Glauben an Deutschland.

In tiefer Trauer im Namen aller Hinterbliebenen

Anna Sauerland
Frieda Sauerland
Ernst Sauerland

Bromberg, den 12. September 1939

Ed. Stenzel

Emaille-, Glas-, Porzellan- und Zinkwaren

Akkumulatoren

Maßarbeiten und Reparatur

Ein Durchgangs-Flüchtlingslager
für volksdeutsche Flüchtlinge
befindet sich im
Evgl. Gemeindehaus,
Elisabeth-Straße.

Verbilligtes Fleisch

ist auf dem Schlachthause (Freibank) abzugeben.

Am 3. September fiel durch polnische Mörderbanden mein lieber Mann und treusorgender Vater

Karl Redel

und mein einziger Sohn und Bruder

Erwin Redel

Im Namen aller Hinterbliebenen

Marta Redel geb. Porsch
Gertrud Gehnke geb. Redel

Bromberg, den 12. September

Am 3. September wurde durch feige polnische Mörderbande in den Tod gerissen mein innigstgeliebter Mann, unser herzensguter, treusorgender Vater, Bruder, Schwager und Onkel, der

Fleischermeister

Emil Koebke

im Alter von 62 Jahren.

Desgleichen zur selben Stunde meinen einzigen, geliebten Sohn, unseren lieben Bruder, Neffen und Vetter

Artur Koebke

im 30. Lebensjahre

Sie starben im festen Glauben an Groß-Deutschland

Dies zeigen schmerzerfüllt an

Frau Anna Koebke geb. Wietrzychowski
Willi Koebke
Gertrud Kühl geb. Koebke, Cottbus
Manfred Kühl, Cottbus

Bromberg, den 12. September 1939

Am 3. September fiel mein herzensguter Mann

Herbert Gehnke

polnischen Mörderbanden im 26. Lebensjahre zum Opfer.

In tiefer Trauer

Gertrud Gehnke geb. Redel

Bromberg, den 12. September 1939

Am 3. September um 10 Uhr wurde von polnischen Soldaten erschossen unser guter Vater, Großvater, Onkel, Schwager und Vetter

August Schmidt

im Alter von 74 Jahren

Dies zeigen tiefbetrübt an

Die trauernden Hinterbliebenen

Bromberg, den 12. im September 1939

Seine letzten Worte waren: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Am Sonntag, dem 3. d. M. fielen den polnischen Mördern zum Opfer unser einzig geliebter Sohn

Hans Bolowski

im Alter von 32 Jahren

und unser lieber Schwiegersohn

Artur Gehrke

im Alter von 35 Jahren.

Im Namen der Hinterbliebenen

Ernst Bolowski und Frau

Bromberg-Jägerhof, den 12. September 1939.

Polnischer Mörderhand fielen am 3. September zum Opfer unsere lieben Männer und herzensguten Väter unserer Kinder

Hans Bolowski

und

Artur Gehrke

Sie starben im festen Glauben an ihren Führer und das Großdeutsche Reich.

Dies zeigen in tiefer Trauer an

Charlotte Bolowski, geb. Wilm
Liesbeth Gehrke, geb. Bolowski

Bromberg-Jägerhof, den 12 September 1939

Deutsche Rundschau vom 12. September 1939

Grenzenlos ist der Schmerz der Hinterbliebenen, die um ihre von Polen hingemetzelten Angehörigen trauern.

im Schlaf, und ich liege unter den Wagen. Zum anderen, wenn man jetzt schläft, sind die Augen die ganze Nacht über nicht mehr aufzubekommen. Die Müdigkeit wird durch jede Minute Schlaf nur noch größer.

Weit in der Ferne grollt dumpfer Kanonendonner, kaum merklich zucken am dunklen Horizont die Mündungsfeuer der Geschütze auf. Flüchtlinge und Militär jagen in wilder Hast vorbei. Es muß etwas los sein. Die Worte des Mädchens von Kutno mögen wahr sein, vor uns liegt die Front.

Am schwarzen Himmel steht ein roter Lichtschein. Aufgeregt gehen die Führer unserer Gruppe hin und her. Dann beraten sie wieder untereinander, bis die Signalpfeife endlich aufschrillt und der Marsch weitergeht.

Der Zustand der Kameraden ist sehr schlecht. Unmenschliche Anstrengungen, Hunger und Durst, furchtbares Erleben haben die Nerven vieler restlos zerrüttet, und sie haben nur den einen Gedanken: diese grausamen Qualen zu beenden. Ein Schuß, ein Kolbenschlag, ein Bajonettstich scheint ihnen endgültige Erlösung zu sein.

Schuß um Schuß fällt rings um den Zug, dazwischen bellen in kurzen Stößen die Maschinenpistolen. Ich bin in der ersten Reihe der Gruppe drei inmitten lauter fremder Menschen, die still und teilnahmslos, dem Schicksal ergeben, zu ihrem letzten Gang dahinschwanken. Das Gefühl tiefer Verlassenheit überfällt mich, unzähmbare Sehnsucht nach vertrauten Kameraden kommt auf. So lasse ich mich Glied um Glied abfallen, um hinten nach meinen Brombergern zu suchen. Ich finde sie nicht, ganz kurz sehe ich nur ein paar Bekannte aus Graudenz, dann bin ich fast am Ende der Gruppe. Hier ist alles in Auflösung begriffen! Hier ist wahrhaftig die Hölle los. An jeder Seite des Zuges geht ein Polizist mit einer Maschinenpistole. Auf alles, was irgendwie aus dem Glied kommt, wird rücksichtslos geschossen. Die Verschleppten hier sind gänzlich wahnsinnig. Entmutigt, hoffnungslos, sie können einfach nicht mehr weiter. Sie kennen nur noch einen Ausweg, einen Sprung zur Seite, einen Schuß und einige Kolbenstöße – solch ein Ende herbeizuführen, ist hier der einzige Gedanke.

Ich versuche, ihnen leise klar zu machen, daß sie noch durchhalten müssen und können, daß wir ja bald wieder ausruhen werden. Mit großen verständnislosen Augen schauen sie mich an, als wollten sie sagen: Wie kann hier noch jemand von Hoffnung reden, wo doch alles Hoffen und Glauben ohne Sinn ist. Hier erfüllen sich Schicksale, denen der Mensch sich zu beugen hat.

Wieder sind vor mir einige geflohen! Schüsse krachen hinterher, Schreie zerreißen die mondhelle Nacht. Der eine sinkt tödlich getroffen nieder, der andere läßt den linken Arm zerschmettert hängen, entkommt aber. Der dritte strauchelt in dem Kartoffelacker und fällt. Ein Polizist ist sofort zur Stelle und stößt dem Unglücklichen das spitze, vierkantige Bajonett bis zum Karabinerlauf in die Brust; halb tot läßt man den Kameraden liegen.

Es ist buchstäblich zum Verrücktwerden. Langsam, mich von Glied zu Glied drückend, schiebe ich mich nach vorn. Einige Kolbenstöße, die mich fast zu Boden werfen, handele ich mir dabei ein. Als ich einmal etwas weiter aus dem Glied gedrängt werde, weil wir mit fünf Mann nebeneinander gehen, zischt ein Gewehrgeschoß hart an meinem Ohr vorbei. Endlich habe ich es ge-

schafft und bin in halber Höhe der Gruppe auf einen Teil Graudenzer Kameraden gestoßen. Hier bleibe ich für den Rest des Marsches.

Schriftleiter Starke schrieb über diese Nacht: „Von Starawies marschierten wir mittags weiter, wieder eine Nacht hindurch, taumelnd, schlafend, durch unsere Geisteskranken ständig beunruhigt, durch die Schüsse in unserem Zuge erschüttert – einer meiner Kameraden hat allein 44 erschossene Deutsche in dieser Nacht gezählt – und belästigt durch die vielen zurückflutenden Militärkolonnen. Wer nicht in Reih und Glied marschierte, wurde von der Begleitmannschaft, die besser ernährt war als wir, die teilweise auf Rädern fahren konnte, teilweise auch schon abgelöst war, mit Keulenschlägen und Bajonettstichen wieder ins Glied zurückgetrieben. Selbst unser Arzt Dr. Staemmler wurde davon nicht verschont, wenn er in der endlosen Kolonne vor- oder zurückblieb, um einem Unglücklichen mit irgendeinem Stärkungsmittel zu helfen."[70]

Der Lichtschein am Himmel wird immer heller und größer, bis er schließlich blutrot und flackernd über uns steht. Die Straße biegt scharf um eine Waldnase. Vor uns liegt in einer Bodensenke ein brennendes Dorf. Unregelmäßig ist das Feuer angelegt. Hier und da brennt ein Gebäude, dazwischen stehen wieder andere, deren hohe Giebel im Feuerschein gespenstisch in die Nacht ragen. Dicke Rauchschwaden liegen dicht über dem Boden. Ekelerregend süßlich riecht es nach verbranntem Fleisch und raubt uns fast den Atem. Ich kann mir im Augenblick nicht erklären, wie das Feuer entstanden sein kann. Aber heute ist es mir klar: Auch hier wohnten deutsche Menschen, deren Höfe polnischen Mordbrennern zum Opfer fielen.

Während wir die Straße frei machen müssen, wird noch einmal einige Zeit gerastet. Im Galopp ziehen Militär und Flüchtlinge, bunt durcheinander, an uns vorbei. Sie haben keine Zeit, sich mit uns zu beschäftigen. Sie holen das Letzte aus ihren Gäulen heraus, um vorwärts zu kommen. Hier und da springt auch ein Hilfspolizist auf einen Wagen und verschwindet.

Jetzt weiß ich, daß der neue Tag für mich die Entscheidung bringt. Ich werde jede Gelegenheit wahrnehmen, um aus diesem Todeszug herauszukommen. Ein glückliches Gefühl überkommt mich, die bleierne Müdigkeit ist fort. Mögen die vereiterten Füße auch noch so schmerzen, mit festen Schritten gehe ich die glatte Straße entlang.

Den Wagenkolonnen folgen am frühen Morgen Fußtruppen, die im Laufschritt frontwärts eilen. Der größte Teil hat keine Waffen mehr, dennoch fallen sie mit Fäusten über uns her. Wir drängen uns von der Straße herunter und an einen Bretterzaun dicht wie Schafe zusammen. Klatschend schlagen die Fäuste der Soldaten in die Gesichter der Kameraden. Stöhnend wischen sich die Getroffenen das Blut aus den Augen. Die letzten Soldaten laufen schon, was sie nur laufen können – dann ist auch dieser Spuk vorbei.

Kühl und dunstig steigt der junge Tag aus den Sümpfen an der Bzura. Neben mir geht ein bekannter Arzt aus Graudenz. Es machen sich bei ihm dieselben Erscheinungen bemerkbar wie bei jenem Kameraden in der Nacht. Die schmerzenden Beine, der Hunger und Durst haben ihn zermürbt, haben ihm alle Lebenslust und jegliche Hoffnung geraubt. Unter den Kameraden treiben

wir noch ein Migränepulver und einen Schluck Wasser auf, beides muß er einnehmen. Dann nehme ich ihn unter den Arm und stütze ihn, so gut wie sich eben zwei Leidensgenossen stützen können.

Vor uns liegt die Bzura, von Sumpf, Schilf und Weidengebüsch umsäumt. Wieder flieht jemand. Schüsse krachen in gewohnter Weise hinterher, ohne zu treffen. Zwei Polizisten nehmen die Verfolgung auf, an der Bzura endlich erreichen sie ihn. Zwei Schüsse peitschen durch den Morgendunst. Der Mann fällt kopfüber in den Fluß. Dann sehen wir, wie die beiden Bluthunde den Körper mit ihren Bajonetten in den Moder des Flusses stampfen.

Edwin Dwinger erwähnt folgende Begebenheit an der Bzura: Den Übergang über den Fluß macht diese Kolonne noch über eine Brücke. Da springt plötzlich einer aus der Kolonne von der hohen Brücke hinab in den Fluß, schöpft mit seinem Hut Wasser und trinkt, trinkt, trinkt. Etliche Schüsse peitschen auf, die aber nicht treffen. Als die Polen sehen, daß der Mann – es ist der 70jährige Bauer Körber – nicht fliehen, sondern nur trinken will, lassen sie ihn ausnahmsweise sich wieder der Kolonne anschließen.

Mein Kranker will nicht mehr weiter, er sieht dieses Quälen als sinn- und zwecklos an. Ich muß seinen Arm fest umklammern, um ihn vor einem unüberlegten Schritt zu bewahren. Er ist nur mit Mühe zu beruhigen. Da tauchen aus dem Nebel links eine Bahnlinie und rechts die Türme einer Stadt auf. Nun kann ich den Kameraden trösten, wenn ich ihn auch vorerst bewußt belügen muß. Aber angesichts der Tatsache, daß vor uns eine Stadt liegt, glaubt er willig, daß wir dort ruhen werden, um dann mit der Bahn weiterzufahren.

Laut und sehr nahe schallt plötzlich der Geschützdonner zu uns herüber. Dann ist es wieder still. Die Straße wird gerade repariert und neu geschüttet. Wir gehen seitlich im Felde. Die Gruppen vor uns sind noch auf dem Fahrdamm gegangen, die Leichen an der Böschung zeigen noch deutlich ihren Weg.

Die Türme der Stadt wachsen spitz und hoch aus dem Dunst. Ihrer Zahl nach zu urteilen ist es eine größere Stadt. Wir biegen nach links zum Bahnhof ab und schwanken an den Schienen dahin.

Befreit

Da, uiii – heult etwas heran und fährt dumpf krachend irgendwo in die Stadt, eine gewaltige Rauchsäule zum Himmel sendend. Dann wieder Heulen und Krachen, und noch einmal und noch einmal. Jetzt stehen schon drei schwarze Säulen über den Dächern.

Erschreckt drängen sich die Begleiter auf einem Exerzierplatz neben uns. Es sind schon merklich weniger Polizisten geworden. Die einzelnen Gruppen lösen sich auf. Jeder sucht nach einer Deckung. Die Bewachung versucht zu ordnen und uns in einen Kiefernwald, in dem polnisches Militär steht, abzudrängen. Aber niemand folgt mehr den Kommandos. Zunächst fallen wir mit einigen Kameraden über einen Brunnen her und können uns nach langer Zeit endlich einmal satt trinken. Aber wieder treibt uns die Hilfspolizei mit Gewalt auf dem Platz zusammen, um uns zum Wald hin abzudrängen, denn dort

haben die Polen Maschinengewehre, und damit könnte man uns noch schnell liquidieren. Da wir das nun wissen, folgt keiner mehr den Anordnungen.

Wieder heulen Granaten heran, immer neue Rauchsäulen über der Stadt hinterlassend. Ich liege mit einigen Männern in einem Schützenloch in Deckung. Wieder treibt uns die Polizei auf. Ich folge auch scheinbar ihren Anordnungen, aber nur so lange, bis ich an die Straße komme. Dann werfe ich mich in den Graben und krieche eilig auf den Bahndamm zu, ohne daß der Bewacher das in der Aufregung bemerkt hat. Nun will ich nicht mehr weiter verschleppt werden. Ich fliehe, koste es, was es wolle. Bis zu den deutschen Truppen kann es nicht mehr weit sein.

15 Meter vor dem Bahndamm ist ein Betonrohr im Graben. Ein Weg geht darüber hinweg, allerlei Geröll verstopft das Rohr, und ich mache es in aller Eile frei, um mich im Notfall im Innern verstecken zu können. Da merke ich, daß sich noch mehr Kameraden abgesetzt haben und hinter mir im Graben liegen.

Zunächst aber angele ich mir von einem Futterrübenacker nebenan eine Rübe, schabe sie mit einer Glasscherbe sauber und verspeise sie zum Frühstück. Da heult wieder eine Granate heran und schlägt 20 Meter seitlich neben dem Bahndamm ein. Erde, Sand und Steine decken mich ein, und ich habe mich noch nicht ganz befreit, da kracht es schon wieder, und wieder bin ich zugedeckt. Die deutsche Artillerie hat jetzt die Bahnanlagen in meiner Nähe unter Feuer genommen. Granate um Granate fegt heran und fährt krachend in die Erde. Splitter, Schotter und Sand fliegen ohne Unterbrechung über mich hinweg. Ich habe mir einen recht unangenehmen Platz ausgesucht. Aber nun ist nichts mehr daran zu ändern, raus kann ich jetzt nicht mehr.

Kurz hinter mir liegt jemand auf dem Grabenrand, und ich rufe ihm zu, in Deckung zu gehen, aber er meint, von da aus alles so schön übersehen zu können. Ein Splitter der nächsten Granate zerreißt ihm den Leib.

Das Artilleriefeuer verstummt plötzlich, und nach geraumer Zeit höre ich in deutscher Sprache die Worte: „Langsam fahren!" Dann springt ein Mensch über den Bahndamm, wirft sich vor mir in den Graben, und schon fegen Maschinengewehrgarben über das weite Feld zu dem schon erwähnten Wald hin. Dann springt ein zweiter daneben, macht sein Maschinengewehr fertig, schaut über den Grabenrand und fragt in bestem bayrischen Dialekt: „Wo san's dann, die depperten Polacken?"

Jetzt weiß ich, daß es Männer der deutschen Wehrmacht sind, die bei mir liegen. Eine unbeschreibliche Freude überkommt mich, und ich bin eines Wortes nicht mehr mächtig. Dann erkläre ich den braven Bayern, wie ich hierher komme, was die Menge Menschen auf dem Platz bedeutet und wohin sich die Polen zurückgezogen haben. Inzwischen sind immer mehr deutsche Soldaten über den Bahndamm gekommen und bis auf den Exerzierplatz vorgedrungen. Langsam und zögernd kommen die Verschleppten aus ihren Deckungen. Sie können es gar nicht glauben, daß sie befreit sind, daß alles wahr sein soll und daß nun alle Not ein Ende hat.

Die deutschen Soldaten haben nun nichts zu lachen. Im ersten Freudentaumel will sie jeder umarmen, und dabei werden ihnen fast die Köpfe ab-

gerissen. Wir erfahren, daß das erst ein Stoßtrupp ist, der bis hierher vorgedrungen ist, und daß die Stadt, es ist Lowitsch (Lowicz), noch nicht eingenommen ist. Das bedeutet, sie ist noch nicht gesäubert und besetzt.

Ab sofort unterstehen wir der deutschen Wehrmacht und erhalten die Anweisung, uns zwischen dem Bahndamm und einem langen Bretterzaun zu sammeln. Dort treffe ich dann den Kameraden, mit dem ich heute Nacht und in der Frühe so viel Mühe hatte. Wir drücken uns fest die Hände, und in bewegten Worten dankt er mir für meine tatkräftige Hilfe.

Nun haben wir Zeit und lagern uns in der warmen Sonne. Wie das wohl kommen mag, jetzt haben wir keinen Durst mehr, keine Müdigkeit drückt uns, und die brennende Sonne, die uns in den vergangenen Tagen oftmals beinahe verrückt werden ließ, tut uns sichtlich wohl. Das Gefühl, frei zu sein, hat uns mit einem Schlage, wenn auch nur für Stunden, restlos verwandelt.

Dann erklingt von irgendwoher das Deutschlandlied. Sofort erheben wir uns alle und stimmen mit ein. Rauh und heiser, inmitten von Trümmern und Granattrichtern klingt das Lied der Nation in den sonnigen Tag. Ihm folgt der Choral von Leuthen „Nun danket alle Gott!".

So sind wir den Händen der polnischen Mörder entkommen. Wir sind frei, frei, und zurückgekehrt in unser großes, herrliches, deutsches Vaterland.

Reinhold Wittek berichtet über die letzten Stunden des Marsches auf der Straße, die von Kutno über Lowitsch nach Warschau führt, folgendes: „Auf der breiten Betonstraße gerieten wir wieder in den Strom der Flüchtlinge. Ein Volk floh nach Osten. Frauen in Autos, in eleganten Kleidern, geschminkt, mit bemalten Lippen; Bauern in abgerissenem Arbeitszeug gingen neben kleinen Panjewagen, auf denen Kinder auf Betten und Kisten saßen, Schweine quiekten, Hühner gackerten, barfüßige Jungen trieben eine Ziege oder eine Kuh, dann wieder schoben sich hupend ein Privatauto oder Mietdroschken aus Posen durch das Gedränge [...] Eine Abteilung polnischer Soldaten zog nach Westen. Der Führer der ersten Kompanie hielt seine Soldaten zusammen, verbot ihnen Mißhandlungen. Aber schon die nächste Kompanie schlug mit Spaten und Knüppeln auf uns ein [...]

Wir waren zu Tode erschöpft, der Körper war leergepumpt. Die große Hitze am Nachmittag hatte den letzten Tropfen Schweiß aus uns herausgepreßt, die Zunge dörrte, wir taumelten, schlichen, humpelten vorwärts. Und doch ließen wir keinen liegen. Die Älteren begannen zu versagen; wir schleppten sie mit, faßten sie unter den Arm [...] Hinten krachten die Karabiner, und wir alle wußten, was das bedeutete. Und so stapften wir weiter [...]

In dieser Nacht wurde Rehse geisteskrank. Er wollte aus der Reihe brechen, wir hielten ihn fest, wir mußten mit ihm kämpfen. Ich hielt ihn wohl eine Stunde lang [...] Später nahm Udo Roth ihn mir ab. Wir brachten ihn durch [...] Hinter uns krachten die Schüsse der Posten [...]

‚In Lowitsch ist der Marsch zu Ende, in Lowitsch werden wir verladen.' Niemand wußte, wer es gesagt hatte, es lief die Reihen entlang. Viele hofften auf das Verladen, nur nicht länger auf den Füßen bleiben. Wir aber sagten: ‚Geht langsam, sie werden uns einholen. Sitzen wir erst im Zug, so sind wir alle verloren.' Wir gingen noch langsamer, auch unsere Posten schleppten



Unter Einsatz ihres Lebens sind die Angehörigen der deutschen Wehrmacht ihren Landsleuten, den in Polen unterdrückten Volksdeutschen, zu Hilfe geeilt. Trotz des eiligen Rükkzugs der Polen säumen Soldatengräber wie dieses überall ihren Vormarschweg.

sich nur noch dahin. Und sie hatten doch Essen bekommen, und so viel Wasser, wie sie wollten.

Es wurde hell. Ein Eisenbahngleis lief von rechts heran, ein zweites, immer mehr Gleise. Wir näherten uns einem Bahnhof. Aus dem Nebel tauchte eine Stadt, dicke Rauchwolken lagen darüber, aus denen dann und wann Flammen schlugen.

Die Nacht war wie ein wüster Traum gewesen. Soldaten hatten Handgranaten in unseren Zug geworfen, hatten mit Spaten auf uns eingeschlagen, weißhaarige Männer lagen ermordet am Wege. Jetzt sahen wir vor uns wieder die Frauen gehen. Sie hatten es auch ausgehalten [...]

Wir wurden von der Straße auf einen schmalen Weg hinuntergetrieben. Vor uns lag die brennende Stadt, links standen kleine Holzhäuser, dahinter war eine große flache Wiese zu sehen mit einem Kiefernwäldchen am jenseitigen Rande. Plötzlich krachte es vor uns, Rauchwolken wuchsen aus der Erde, dröhnende Explosionen. In der Luft über uns heulte es. Wir warfen uns in den Straßengraben. Die Posten brüllten: ‚Zurück! Alles auf die Wiese...' Wir eilten gebückt im Straßengraben entlang. ‚Von den Gleisen fort!' riefen Walter Lemke und auch Udo Roth. Ein rasselndes Geräusch war in der Luft. Ich warf mich in einen trockenen Graben, der im Zickzack über das Grasfeld lief. ‚Schützengräben?' dachte ich, ‚hier?' Sie waren nur flüchtig ausgehoben. Immer noch rasselte das Maschinengewehr, wir duckten uns in den Gräben [...]"

Ein polnisches Maschinengewehr feuerte in die am Boden liegenden Deutschen, und eine erhebliche Anzahl von ihnen wurde hier kurz vor ihrer Befreiung ermordet oder verwundet. Ein deutsches Flugzeug zeigte sich, Bomben fielen nicht weit entfernt.

„So ging es eine Stunde, vielleicht zwei. Dann auf einmal war es still, und ein Ruf erscholl: ‚Deutsche Soldaten! Deutsche Soldaten sind an der Bahn!' Da riß es uns hoch. Schreien, laufen, stolpern, Tränen, das ganze Feld ein Meer von vorwärtsstürmenden, lachenden, schluchzenden Menschen [...] Da standen sie, die Unseren, ein paar Menschen nur, lächerlich wenig, halbe Kinder im Stahlhelm, lachend, bestaubt, schwitzend, ließen sich umarmen, küssen [...]"[71]

Der Geschäftsführer Wilhelm Romann aus Wongrowitz war mit einem Transport Verhafteter mit der Bahn nach Leslau gebracht und von dort im Fußmarsch nach dem Sammellager Chodsen getrieben worden. Über den Marsch von dort nach Lowitsch, bei dem sich Romann in der dritten der vier großen Abteilungen befand, berichtet er unter Eid: „Auf dem Marsch nach Kutno erhielten wir durchweg alle schwere Schläge. Auf der Straße selbst sahen wir verschiedentlich Blutspuren, die von mißhandelten oder erschossenen Internierten herrühren mußten, die vor uns die Straße entlanggeführt wurden. In Wloclawek [Leslau] hatte ein Internierter einen Schuß mit der Pistole in die Brust erhalten. Dies erzählte er mir auf dem Weg nach Chodtz, als ich mit ihm eine Zeitlang auf einem Wagen saß, auf dem er bereits lag, als ich etwa einen Kilometer fahren durfte. Nach dieser kurzen Fahrt erhielt ich von einem Polizeiwachtmeister schwere Schläge mit dem Gummiknüppel und

wurde mit den Worten vom Wagen gejagt: ‚Du dicker Hund, kannst auch laufen.' Der Wachtmeister selbst setzte sich dann auf den Wagen und befahl mir, mich am Wagen festzuhalten und zu folgen. Bald setzte sich jedoch der Wagen in Trab, und ich mußte nachlaufen. Wenn ich nicht mithielt, bekam ich von einem auf einem Rad folgenden Polizisten Schläge. Ich hatte mich deshalb darum bemüht, mit dem Wagen zu fahren, weil meine Füße völlig durchgelaufen waren und ich mich auch zwischen den Beinen stark durchgelaufen hatte [...]

Wenn uns polnische Truppen begegneten, schlugen sie auf uns mit Spaten ein, in eine hinter uns gehende Gruppe haben sie auch mit Maschinengewehren [wahrscheinlich Maschinenpistolen] geschossen [...] Vor Kutno lief ein aus der Marschkolonne auf das Feld laufender Internierter neben der Straße stehenden polnischen Truppen in die Hände. Ich sah, wie zwei Soldaten so lange mit Kolben auf ihn einschlugen, bis er tot war. Einem anderen wurde von polnischen Soldaten der Kopf buchstäblich zertreten. Hinter Kutno sah ich einen Internierten tot auf der Straße liegen, der war von polnischen Soldaten mit dem Kolben totgeschlagen worden. Wie ich hörte, sollte er um Wasser gebeten haben, seine Ermordung war die Antwort. Polnische Soldaten riefen unseren Begleitmannschaften wiederholt zu, macht eure Leute doch tot, die werden ja sowieso erschossen. Ich sah fernerhin, wie eine Frau mit einem Kind auf dem Arm von einem Polizisten mit dem Gummiknüppel geschlagen wurde. Später fand ich sie auf der Straße liegend, mit dem Gesicht auf dem Boden. Meines Erachtens war sie tot. Der Marsch von Kutno nach Lowitsch mußte ohne Pause zurückgelegt werden [...] da deutsche Truppen sich unserem Zuge näherten. In Lowitsch wurde unsere Gruppe auf einem mit Stacheldraht eingezäunten Platz geführt. Das polnische Militär beschoß diesen Platz mit Maschinengewehren. Ein gewisser Franke aus Deutschfeld bei Schokken erhielt dabei drei Schüsse, bäumte sich noch kurz auf und war tot [...] Inzwischen näherten sich unserer Gruppe Soldaten, von denen wir glaubten, daß es Deutsche seien [...] Als wir völlig gewiß waren, daß es deutsches Militär war, stürzten wir auf sie zu [...] Nachdem ein deutsches Maschinengewehr das polnische unter Feuer genommen hatte, schwieg es [...]

Wir waren alle, ich möchte das abschließend bemerken, seelisch völlig herunter, so daß wir Selbstmord begehen wollten. Etwa 20 bis 25 Prozent sind meines Erachtens irre geworden, viele kamen jedoch wieder zu sich, insbesondere nach der Befreiung durch deutsche Truppen."[72]

Schriftleiter Gotthold Starke beschreibt, wie seine Abteilung der Verschleppten am 9. September um 9 Uhr, bei heftigem deutschen Artilleriebeschuß, in Lowitsch eintraf. Die Mehrheit der polnischen Wachmannschaften mitsamt dem Kommandanten machte sich davon. Auch die 1.000 Polen waren verschwunden, die in dem Zug der rund 4.000 gewesen waren. Von der zusammengebliebenen Kolonne der ungefähr 2.000 Deutschen, die hier eintrafen, gingen etwa 1.200 bei den Kasernen auseinander und zogen in einzelnen Kolonnen den deutschen Truppen entgegen, die zu dieser Zeit die Stadt besetzten. Von den übrigen 1.000 Deutschen trafen noch einzelne Grup-



Dieser aus Glinke bei Bromberg kommenden volksdeutschen Frau ist das Gesicht derart zerschlagen worden, daß es vollkommen unkenntlich ist.



Wie diese acht ermordeten Deutschen aus Glinke wurden die meisten Leichen achtlos liegengelassen.

pen ein, viele hatten aber den furchtbaren Gewaltmarsch von Chodsen bis hierher nicht überlebt.

„Der Rest von 800, bei dem sich u.a. Dr. Kohnert, Dr. Staemmler, Freiherr v. Gersdorf, der Landesbundvorsitzende Modrow und auch ich selbst befanden, wurde in ein Wäldchen geführt, wo uns jugendliche Strzelce erwarteten, die uns neun Kilometer in nördöstlicher Richtung in ein langgestrecktes Dorf führten. Die Kolonne wollte nicht mehr weiter und war kaum noch zusammenzuhalten, besonders, als wir wieder einen Hang hinan auf eine sogenannte Gromadawiese (Gemeindeplatz) getrieben wurden, die von allen Seiten gut beschossen werden konnte.

Pastor Krusche, als Führer der kongreßpolnischen Deutschen, die sich in dieser Gruppe befanden, und wir Bromberger beratschlagten, was zu tun sei. Dr. Kohnert und Dr. Staemmler wurden beauftragt, mit dem letzten uns noch begleitenden Bromberger Polizisten zu verhandeln. Er sollte seine Kameraden herbeiziehen, damit uns die zurückflutende Soldateska und auch die jungen Strzelce, die offenkundig in einen Hinterhalt gegangen waren, nicht abknallten. Dafür wollten wir den Begleitmannschaften Leben und Stellung garantieren, falls wir in deutsche Hand fielen. Als sich die beiden dem Polizisten näherten, verstand er dies falsch und wurde aggressiv. Dr. Staemmler versuchte ihm die Waffe zu entwinden, der aufgeregte Polizist trat einige Schritte zurück, erschoß ihn und lief in das obere Dorf.

Wir nahmen jetzt an, daß man von allen Seiten auf uns schießen würde. Da erschien am Fuß des Berges ein Panzerwagen. Wir glaubten, daß er unseren Fluchtweg nach Lowitsch abriegeln sollte. Mit einem weißen Taschentuch an einem Stock ging ihm Dr. Kohnert und Pastor Krusche entgegen [...] Auf halbem Wege entdeckten wir, daß es sich um einen deutschen Panzer handelte, der uns befreite und nach Lowitsch zurückschickte. Die Leiche Dr. Staemmlers nahmen wir mit.

Der Marsch nach Lowitsch, der mit Umwegen über 250 Kilometer lang gewesen war, hatte ein Ende. Die Verfassung der Teilnehmer war erschütternd elend. Als ich auf der Kommandantur, wo der blau geschlagene Landarzt Dr. Studzinski aus Waldau (Kr. Schwetz) bis zum Umfallen die zum Teil eiternden Fußwunden verband, die Schwerkranken besuchte, entdeckte ich u.a. den 68jährigen Senator Dr. Busse. Er rief mich an, denn obwohl er der Patenonkel meines Sohnes ist, hätte ich ihn nicht wiedererkannt. Durch Steinwürfe und Kolbenschläge war sein Kopf eine blauschwarze unförmige Masse, aus der nur die bluttriefenden Lippen hervortraten [...] Im Hof der Kommandantur aber häuften sich die Leichen derjenigen Kameraden, die jetzt noch an Erschöpfung gestorben waren [...] In der Nacht wurden wir im Gefängnis verpflegt, und zwar durch Landsleute aus Westpreußen, die unter Spionageverdacht bis ins Lowitscher Gefängnis gebracht worden waren. Mit Rücksicht auf die Kampfhandlungen wurden die 2.000 geretteten Deutschen auf Panjewagen und requirierten Fahrrädern am 10. September, mit einer Übernachtung in Glowno, nach Lodsch gebracht."

In seiner am 15. September vor Kriegsgerichtsrat Dr. Waltzog unter Eid gemachten Aussage beschreibt Gotthold Starke unter anderem das erste Zu-

sammentreffen polnischer Bauern mit deutschen Soldaten: „Dort fielen die polnischen Bauern auf die Knie und küßten dem Offizier Hand und Uniform […]"

Fünf Minuten zuvor hatten sie vielleicht noch die Verschleppten geschlagen. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß sich die einfachen, ungebildeten Bauern in der Regel nicht mit dem gleichen Fanatismus an den Mißhandlungen beteiligten wie die übrigen Polen.

Der treue Arzt Dr. Staemmler, der den ganzen Weg des Zuges wohl zweimal gemacht und so vielen mit seinen Medikamenten das Leben gerettet hatte, durfte die Befreiung nicht erleben. Eine halbe Minute vor der Rettung gab er sein Leben im aufopfernden Dienst für seine Mitmenschen.

Lowitsch

Seit gestern abend habe ich, außer den üblichen Schmerzen, in meiner Wunde ein sonderbares Kribbeln. Bei näherer Untersuchung stelle ich fest, daß ein paar Fliegen sich dort ihre Kinderstube eingerichtet haben. Es wird also Zeit, daß ich in Behandlung komme.

Inzwischen ist Lowitsch von polnischem Militär gesäubert und endgültig von der Wehrmacht besetzt. Wir erhalten Erlaubnis, in die Stadt zu ziehen. Ungefähr 3.000 Menschen, schwarz von Blut, Schweiß und Staub, 14 Tage oder gar länger nicht mehr gewaschen, mit langen, struppigen Bärten, machen taumelnd, aber mit freudig hell leuchtenden Augen ihre ersten Schritte in die Freiheit.

Ich bleibe mit noch sechs Mann zurück, denn hier draußen ist ein Truppenverbandplatz eingerichtet worden. Wir müssen so schnell wie möglich einer ärztlichen Behandlung zugeführt werden, da unsere Wunden alle furchtbar verdreckt sind und schon bedenklich nach Wundbrand aussehen.

Sonderbar, ich habe keine Ruhe, hier so müßig zu warten. Ich gehe von Granattrichter zu Granattrichter, nach irgendwelchen „Trophäen" suchend, und lande schließlich in einem Obstgarten. Eine Fliegerbombe ist unmittelbar neben einen Apfelbaum gefallen und hat mir das Schütteln erspart. Eine Unmenge dieser wunderbaren Früchte kann ich vertilgen, billig und bequem.

Als ich zurückkomme, bin ich allein auf weiter Flur. Es ist niemand mehr zu finden, weder meine Kameraden noch die Sanitätsstation. So humpele ich allein in Richtung Stadt. Lowitsch liegt auf der anderen Seite der Bzura. Die große, massive Brücke ist unversehrt geblieben. Der Posten am Brückenkopf fragt mich mißtrauisch, wohin ich will, läßt mich aber nach kurzer Erklärung passieren. Ich glaube, daß ihn weniger meine Worte als vielmehr der Gestank, der mich schon tagelang umgibt, dazu veranlaßte, denn in der Folge erwiesen sich die deutschen Posten als außerordentlich ungläubig und wollten meist zu jedem Ausweis noch drei weitere sehen.

Auf der Brücke liegen die Sprengladungen, die von den Polen gelegt und von den Deutschen wieder ausgebaut wurden. Der Vorstoß der deutschen Truppen kam den Polen so unverhofft, daß sie vergaßen, die Brücke zu sprengen.

Weiter gehe ich zur Stadt. Auf dem Bahnhofsgelände stehen schwere Geschütze, drohend recken sie ihre Rohre zu dem fliehenden Feind hinüber. Im flimmernden Sonnenschein hat es den Anschein, als zitterten sie vor Ungeduld, den Polen ihre ehernen Grüße nachsenden zu können.

Immer größer sind die Rauchsäulen geworden. Nun haben sie sich zu einer einzigen gewaltigen, pechschwarzen Wolke vereinigt. Der östliche Stadtteil ist zusammen mit der Ausfallstraße zur Brücke ein einziges großes Flammenmeer. Die Straßen sind mit Trümmern aller Art dicht besät. Eingestürzte Mauern, glühende Balken, verbogene Leitungsmasten, Glassplitter und umgerissene Zäune bilden ein heilloses Durcheinander.

Zwei Kameraden kommen mir entgegen und reichen mir eine Flasche mit Cognac. „Wenn du durch diese Räucherkammer hindurch willst, nimm erst mal einen anständigen Schluck zur Brust, sonst machst du schlapp", bedeutet mir der eine und spuckt zur Bekräftigung in die Reste einer brennenden Fabrik, als wollte er damit den ganzen Brand mit einem Schlage löschen. Der Schluck, den ich dann nehme, hätte in normalen Zeiten eines vielmaligen Ansatzes bedurft. Aber so ist es nun mal, unter außergewöhnlichen Umständen vollbringt man außergewöhnliche Leistungen. Auf die Unmenge Äpfel von vorhin wirkt der Alkohol jedenfalls wie Arznei.

Die Häuser zu beiden Seiten der Straße brennen lichterloh. Dächer stürzen ein, eine glühende Lohe und Millionen Funken schlagen aus den Fensterhöhlen. Hitze und Qualm rauben mir für einen Augenblick fast die Besinnung. Sprungweise gehe ich weiter vor. In jeder Rauchlücke frischen Atem holend, bis ich endlich mit tränenden Augen und schmerzender Brust den Marktplatz erreiche. Auf diesem herrscht ein buntes Treiben.

Die Wehrmacht ist mit ihren Fahrzeugen aufgefahren. Die Soldaten stehen dicht gedrängt um den Funkwagen und hören die Rede Hermann Görings. Die verschleppten Kameraden haben die Häuser und Läden nach eßbaren Dingen abgesucht und kommen mit Bier, Wein und Zigaretten zurück. Überall sieht man glücklich lachende, keuchende Menschen. Die vergangenen Tage sind im Augenblick vergessen. Bald habe ich ein großes Stück Brot und die Ölsardinen aus drei Büchsen gegessen. Ich sitze nun, einen Topf Apfelwein in der Hand und eine Zigarette rauchend, plaudernd auf einer Steintreppe und harre der Dinge, die jetzt kommen sollen.

Da wir eine ziemliche Belastung für die Wehrmacht sind, veranlassen sie so bald als möglich unseren Abtransport, denn Lowitsch ist vorerst immer noch Kampfzone. Tatsächlich haben am anderen Tag, kurz nach unserem Abtransport, die Polen nochmals angegriffen.

Gerüchten zufolge sollen wir nach Breslau gebracht werden. Inzwischen habe ich vergebens nach einem Verbandplatz oder einer Sanitätsstation gesucht. Da es hier aber bisher noch keine Verwundeten gegeben hat, sind die Sanitätskolonnen weiter nach vorne gegangen.

Ein großer Teil der Verschleppten sammelt sich langsam um das Gebäude des Landratsamtes. Noch einmal mahnen uns blutige Zeichen an das Elend der letzten Tage. Sechs Leichen liegen auf dem Hof, in grausamer Weise zugerichtet. Fünf davon sind Volksdeutsche, dem einen quellen die Eingewei-

de aus der aufgeschlitzten Jacke. Schwarze, blutunterlaufene Stellen an den Gesichtern aller zeigen deutlich die Spuren vorausgegangener schwerer Mißhandlungen. Der sechste ist vollkommen nackt. Eine Erkennungsmarke an seinem Hals besagt, daß er Hauptmann der polnischen Armee ist. Auch er ist buchstäblich zu Tode gemartert worden. Er war Angehöriger der weißrussischen oder ukrainischen Minderheit. Die polnische Mordgier hat, mit Ausnahme der Juden, unter allen Minderheiten des polnischen Staates, nicht nur unter den Volkssdeutschen, grausam gewütet.

Wir Verwundeten können uns in den Räumen des Landratsamtes häuslich niederlassen und sollen später auch hier betreut werden. Ich sitze in einer Fensternische und schaue in die lodernden Flammen auf der anderen Straßenseite, schaue auf das abwechslungsreiche Treiben unten auf dem Marktplatz. Immer wieder bringen deutsche Soldaten kleine Trupps polnischer Gefangener oder Eisenbahner, die dreist mit dem nötigen Stimmenaufwand „Heil Hitler!" schreien. So wandelbar ist die polnische Volksseele.

Da geht die Tür des Raumes auf, in dem ich sitze. Ein dicker polnischer Offizier wird von einem deutschen Posten hereingebracht. Es ist – man sollte es nicht glauben – der Polizeiführer unserer Verschlepptengruppe der letzten Tage, der Prophet von Kutno, der gestern noch 600 englische Flugzeuge Berlin angreifen ließ, der uns Deutsche in den Urwäldern Polens verrecken lassen wollte, der seine Untergebenen zu unzähligen Morden an meinen Kameraden aufforderte, der der größte Bluthund des Marsches nach Lowitsch war. Die ewig waltende Gerechtigkeit hat uns diesen Kerl schnell in die Hände gespielt.

Wir drei, der Pole, der deutsche Soldat und ich, sind allein in diesem Raum. Ich werde aufgefordert, seine Taschen zu durchsuchen, ihm Koppel und Seitengewehr abzunehmen. Außer seiner Signalpfeife, mit der er so viele Male die todmüden Verschleppten zum Weitermarschieren hochriß, zeigt sich nichts weiter Bemerkenswertes. Sie geht, als dauerndes Andenken an diese Tage, in meinen Besitz über. Der Kerl kann jetzt auch ein sehr gutes Deutsch sprechen und bedauert mit dem ganzen Redeschwall eines Polen, daß man den Deutschen hier so übel mitgespielt hat. Aber es wäre ja nun einmal Befehl gewesen, die Deutschen zu internieren, den er als Beamter hätte ausführen müssen.

Wer ihn nicht erlebt hat in seiner Mordlust und teuflischen Freude bei jeder Mißhandlung, könnte geneigt sein, ihm zu glauben. Als ich dann auf einige Greueltaten, deren Anstifter er war, hinweise, gibt er mir folgende Antwort: „Ich bin Pole, und ihr seid meine Feinde. Dieses Mal habt ihr Glück gehabt. Jetzt geht ihr in die Freiheit, und ich werde erschossen." Mit diesen letzten Worten sollte der Prophet diesmal recht behalten.

Mir wird es einsam hier oben allein. Ich humpele vorsichtig auf den Marktplatz, um Abwechslung zu haben. In hellen Haufen, auf Wagen, Fahrrädern und zu Fuß, kommen die polnischen Flüchtlinge in die Stadt zurück. Der größte Teil sind Juden. Bärtige, verdreckte Gesichter grinsen von den Fahrzeugen herunter und versuchen, mit den deutschen Soldaten in Verbindung zu kommen mit den Worten: „Herr Soldat, wir sein alles trei teitsche Leit!" Das ist der Satz, den man überall hören kann.

Der Dorfschulze Jan Gluchowski aus Kokoschken, Kr. Gnesen, ist durch rechtskräftiges Urteil des Sondergerichts bei dem Militärbefehlshaber von Posen vom 27. September 1939 wegen Mordes, begangen an dem Volksdeutschen Otto Mier, und wegen schweren Landfriedensbruchs zum Tode verurteilt worden.

Das Urteil ist heute vollstreckt worden.

Posen, den 28. September 1939.

Der Leiter der Anklagebehörde

bei dem Sondergericht
beim Militärbefehlshaber von Posen.

Sołtys Jan Głuchowski z miejscowości Kokoschken, powiatu gnieźnieńskiego, został na mocy prawomocnego wyroku Sądu dla spraw wyjątkowych w Posen z dnia 27 września 1939 r. za morderstwo, dokonane na osobie Niemca Otto Mier oraz za zdradę stanu skazany na śmierć.

Wyrok wykonano w dniu dzisiejszym.

Posen, dnia 28 września 1939.

Sąd dla spraw wyjątkowych

przy Dowódcy Wojskowym Posen.

In öffentlichen Anschlägen wurde die Bevölkerung über die Vollstreckung rechtskräftiger Todesurteile an polnischen Mördern informiert – angesichts des eigenen, nicht wiedergutzumachenden Leids eine verschwindend geringe Genugtuung.

Bekanntmachung.

Hingerichtet wurden am Sonnabend, den 14. Oktober 1939, folgende, durch Urteil des Sondergerichts in Bromberg vom 11. Oktober 1939 wegen Mordes bezw. schweren Landfriedensbruchs zum Tode verurteilten Personen.

1. Der 27 Jahre alte Schneidergehilfe **Teofil Prus** aus Jannowitz, Kr. Znin
2. der 46 Jahre alte Schneidermeister **Adalbert Zielenkiewicz** aus Jannowitz
3. der 36 Jahre alte Arbeiter **Leo Papierski** aus Jannowitz.

Die Verurteilten waren am 3. September 1939 an dem Überfall einer polnischen Horde auf das deutsche Kaufhaus in Jannowitz, Kr. Znin, beteiligt, der schließlich zur Festnahme und späteren Ermordung von 8 Volksdeutschen führte. Prus und Papierski haben hierbei schwere Gewalttätigkeiten gegen volksdeutsche Frauen bezw. einen bereits niedergeschlagenen volksdeutschen Mann begangen. Zielenkiewicz hat unter Beschimpfungen die Menge zum Mord aufgehetzt.

Bromberg, den 14. Oktober 1939.

Der Staatsanwalt
bei dem Sondergericht.

Obwieszczenie.

Za ciężkie zakłócenie spokoju publicznego wzgl. za popełnione morderstwa, skazane zostały dnia 11 października 1939 r., wyrokiem Sądu Doraźnego w Bydgoszczy, na karę śmierci i pozbawienie praw obywatelskich następujące osoby:

1. 27-letni pomocnik krawiecki **Teofil Prus** z Janowic, pow. Żnin.
2. 46-letni mistrz krawiecki **Adalbert Zielenkiewicz** z Janowic, pow. Żnin.
3. 36-letni robotnik **Leon Papierski** z Janowic, pow. Żnin.

Wyrok został dnia 14 października 1939 r. wykonany.

Skazani brali udział przy napadzie polskiej hordy, dokonanym dnia 3 września 1939 r. na niemiecki Dom Towarowy w Janowcach, który to napad doprowadził w konsekwencji do aresztowania i zamordowania 8 miu Niemców. Prus i Papierski dopuścili się przy tej sposobności aktu ciężkiego gwałtu wobec niemieckich kobiet wzgl. człowieka, który ciężko pobity, już leżał na ziemi. Zielenkiewicz zaś podburzał tłum do mordowania Niemców.

Bydgoszcz, dnia 14. 10. 1939 r.

Prokurator
przy Sądzie Doraźnym.

30

Sd. K.Ls. 44/39 Bromberg, den 14 . Oktober 1939.

V e r h a n d e l t

in der Zelle Nr. 50 des Gerichtsgefängnisses

in Bromberg um 10^{03} Uhr.

Die Unterzeichneten
Staatsanwalt B e n g s c h
und
Justizobersekretär m.E. K ü h n (als Urkundsbeamter)
hatten sich hierher begeben und fanden anwesend:

den Verurteilten Franziska W o l s k a,
Gefängnishauptwachtmeister Iffländer,
Gefängnisoberwachtmeister Loboda als Dolmetscher.

Dem durch Urteil des Sondergerichts in Bromberg
am 12.10.1939 zum Tode verurteilten

Franziska W o l s k a

wurde durch Vermittlung des Dolmetschers bekanntgegeben,
daß das genannte Urteil rechtskräftig sei, ein Gnaden-
erweis vom Herrn Reichsminister der Justiz abgelehnt sei
und daß das Urteil heute um 15 Uhr durch Erschießen
vollstreckt werden würde.

Auf Befragen, ob sie noch etwas zu erklären habe
und ob sie noch einen Wunsch habe, erklärte sie:

Ich möchte vor einem Pfarrer eine Beichte ablegen
und einen Brief an meinen Großvater schreiben.

Dieser Wunsch wurde ihr gewährt.

Geschlossen

Staatsanwalt Justizobersekretär m.E.

Die Aburteilung der Delinquenten erfolgte streng nach den Maßstäben von Recht und Gesetz. Das zeigt dieser aktenkundig gewordene letzte Wunsch einer polnischen Mörderin, der ihr vor der Erschießung gewährt wurde.

So vergeht langsam der erste Tag, an dem wir wieder frei sind. Die Verschleppten werden in einer Kirche und dem Gefängnis zur Nacht untergebracht. Wir Verwundete und die Frauen bleiben im Amt. Wir warten auf ärztliche Betreuung. Man bringt Stroh für das Nachtlager. Ich will mich nur probeweise hineinlegen und bin im selben Augenblick fest eingeschlafen. Es ist schon lange dunkel, da weckt mich ein Offizier und schickt mich zu einem inzwischen eingerichteten Verbandplatz in einem ehemaligen Offizierskasino.

Noch immer brennen die Häuser an der Marktecke, und die Flammen werfen ihr flackerndes Licht über den Platz und übergießen alles mit einem unheimlichen roten Schein. Am mondhellen Nachthimmel sucht ein Scheinwerfer mit seinem weißen Lichtbündel den Feind, der es wagen sollte, unsere Nachtruhe zu stören. Heute hält Großdeutschlands Wehrmacht bei uns die Wacht.

Eine Schnitte trockenes Brot bildet heute mein Nachtessen. Dann sitze ich noch, eine Zigarette rauchend, am Fenster, höre das dumpfe Grollen der Front, das Rattern der durchziehenden Kolonnen und sinke schließlich ins Stroh. Nach neun Tagen des Grauens und Wachens schlafe ich wie ein Toter.

Der Marsch in die Freiheit

Am Morgen des 10. September wird unser Abmarsch aus Lowitsch vorbereitet. Wir sollen über Glowno nach Lodsch und von dort über Breslau in die Heimat befördert werden. Von der polnischen Zivilbevölkerung werden Fahrräder und Wagen organisiert. Ich kann keinen Stiefel mehr anziehen. Die Füße sind nur noch zwei große Klumpen, bestehend aus Eiterblasen und Verbandsstoff, darüber jeweils ein Strumpf gezogen. Zu mehreren Fußkranken erhalten wir einen Leiterwagen. Schnell werden aus Stroh einige Sitzgelegenheiten hergestellt und sonst noch alles für eine 70 Kilometer lange Fahrt nach Lodsch eingerichtet. Auf Wagen, Fahrrädern und zu Fuß ziehen um die Mittagszeit 3.000 Menschen endlich in die Freiheit.

Die Landschaft hinter Lowitsch ist öde und arm, nur die Spuren des Krieges bringen neue Abwechslung hinein. In den Straßengräben und auf den Feldern liegt überall das Kriegsmaterial der zurückgeschlagenen polnischen Armee. Ausgebrannte Autos und kleine Panzerwagen, Flakgeschütze, noch unter Bäumen und Büschen getarnt in Feuerstellung stehend, zertrümmerte Munitionswagen, deren herausgekollerte Granaten weit verstreut auf der Erde liegen, stinkende aufgeblähte Pferdekadaver und da und dort der einsame Grabhügel eines Soldaten. Alles, was zur Ausrüstung einer Armee gehört, kann man hier finden. Endlose Kolonnen motorisierter Einheiten kommen uns entgegen, Soldaten und Material frontwärts bringend.

Zum elften Male verschwindet nun die Sonne während unseres Marsches blutrot im Westen. In der Ferne blinken im letzten Abendschein die Blechdächer der Kirchen und Türme von Glowno. So weit aber kommen wir heute nicht. Ein Lager zuvor müssen wir die Nacht verbringen.

So hell und warm die Tage sind, so kühl, dunkel und teilweise dunstig sind die Nächte. Eng rücken wir auf dem Wagen zusammen, um uns gegenseitig etwas zu wärmen. Aber das beglückende Gefühl, der polnischen Hölle entronnen zu sein, läßt uns solche kleinen Unannehmlichkeiten gar nicht beachten.

Der Morgen bringt wieder das wunderbare Wetter, und im strahlenden Sonnenschein setzen wir unsere Reise fort. Wieder dasselbe Bild, hier die Trümmer der polnischen Armee, dort der Vormarsch der deutschen Wehrmacht. Lauter und drohender als am Vortag ist der Geschützdonner zu hören. Schneller jagen die Fahrzeuge zur Front, dort bahnt sich bestimmt Großes an. In Lodsch erfahre ich später, daß der polnische Vorstoß nach Süden abgeschlagen wurde und damit die gewaltige Einkreisungsbewegung bei Kutno ihren Anfang nahm.

Am späten Nachmittag schält sich immer mehr und mehr das Häusermeer von Lodsch aus dem grauen, hitzeflimmernden Horizont heraus. Später nimmt uns eine ehemalige polnische Kaserne für die Nacht auf. Zivilisten sind gerade damit beschäftigt, das Gebäude notdürftig für uns herzurichten. Ein großer Schlafraum wird die Krankenstube. Es sind 100 oder mehr Menschen, die sich hier zusammenfinden, mit Ruhr, mit Lungenentzündung, fiebernd oder mit stinkenden Wunden. Eine Schnitte trockenes Kommißbrot und eine Ölsardine sind mein Nachtessen. Dann lege ich mich auf eine harte schmutzige Pritsche.

Nach wüsten Träumen erwache ich, von Fieberschauern geschüttelt. Die Luft im Raum ist zum Ersticken, heiß und verbraucht. Es ist nicht möglich, noch einmal Schlaf zu finden. Das Fieber jagt mir das Blut durch die Adern, es pocht und hämmert in den Schläfen, als suche es sich gewaltsam einen Ausweg. So wälze ich mich Stunde um Stunde von einer Seite auf die andere, bis ich es nicht mehr länger ertragen will und aufstehe. Ich taste mich vorsichtig durch den Raum, die Stiege hinunter auf den Hof. Die kalte Nachtluft kühlt wunderbar die heiße Stirn und läßt langsam Ruhe in dem erregten Körper aufkommen. Auf einem Stapel morscher Balken schlafe ich den Rest der Nacht um vieles ruhiger als in der Krankenstube.

Am Morgen aber plagt mich das Fieber noch stärker. Ich kann mich nur noch mit äußerster Mühe auf den Beinen halten. Eine Diakonisse nimmt mich schließlich in ihre Obhut und bringt mich zusammen mit einigen Kranken im Auto ins Krankenhaus. Bei der Aufnahme ist die einzige größere Formalität das Baden. Zweimal muß der Wärter das Wasser erneuern, bis er allen Dreck von meinem Körper losgeweicht und heruntergebürstet hat. Dann geht es in den hellen sauberen Verbandssaal, und ich bin schon wieder halb eingeschlafen, als mich der Arzt verbindet. Ich merke kaum, daß er eine Füllung mit Verbandszeug durch den zehn Zentimeter langen Schußkanal hindurch zieht. Als ich wieder klar wach bin, liege ich schon lange in einem sauberen, weiß bezogenen Bett. Verbinden, schlafen und essen wechseln jetzt regelmäßig. Die ersten vier Tage werde ich eigentlich kaum wach. Nun erst wandern meine Gedanken langsam zur Heimat. Wie mag es den Meinen ergangen sein, wie mag es dort jetzt aussehen. Die Ungewißheit packt mich und läßt mich nicht mehr zur Ruhe kommen.

Zwei Kameraden werden am Montag entlassen und beschließen, nicht lange auf einen Transport zu warten, sondern allein die Heimreise anzutreten. Auch haben sie schon durch Vermittlung von Bekannten ein Auto für diesen Tag bestellt. Auf mein Bitten hin versprechen sie mir, mich mitzunehmen. Noch aber springt die rote Fieberkurve über meinem Bett launisch auf und ab. Trotzdem stehe ich am Montag zur Abreise bereit vor dem Krankenhaus, zum Schrecken von Ärzten und Schwestern.

Pünktlich rollt das Auto vor, das uns nach Kalisch bringen soll. Zwei Schwierigkeiten sind vor der Abreise noch zu überwinden. Erstens Benzin für die 130 Kilometer lange Reise und zweitens einen Passierschein für mich zu besorgen. Also zuerst wegen des Scheines zur Kommandantur. Dort erfahre ich, daß ab heute keine Scheine mehr ausgegeben werden. Ich müßte etwa vier Wochen warten, um reisen zu können. Also fahre ich ohne diesen Wisch, hier bleibe ich auf keinen Fall. Meine Kameraden haben diesen Schein zum Glück, und so werde ich mich mit ihnen zusammen schon irgendwie durchschummeln.

Noch schlechter aber sind die Aussichten auf Benzin. An keiner Tankstelle ist es zu haben, und ohne nützt uns auch all unsere Verwegenheit nichts. Da ist die Wehrmachtstankstelle unsere letzte, wenn auch schwache Hoffnung. Ein Kamerad geht verhandeln und kommt nach kurzer Zeit mit einem Feldwebel und einem Landser wieder, die mächtige Kanister schleppen. „Kinder, von dem Dreck könnt ihr so viel haben, wie reingeht. Davon haben wir den Polacken doch genug abgenommen, und die 50 Liter schenken wir euch sogar noch", erklärt uns der Feldwebel wartend, derweil der Landser unseren Tank füllt. Dann wird noch ein Reservekanister verstaut, und schon brausen wir ab, unser Ziel ist Kalisch.

130 Kilometer ist ein langer Weg, wenn sie mit einer so elenden Stinkkarre zurückgelegt werden sollen, wie es die unsere ist. Nach den ersten Kilometern schon merke ich, daß die Kiste überhaupt keine funktionierenden Bremsen hat und daß sie noch einen „sechsten Gang" hat, nämlich den toten in der Lenkung, so daß man manchmal links steuern muß, wenn man nach rechts will. Gerade versuche ich, noch einige weitere Fehler festzustellen, da setzt der Motor aus. Er ist nicht mehr zu bewegen, seine verdammte Schuldigkeit zu erfüllen, uns der Heimat etwas näher zu bringen. Nach einer Stunde tut er es dann wieder, bockt aber nach den nächsten zehn Kilometern erneut. Beinahe wird uns der schlechte Zustand des Fahrzeuges zum Verhängnis. Der Kontrollposten an einer Brücke winkt ein wenig spät, so daß wir ohne Bremsmöglichkeit noch ein gutes Stück weiterrollen, was dem Soldaten als Fluchtversuch erscheint. Er reißt schon das Gewehr hoch, und ich denke, jetzt knallt es, aber dann stehen wir endlich. Sein Empfang ist entsprechend ungehalten. Die Passagierscheine der Kameraden aber tun ihre Pflicht, und wir dürfen weiterfahren.

Nach acht Stunden Fahrt kommen wir dann doch noch lebend in Kalisch an. Bei dem Zustand des Autos kann man diese Leistung nur als Glück bezeichnen. Nun erreichen wir einen Truppentransportzug, und der Führer des Transportes erlaubt uns, bis Breslau mitzufahren. Dunkel und still ist der gro-

ße Bahnhof, als wir um Mitternacht ankommen. Der Zug, mit dem wir nach Frankfurt/Oder weiter wollen, geht erst in sechs Stunden.

Unaufhaltsam eilt der D-Zug durch die deutschen Lande, der Heimat entgegen. Schon liegen Frankfurt und Küstrin hinter uns. In Schneidemühl kommen wir wieder in besetztes Gebiet. Spät abends sind wir in Bromberg. Ein Feldpost-Autobus der Wehrmacht hat uns bis hierhin mitgenommen. Die Stadt dürfen wir nicht mehr betreten, da Ausgangssperre für zivile Personen herrscht. So bleibe ich im Wartesaal des Bahnhofes und schlafe auf dem harten Parkett fast so gut wie in einem Himmelbett.

Der nächste Tag bringt mich über Thorn nach Kulmsee. Im dortigen Altersheim verbringe ich die letzte Nacht meiner Irrfahrt. Trübe und regnerisch ist der nächste Tag, aber für mich ist er der sonnigste, denn ich gehe ja nach Hause! Da jede Verkehrsmöglichkeit fehlt, nehme ich die letzten 30 Kilometer zu Fuß in Angriff. Das wird schon gehen. Aber ich habe Glück, ein Auto nimmt mich ein Stück mit und setzt mich bei einer bekannten Familie in Stolno ab.

Heimkehr

Meine Bekannten sitzen gerade beim Mittagessen, als ich die Tür wie gewöhnlich ohne viel Anmeldung aufmache. Der Löffel entsinkt ihren Händen, groß schauen mich zwei Augenpaare mit ungläubigem Staunen und Verwunderung an. Auch ich bin im Augenblick derart verwirrt, daß ich jeden Gruß vergesse und nur stumm in den Raum starre. Endlich löst sich das Schweigen auf seiten meiner Bekannten, und eine Frage klingt mir zitternd entgegen: „Was willst du hier, du lebst doch gar nicht mehr. Man sucht doch deine Leiche, um dich zu begraben, und nun geisterst du hier herum?"

Ich kann vor Erstaunen über das Gehörte noch immer keine Worte finden. Das einzige, was ich herausbringe, ist ein „Guten Tag". Das aber sind die erlösenden Worte: denn nun bin ich kein Geist mehr, sondern Mensch aus Fleisch und Blut und erfahre tropfenweise, wie es zu diesem sonderbaren Empfang gekommen ist. Tot bin ich, tot für die Menschen meiner Heimat. Erschossen am 4. September in der Blutnacht bei Podzamcze. So hat es Kamerad Baumann bei seiner Rückkehr erzählt. Eisiger Schrecken fährt mir durch die Glieder. Wie haben wohl meine Angehörigen diese Nachricht aufgenommen? Langsam erfahre ich, daß meine Eltern schwer unter dieser Nachricht zusammengebrochen sind, daß meine Frau nach meiner Leiche sucht, die in einem Massengrab liegen soll, aber bisher noch nicht identifiziert worden ist.

Es ist schon ein sonderbares Gefühl, wenn man als Toter plötzlich unter den Lebenden auftaucht. Lange dauert es, bis wir uns alles erzählt haben. Immer wieder wundere ich mich, daß der Kamerad Baumann wirklich schon zurück sein soll; denn ich glaubte ihn in jener Blutnacht schwer verwundet und dann ermordet.

Ich schicke einen Boten mit einem Brief zu meinen Angehörigen und teile ihnen mit, daß ich im Laufe des Tages bei ihnen ankommen werde. Damit will ich sie etwas darauf vorbereiten, um ihnen einen Schrecken zu ersparen.

Hier auf dem Gut Stolno werde ich von allen anderen bekannten Familien immer noch wie ein Geist bestaunt. Niemand will so recht glauben, daß ich es wirklich bin, zumal man heute die Leiche des Gutsherrn, der mit mir zusammen von Thorn verschleppt wurde, in einem Massengrab gefunden und nach Hause geholt hat.

Am Nachmittag trete ich die letzte Etappe meiner Odyssee an. Auf halbem Wege kommt mir schon ein Wagen entgegen, um mich schneller nach Hause zu holen. Von den Angehörigen ist noch niemand dabei. Meine Frau ist mich suchen gegangen und meine Eltern haben vor lauter Freude wohl gar nicht daran gedacht, mir entgegenzukommen. Wie ein Lauffeuer hat sich meine Heimkehr herumgesprochen. Überall an der Straße stehen Menschen, die mich freudig begrüßen oder mit Tränen in den Augen nach dem Verbleib ihrer Angehörigen fragen. Leider kann ich keinerlei Auskunft geben, da ich nach meiner ersten Flucht keinen einzigen von den Kameraden, die mit mir aus Unislaw gezogen sind, wiedergesehen habe.

Nun aber bin ich zu Hause. Der Wagen biegt auf den Hof. Die ganze Familie steht in Erwartung des Totgeglaubten auf der mit Tannengrün geschmückten Treppe. Auch meine Frau ist da, sie hatte unterwegs von meiner Rückkehr erfahren und sofort kehrtgemacht.

Das Wiedersehen ist unsagbar freudig und herzlich. Es ist ein Wiedersehen in der von allem Terror und aller Not befreiten Heimat, einer Heimat, die nun wieder ein Stück des Deutschen Reiches ist.

Eine wahre Völkerwanderung setzt nun ein, ein Strom von Menschen aus dem ganzen Kreis, der mich am selben Abend noch aufsucht, um nach ihren Angehörigen zu fragen. „Ich weiß nicht", ist alles, was ich ihnen sagen kann und darf, denn mit Halbwahrheiten und trügerischen Hoffnungen ist ihnen nicht gedient. Viele werden noch kommen, viele nicht – wer will das jetzt schon wissen.

Der Abend senkt sich über das Land. Ich bin heimgekehrt, und es erscheint mir immer mehr als ein großes Wunder, je mehr meine Gedanken noch einmal jene Straßen des Grauens ziehen. 21 Tage bin ich fort gewesen. Ein Leben lang aber wird diese Zeit in mir nachklingen.

Vier Monate sind dann noch nötig, um unter ärztlicher Behandlung meine Wunden auszuheilen und den Arm wieder gebrauchsfähig zu machen. Wenn jetzt an den langen Wintermonaten die Stürme klagend um das Haus ziehen, die Lampe im warmen Stübchen ihr vertrautes Licht verbreitet, dann sind meine Gedanken noch oft auf dem Marsch nach Osten.

Über die Seele kommt dann ein Träumen
von dem endlosen Marsch durch die Not
auf den Straßen, die Tausende Gräber säumen,
und mit uns, da zog der Tod.



Der neuntägige Verschleppungsmarsch Otto Bäckers begann in seinem Heimatort Groß Lunau und endete in Lowitsch. Da die Verschleppten oft über Land- und Feldwege mit weiten Umwegen getrieben wurden, wird die tatsächlich zurückgelegte Strecke bedeutend länger gewesen sein als die hier angegebenen Straßenkilometer. Insgesamt dürfte Otto Bäcker weit über 250 Kilometer zurückgelegt haben.

Andere Märsche durch die polnische Hölle

Bernhard Lindenblatt

Die folgenden Ausschnitte aus anderen Berichten Überlebender sollen zeigen, daß die erschütternden Erlebnisse Otto Bäckers bei den Verschleppungsmärschen keinen Einzelfall darstellen, sondern als allgegenwärtige Erscheinung jener Tage einzustufen sind. Von all denen, die nicht überlebten, hätten einige gewiß noch Schlimmeres berichten können. Das bezeugen die Unmengen der bis zur Unkenntlichkeit zerschlagenen und oft nur oberflächlich verscharrten Leichen, die medizinisch untersucht wurden. Ihre aufgeschlitzten Leiber, die ausgestochenen Augen und andere Indizien für unglaubliche Bestialitäten, die abgeschnittenen Finger, um die Ringe zu rauben, die tief in das Fleisch eingeschnittenen Fesseln, die lebendig Begrabenen, all diese entsetzlichen Verbrechen klagen die Polen auf eine Weise an, wie sie in unserer menschlichen Sprache nicht ausgedrückt werden kann, weil die Worte dafür fehlen.

Verschleppung aus Hohensalza

Bankdirektor Reinhold Wittek aus Hohenzalza (Inowraclaw) wurde am 1. September in seinem Büro verhaftet. Der unverschämt auftretende Polizist begleitete Wittek aber in seine Wohnung, damit er einen Koffer mit zusätzlicher Bekleidung sowie Eßwaren mitnehmen konnte. Von der Polizeistation, wo schon einige Leidensgefährten versammelt waren und laufend weitere hinzukamen, ging es auf einen Sportplatz, der als Sammelstelle diente.

Einzeln und gruppenweise trafen weitere Verhaftete ein. Von umliegenden Orten wurden viele auf Wagen herangebracht. Ein Mann, der an Kopf, Gesicht und Händen blutete, wurde von vier anderen getragen. Eine Horde Halbwüchsiger hatte ihn mit Stöcken und Zaunlatten so lange geschlagen, bis er bewußtlos war. Eine Frau, die, wie deutlich zu sehen war, in naher Zeit ein

Kind erwartete, führte einen zehnjährigen Jungen an der Hand und stellte sich zu der Frauengruppe.

„Als es schon dämmerte, erblickte ich einen Mann, der auf einer kleinen Holzkiste saß. Er hatte den Kopf in die Hände und die Ellenbogen auf die Knie gestützt; in seiner Haltung war etwas, was einem das Herz zusammenzog. Wie ich hörte, hatten die Polen vor seinen Augen einen Sohn erschossen, die Tochter mit dem Bajonett niedergestochen und den Vater fortgerissen. Er hatte die Tochter so liegenlassen müssen, wie sie schreiend niedergesunken war und wie wir nicht einmal ein Tier zurücklassen. Der Vater wußte nicht, ob sie noch lebte oder an den Wunden gestorben war."

Etwa eine Stunde vor Mitternacht begann der Marsch zum Bahnhof. Die Straßen der Stadt waren verhältnismäßig leer, füllten sich aber in kurzer Zeit. Einzelnes Rufen schwoll in wenigen Minuten zu einem unmenschlichen Geheul an. Die Posten stießen die ersten, die auf die Marschierenden einschlagen wollten, zurück, aber sie hatten keine Macht, die wüsten Beschimpfungen des wilden Volkes zu verhindern, das wie eine Meute hechelnder Hunde den Zug zu beiden Seiten begleitete. Aus der Dunkelheit flogen die ersten Steine, denen sogleich die ersten Schmerzensschreie folgten. Noch versuchten die Polizisten die Herandrängenden, die mit Knüppeln auf die Verhafteten einschlugen, abzuwehren, aber deutlich zeigte sich, daß sie es nur widerwillig taten.

„Wir hörten nun zum ersten Male die Worte, die uns auf unserem Weg durch Polen begleiten sollten [...] So stumpf wir auch bald geworden waren, so wehrte sich doch unser Ehrgefühl [...] Wir waren diesem Staat stets treue, viel zu treue Bürger gewesen.

‚Verräter! Spione!' heulte es aus der Menge. ‚Sie wollen den Deutschen Signale geben. Was treibt ihr sie noch weiter? Erschießt sie, gebt sie uns, wir machen sie fertig, die Hurensöhne, die Hitlerschweine.' Die Schimpfworte steigerten sich so, daß es nicht möglich ist, sie wiederzugeben. Vor allem war es ein Wort, das immer wiederkehrte, das viele von uns nicht kannten und darum nicht verstanden, bis dann ein Kenner der polnischen Sprache sagte, es bedeute soviel wie ‚verwesende Hundeleichen'."

Wittek war in der ersten Abteilung gewesen, die vom Sportplatz aufgebrochen war. Eine halbe Stunde später kam die zweite Gruppe an, der es bedeutend schlimmer ergangen war. Die Stadt war inzwischen aufgewacht, und die Polen fielen mit Stöcken und Steinen über die Deutschen her. Hinter ihnen drangen sie auf die Bahnsteige, und hier, wo sich die Kolonne auflöste, um in die Güterwagen einzusteigen, gerieten die Verfolger in eine wahre Raserei.

„Polnische Männer und Weiber, vor Haß und Wut ohne alle Besinnung, schlugen und traten um sich, spien und kratzten, sie schlugen mit Knüppeln und Stangen gegen die Wagenwände [...] während die Deutschen sich gegenseitig schnell in die Wagen halfen [...]

Plötzlich erblickte ich die schwangere Bäuerin, die am Nachmittag mit ihrem Knaben zu den Verhafteten gestoßen war. Sie lief mühsam an der Wagenreihe entlang, von zwei polnischen Weibern keifend verfolgt [...] Ich

sprang auf den Bahnsteig hinunter, zog die Frau heran, da war auch ihr Mann mit dem Söhnchen da, wir schoben die Frau in den Wagen hinauf, oben packten zwei Männer zu, zogen sie hinein, wir reichten das Kind hinauf, der Bauer, der am Kopf und an den Lippen blutete, torkelte hinterher, dann zogen sie auch mich wieder in den Wagen hinein [...]

Einer der sieben Polizisten im Wagen gab nun Befehle, sie ergriffen ihre Gewehre und stiegen auf den Bahnsteig hinaus, auf dem sich gerade eine starke Rotte Polen dem Wagen näherte, offenbar von den zwei Weibern herangeholt, die die deutsche Bäuerin geschlagen hatten. Steine flogen in die Türöffnung und an die Wagenwände [...] Ein Polizist brüllte Befehle, und die Türen wurden zugeschoben [...]

Wir hörten einen wilden Wortwechsel und die Stimme des Kommandoführers, aber die Menge tobte und schrie weiter [...] Wie immer waren es einige Schreier, die sich besonders hervortaten und die der Beifall der anderen zu immer neuen Beschimpfungen aufstachelte. Keine war so irrsinnig, so beleidigend oder obszön, daß sie nicht mit Jubelgeschrei aufgenommen und wiederholt worden wäre. Vor allem kam immer wieder die Aufforderung an die Wachleute: ‚Gebt sie uns heraus, wir werden ihnen die Bäuche aufschlitzen, wir werden ihnen die Augen auskratzen, wir werden ihnen die Nasen einschlagen.'

Es sind nur die mildesten Äußerungen, die ich hier wiedergebe, denn die anderen lassen sich nicht wiederholen, aber wir hörten und verstanden sie alle. Jeder derartigen Drohung heulte die Menge in tierischen Lauten Beifall [...] Dazu hörte man, wie überall Steine gegen die Wagenwände flogen oder Stöcke und Latten dagegendonnerten [...] Schließlich stiegen die Polizisten wieder ein, und der Zug setzte sich in Bewegung. Das Toben und Heulen auf dem Bahnsteig stieg noch einmal zu einem satanischen Gebrüll an, dann blieb es langsam zurück [...] Einer der Beamten sagte, es gehe nach Thorn."

Am nächsten Morgen, während deutsche Bomber den Thorner Bahnhof angriffen, hielt der Zug in einiger Entfernung davor. Der Transport sollte nach Leslau (Wloclawek) gehen. Da die Hauptbahnlinie an diesem zweiten Kriegstag schon nicht mehr befahrbar war, sollte über Lipno und Kutno gefahren werden. Aber auf den Vorschlag Witteks ließ der Sergeant die ihm unterstellte Gruppe – es waren 14 Mann – in Lipno aussteigen, um von dort mit einem Bus die etwa 25 Kilometer nach Leslau zu fahren, statt den 200 Kilometer langen Umweg über Kutno zu machen. Die Anwesenheit von 14 verhafteten Deutschen auf dem fast menschenleeren Bahnhof mußte sich in Windeseile verbreitet haben, denn in wenigen Minuten hatte sich eine Volksmenge angesammelt. Nur unter Aufbietung aller Energie und der Drohung zu schießen konnte der Sergeant mit seinen sechs Polizisten verhindern, daß die Deutschen gelyncht wurden. Erst bei völliger Dunkelheit wagte der Sergeant die Gruppe durch die Stadt zu einigen Panjewagen zu führen; einen Bus hatte er nicht auftreiben können. Noch in der Nacht erreichten sie das Gefängnis in Leslau, wo der Sergeant seine Gefangenen ablieferte. Unter den polnischen Polizisten hatte sich dieser als eine seltene Ausnahme gezeigt; er hatte sich stets korrekt und menschlich benommen. Die ihm anvertrauten Ge

fangenen hatte er vor schweren Verletzungen bewahrt, wahrscheinlich ihnen sogar das Leben gerettet.

Im Gefängnis mußten die Deutschen alle Sachen abgeben und erhielten die dürftige polnische Gefängniskleidung. Wittek wurde sogar die Brille abgenommen, obwohl er ohne sie fast nichts erkennen konnte. Wie allen Strafgefangenen wurden ihnen auch die Köpfe kahlgeschoren. Die Behandlung im Gefängnis war korrekt, das Essen bescheiden, aber ausreichend. Als die deutschen Truppen näherrückten und auch eine Bombe in den Gefängnishof gefallen war, wurde das Gefängnis in der Nacht zum 6. September überstürzt geräumt und die Gefangenen, in ihrer dünnen Bekleidung, ohne ihre eigenen Sachen wiederzuerhalten, auf Panjewagen zum Sammellager Chodsen gebracht. Der weitere Weg des Hohenzalzaer Zuges ist der von Otto Bäcker beschriebene.[73]

Der Marsch der Thorner

Einer der größeren unter den vielen Verschlepptenzügen, die in diesen ersten noch hochsommerlich heißen Septembertagen über die staubigen Landstraßen Polens gehetzt wurden, war der aus dem Thorner Gebiet. Den ersten Teil des Weges, etwa 30 Kilometer, war auch Otto Bäcker in dieser Marschkolonne, bis er nach dem nächtlichen Massenmord zwischen Alexandrowo und Nieszawa fliehen konnte und nach erneuter Verhaftung in einen Zug aus Westpreußen geriet, der in Nieszawa der Bromberger Kolonne angeschlossen wurde.

Dieser Zug wurde im Thorner Polizeigefängnis zusammengestellt. Unter den Verhafteten befanden sich der Führer der Thorner Deutschen Vereinigung, Langner, und der Führer der Thorner Jungdeutschen Partei, Kittler, der Fabrikbesitzer Dr. Konrad Raapke und weitere prominente Deutsche. Am 3. September, nach Einbruch der Dunkelheit, wurden alle Verhafteten aus den völlig überfüllten Zellen und anderen Räumen hinausgetrieben und in stundenlangem planlosem Durcheinander zu einer Marschkolonne zusammengestellt. Weitere Gruppen aus anderen Unterkünften kamen dazu, darunter auch die mit Otto Bäcker.

Allmählich sammelte sich auch die Begleitmannschaft, die aus zwei Kompanien Junaki bestand. Diese waren Jugendliche einer vormilitärischen Organisation, die von einem Kapitän der Armee geführt wurden, dem noch etliche Unteroffiziere beigegeben waren. Kurz vor dem Abmarsch kamen noch einige Polizisten dazu, so daß die Eskorte 250 Mann zählte. Unter den etwa 600 Deutschen waren zahlreiche 80jährige und 60 Frauen. Eine hatte ihr vierjähriges Töchterchen bei sich.

Endlich setzt sich der Zug in Bewegung. Zu beiden Seiten geht eine Reihe Junaki, die langen dreikantigen Bajonette auf die Gewehre gesteckt. Am Schluß folgen 50 Soldaten, die dafür sorgen, daß jeder Zurückbleibende nicht lebend davonkommt. Die ganze Nacht wird ohne Halt durchmarschiert; Sprechen und Umsehen sind strengstens verboten. Wer erschöpft niederfällt,

dem darf niemand helfen, denn auch das ist verboten. Schon in dieser Nacht bleiben die ersten Toten am Straßenrand liegen. Am Morgen erreicht die Kolonne Alexandrowo, wo die stöckeschwingenden Haufen der Polen schon ungeduldig auf ihre Opfer warten.

Hinter der Stadt, nicht weit vom Bahnhof, werden die übermüdeten Deutschen in einen langen hölzernen Schuppen geführt, der einst als Tabaklagerhalle gedient hatte. Auf dem verschmutzten kahlen Bretterboden dürfen sie bis zum Abend ruhen, denn wegen der deutschen Flugzeuge wagen sich die Polen am Tage nicht auf die Straße. Ein Haufen wild schreiender polnischer Zivilisten ist der Kolonne bis hierher gefolgt und wirft Steine durch die leeren Fensteröffnungen. Sie werden schließlich durch einige deutsche Flugzeuge vertrieben, die Bomben auf den nahen Bahnhof werfen. Den volksdeutschen Führern gelingt es sogar, beim Kapitän zu erreichen, daß für die Kranken und nicht Marschfähigen Wagen beschafft werden. In der Dämmerung kommt der Befehl zum Antreten, und alle stellen sich in Viererreihen im Schuppen auf.

Der folgende Vorfall, der auch im Bericht Otto Bäckers eingehend beschrieben ist, wird von Edwin Erich Dwinger in seinem Buch *Der Tod in Polen*, nach den Angaben eines anderen anwesenden Zeugen, so dargestellt: „Während sie noch auf den Abmarsch warten, stöhnt plötzlich ein alter Mann, daß er nicht mehr gehen könne. Dies wird dem weiter vorn stehenden Langner durchgegeben. Dieser flüstert über Kittler dem Arzt Dr. Bräunert zurück, daß er sich zu den Wagen mit den Kranken begeben könne. In dem Augenblick springt ein Mann aus dem Zuge, verlangt sofort den Kapitän zu sprechen, da er soeben eine gefährliche Verschwörung mit angehört habe. Es ist anscheinend einer von jenen Polen, die sich als Spitzel in jedem Zug befinden. Der Kapitän erscheint und fragt, wer geflüstert hat. Der Spitzel weist auf Langner, Kittler, Bräunert und Thom.

Langner erklärt der Wahrheit gemäß, was sie miteinander besprochen haben, geflüstert hätten sie nur deswegen, weil das Sprechen ja an sich verboten sei. ‚Wenn es verboten ist, warum tut ihr's dann?' ruft der Kommandant. ‚Es handelt sich um einen Sterbenskranken, Herr Kapitän', sagt Kittler [...] ‚Hinaus mit diesen vier hundsblütigen Hitlerowzys!' brüllt dann der Kapitän. Ein Dutzend Junaki umringt sie, treibt sie mit Schlägen hinaus [...] Als letzten Anblick sieht der Zug von seinen Führern nur Gesichter, die sich mit Blut bedecken [...]"

Inzwischen ist es dunkel geworden, und der Zug setzt sich in Bewegung. Da keine Schüsse gefallen sind, wird angenommen, daß die vier Deutschen erstochen worden sind. Die Stelle der ausgefallenen Führer hat der Gursker Pfarrer Dietrich übernommen.

„Nach einer Stunde Marsch fallen bei der Vorhut plötzlich Schüsse – ist sie wider Erwarten doch auf deutsche Truppen gestoßen? Die Eskorte scheint das im ersten Augenblick zu meinen, und wie eine Art Wahnsinn bricht bei allen eine panische Raserei aus [...]

Der ganze Zug wirft sich sofort in den Staub, aber auch das vermag die Wachen nicht zu beruhigen. Sie halten ihre Gewehre in die dunkle Masse

auf dem Boden, schießen einige Minuten lang mit wildem Schnellfeuer in sie hinein. Ein fürchterliches Schreien erhebt sich aus den Liegenden, viele sind tödlich getroffen, andere schlagen mit schrecklichen Verwundungen um sich [...]

Endlich legt sich das Schießen [...] Es waren keine Deutschen, nur eine Angstpanik. ‚Auf!' heißt es wieder, ‚die Reihen schließen!' Was sich noch erheben kann, rafft sich empor, einige stehen in Blutlachen Erschossener, andere kommen nur bis auf die Knie [...] Allmählich formen sich die Glieder wieder, man tritt über die Toten hinweg, geht um die Sterbenden herum, fast in jedem Glied fehlt einer [...]"[74]

Kaum hat das Ende des Zuges die letzten am Boden liegenden Deutschen hinter sich gelassen, fängt dort ein grausames Morden an. Alle Schwerverwundeten, an denen noch irgendwelche Lebenszeichen zu erkennen sind, werden erschlagen oder erstochen.

Der Marsch wird immer härter. Die Junaki denken sich, neben dem „normalen" Schlagen und Stechen, noch weitere Schikanen aus, um ihre Opfer noch mehr zu schinden. Als letzte Quälerei müssen sie mit den Händen auf dem Rücken marschieren, was nach einiger Zeit starke Schmerzen in den Schultern verursacht. Im Morgengrauen erreichen sie endlich den großen Gutshof Jarantonice, der voller polnischer Soldaten steckt. Die Frauen werden in einer Wagenremise untergebracht, die Männer so eng in die Pferdeställe gepfercht, daß nicht alle liegen können. Als Pfarrer Dietrich sie zählen läßt, sind es über 50 weniger als am Abend. Unter den Fehlenden befand sich auch Otto Bäcker.

Während sich die Junaki in der Umgebung mit Lebensmitteln versorgen, gibt es für die Deutschen auch an diesem Tag nichts. Am Nachmittag gelingt es, von herumstehenden Polen ein paar Körbe Äpfel zu kaufen. Es ist unreifes Fallobst, das sie in dem großen Garten des Gutes aufgelesen haben – zehn Stück für einen Zloty. Einer kommt mit einem Brot: „Zwanzig Zloty gebt..." Der eigentliche Preis ist ein Zloty und ein paar Groschen, aber er erhält die verlangten zwanzig. Ein Polizist, der den Handel sieht, drängt sich menschenfreundlich heran. „Gebt 80 Zloty, ich bring vier!" Einige warnen, die schon ihre Erfahrungen mit „hilfsbereiten" Polen gemacht haben, aber der Hunger ist zu groß. 80 Zloty werden gesammelt, aber die vier Brote kommen nicht.

Die Frauen dürfen Essen für die Wachmannschaft kochen und bekommen dabei selbst auch etwas von der Suppe ab. Wenn sie auch nicht satt werden, so können sie sich wenigstens am Kartoffelwaschwasser satt trinken. Die Männer erhalten nichts. In den Ställen wird es unerträglich heiß. Der Pferdemist heizt von unten, die Sonne von oben; der Ammoniakdunst steigt beizend in die Lungen, und Myriaden von Fliegen plagen die Menschen. Als die Polen ihre Pferde tränken, fleht ein alter Mann verzweifelt um Wasser. „Polnisches Wasser euch?" ruft der Soldat. „War euch der polnische Staat nicht gut genug, braucht ihr auch kein polnisches Wasser!"

Als es dunkel wird, kommt kein Befehl zum Aufbruch; erst am nächsten Abend geht es weiter nach Leslau. Dort treibt man den Thorner Zug in die

gleiche Turnhalle, in der die Kolonne aus Bromberg die Nacht zum 6. September verbracht hatte. Während die Junaki noch immer nachts marschieren, treiben die Strzelce ihre Kolonnen bei Tage weiter. Auch an diesem Tag, dem 7. September, gibt es nichts zu essen und auch nichts zu trinken.

Der nächste Nachtmarsch ist für die durch Hunger und Durst geschwächten Menschen eine schreckliche Qual, bei der die Delirien beginnen. Pfarrer Dietrich, von einem mürrischen Wachtmeister begleitet, geht den Zug mehrmals ab. Sieht er einen, der allzu sichtbar hin und her schwankt und auch keinen kräftigen Nebenmann in seiner Reihe hat, bringt er ihn selbst zu einem der Wagen am Ende des Zuges. Manchmal muß er beim nächsten Gang feststellen, daß der erschöpfte Mann nicht mehr auf dem Wagen sitzt, dennoch darf er keine Frage nach seinem Verbleib stellen. Das wäre auch unnötig, er weiß, was mit ihm geschehen ist: Will sich ein Junak ausruhen, geht er zu einem der Wagen. Ist dort kein Platz mehr frei, reißt er einfach einen der Männer herunter und setzt sich an seiner Stelle darauf, während seine Kumpane den Unglücklichen nach ein paar Bajonettstichen in den Graben schleifen. Auf diese Weise reichen die Wagen stets für die Kranken aus. Trotz dauernden Zugangs bleibt ihre Zahl immer gleich.

Neben der Kolonne der Verschleppten flieht die polnische Zivilbevölkerung nach Osten. Einige Truppenverbände marschieren in entgegengesetzter Richtung. Als im ersten Morgengrauen ein paar Flugzeuge erscheinen, wirft sich alles auch ohne Befehl in den Graben. Von dem angrenzenden Feld gelingt es vielen, eine Rübe auszureißen, die beim Weitermarsch mitsamt den Blättern verzehrt wird.

In der Nähe von Kutno wird der Thorner Zug im Kuhstall eines Gutes untergebracht. In einem verschmutzten Betonbecken finden sie etwas Wasser, das kaum für die Hälfte der Leute für einen Schluck reicht. Dr. Raapke kann von einem Bauern für einen hohen Wucherpreis eine große Kanne Milch einhandeln. Sie besteht zwar zu zwei Dritteln aus Wasser, aber nun bekommen auch die übrigen ihren Schluck. Überraschenderweise zeigt der Kommandant einen Zug von Menschlichkeit und erlaubt Pfarrer Dietrich, ein kleines Schwein und einige Zutaten für teure Zlotys vom Gut zu kaufen. Nach der schrecklichen Hungerzeit soll es die erste Suppe geben. Gern geben die hungernden Menschen ihr letztes Geld her – es wird Suppe geben, Suppe mit Fleisch!

In größter Eile machen sich die Frauen über das Schwein her, denn alle fürchten, daß es nicht rechtzeitig gar wird. Aber gewiß werden die Polen mit dem Abmarsch warten, bis alle gegessen haben. Hätten sie sonst das Kochen erlaubt? Während in der Gesindeküche ein großer Kessel brodelt, prüft ein Wachtmeister wiederholt den Kochvorgang. Als er meint, die Suppe sei fertig, schiebt sich die Wachmannschaft der Junaki um die Küche, und fast jeder läßt sich sein Eßgeschirr zweimal füllen. Kaum hat die letzte Gruppe de Polen gegessen, ertönt der gefürchtete Ruf: „Abmarsch!"

Eiligst füllen die Frauen noch die wenigen Gefäße, die sie bei sich haber und können den kleinen Rest auch noch zu den Männern in den Stall brin

gen. Aber nur wenige können noch schnell etwas in ihre Konservendosen füllen. Weil das Antreten dadurch verzögert wird, geht ein Wachtmeister wütend auf den Kübel zu und stößt ihn mit einem Fußtritt um. Die halbverhungerten Männer sehen, wie der Rest der köstlichen Nahrung im Pferdemist versickert. „Jetzt wird es wohl schneller gehen!" schreit der Wachtmeister, und mit der Pistole in der Hand treibt er die Männer aus dem Stall.

Der Marsch dieser Nacht bringt den Zug in die modern eingerichtete große Zuckerfabrik Dobrzelin, wo die Verschleppten von den polnischen Arbeitern belästigt und geschlagen werden. Die Wachmannschaft hat aber Angst vor Fliegerangriffen; schon nach zwei Stunden geht es einem nahen Walde zu, um dort zu lagern. Aber schon auf dem Weg kommt der Gegenbefehl: „Im Eilmarsch zur Bahnstation Zychlin!" Der bisherige Marsch war schon mehr als ein Eilmarsch, was jetzt folgt, ist eine Todeshetze. Die Junaki brüllen und schlagen, bis sie die 500 Gefangenen im Laufschritt haben. Zu Dutzenden brechen die abgehetzten Menschen zusammen, und das pausenlose Knallen an Ende des Zuges wirkt auf die Gejagten wie Peitschenschläge.

In Zychlin steht tatsächlich ein Zug unter Dampf, in den die Männer zu je 62 in die Güterwagen gepfercht werden, die Frauen dürfen in die angehängten Personenwagen. Von hier sind es 120 Bahnkilometer bis Warschau, der Zug könnte also in drei Stunden dort sein. Als er sich schließlich in Bewegung setzt, hält er in kurzen Abständen wieder für lange Zeit. Nach etwa 15 Kilometern Fahrt werden alle auf freiem Feld wieder hinausgejagt, und in einem neuen Eilmarsch in die Kleinstadt Leonzyn getrieben. Wieder bleiben Dutzende erschlagen oder erstochen auf dem Weg liegen. Aus irgendeinem Grund soll hier nicht geschossen werden.

In Leonzyn werden alle in einem Feuerwehrhaus untergebracht, wo sich zu ihrer grenzenlosen Freude eine Wasserleitung befindet. Nachdem sich alle sattgetrunken haben, wickeln sie die Lappen von den wundgelaufenen Füßen. Bei den meisten sind Zehen und Fersen nur noch eine rohe eitrige Masse. Nach der Säuberung reißen sie aus ihren verschwitzten, schmutzigen Hemden die besten Stücke heraus und wickeln sich die Füße von neuem ein.

Ohne etwas zu essen zu erhalten, geht es nachts weiter. Die Bzura wird durch eine Furt überquert; zerschossenes Kriegsgerät und das Aufleuchten und Dröhnen des Artilleriefeuers zeigen an, daß die Kampffront nahe ist. Die große Eile hat nachgelassen, denn die Junaki haben dagegen protestiert, da sie trotz ihrer wohlgenährten Körper das Tempo nicht durchhalten können. In dieser Nacht, nach einer kurzen Rast auf dem Gut Lomna, das dem Bruder des Staatspräsidenten Moscicki gehört, wird das Städtchen Blonie erreicht. Von hier geht es schon am Morgen weiter. Um 16 Uhr rasten die erschöpften Menschen kurze Zeit im Park des Klosters Ojzow Marianny in Warschau.

Der weitere Weg zum Gefängnis Dzielna in der Innenstadt ist ein Gang durch die Hölle. Am schlimmsten ist es an den schmalen Durchgängen durch die errichteten Straßenbarrikaden. Ein brüllender Haufen Soldaten und Zivilisten steht darauf, davor und dahinter. Steine, Holzstücke und

alles, was geworfen werden kann, prasselt auf die Kolonne nieder. Am Durchgang schlagen sie von oben herab auf die eilig durchhastenden Deutschen. Einige haben noch schnell ihre Jacken ausziehen können, die sie um den Unterarm gewickelt, schützend über den Kopf halten. Im Laufschritt erreichen sie endlich zerschlagen und blutend den rettenden Gefängnishof.

Nicht alle haben diesen letzten Lauf geschafft. Wer unter den Schlägen zusammenbrach, auf den stürzten sich die Polen und schlugen seinen Kopf zu einem blutigen Brei. Die zerschundenen Füße dieser Opfer, die bei jedem Schritt furchtbar schmerzten, hatten sie bis hierher getragen; sie hatten die grausamen Märsche, den schrecklichen Durst, den Hunger und die drohenden Bajonette der Junaki überlebt – um hier totgeschlagen zu werden. Ihre Mörder sind die Bewohner einer europäischen Hauptstadt, von denen jeder einzige hundertprozentig überzeugt ist, einem christlichen Kulturvolk anzugehören.

Im Gefängnis werden je zehn Mann in eine Zelle eingewiesen, die für drei Personen vorgesehen ist. Das ist jedoch mehr Raum, als ihnen oft vorher zugebilligt worden war. Die Behandlung ist korrekt, das Essen ausreichend.

Am Tag der Kapitulation Warschaus, dem 27. September, erklärt ein Oberst: „Sie sind frei, Sie können gehen…“

Wohlweislich wagt sich keiner auf die Straße, die Häftlinge bitten um eine Eskorte zu ihrem Schutz. Am nächsten Tag bringt sie ein polnischer Major zu der deutschen Front. Jeder fünfte des Thorner Zuges hatte den Marsch nicht überlebt. Im Vergleich zu anderen Verschlepptenzügen waren seine Verluste aber noch gering einzustufen.

Die polnische Bevölkerung Warschaus, die vor einigen Tagen noch wehrlose Deutsche mit unglaublicher Brutalität totgeschlagen hatte, nimmt nun ohne Scham die deutschen Lebensmittelzuteilungen in Empfang. Die Großküchen des Hilfszugs Bayern, der unverzüglich herbeigeeilt war, geben täglich 160.000 warme Mahlzeiten und große Mengen Brot aus.

Der Marsch der Bromberger

Schon am 1. September waren in Bromberg sogenannte Evakuierungszüge zusammengestellt worden, die ursprünglich mit der Bahn nach Osten gehen sollten. Wegen der Behinderung des Bahnverkehrs durch die deutsche Luftwaffe wurden dann alle zu Fuß in Marsch gesetzt. Der große Verschlepptenzug der Bromberger wurde im ehemaligen Reichskriegerwaisenhaus zusammengestellt. Die Festnahmen hatten sich noch in halbwegs normaler Form abgespielt.

In der Nacht zum 2. September füllten sich die Säle des Waisenhauses immer mehr. Am Vormittag wurde auch der Vorsitzende der deutschen Vereinigung, Dr. Hans Kohnert, eingeliefert. Er setzte sich selbstlos für die Verhafteten ein, was bald mit immer größerer Lebensgefahr verbunden war. Weiter waren hier die Führer der volksdeutschen Bewegung Adelt und Frei-

herr v. Gersdorff, der bekannte Bromberger Chirurg Dr. S
Wenger, der Leiter der deutschen Paßstelle in Bromberg,
tärin, Fräulein Müller. Die zuerst Angekommenen hatten
allem Lebensmittel mitnehmen können. Die letzten hatten
mal ihre Schuhe anziehen dürfen.

Die ersten Bomben, die am Nachmittag des 2. Septembe
len, versetzten die Wachmannschaften in Panik. Angstvoll
regt stürmten sie mit aufgepflanztem Bajonett in die Säle
Deutschen, sich niederzulegen. Da nicht genug Platz wa
teilweise übereinanderlegen. „Wer sich aufrichtet, wird s
schrie ein Offizier wiederholt.

Gegen 15 Uhr müssen alle auf dem Hof antreten. Eine A
sten Männer werden herausgesucht und an den Händen z
dergefesselt. Ohne Fesseln haben die Polen anscheinend
Nach der Androhung, daß jeder Fliehende sofort erschoss
Gliedern zu vieren abmarschiert. Vorn gehen die Männer,
en, insgesamt 800 Personen. Unter den Männern sind Grei
Kleinstkinder, die getragen werden müssen. Die 200 M
mannschaft besteht hauptsächlich aus Angehörigen der ha
gendverbände, einer Anzahl Polizisten und Hilfspolizisten,
vil und mit rotweißen Armbinden ausgestattet. Auf jec
Deutschen kommt also eine Bewacher.

Auf der Straße warten schon Haufen der Polen, die eir
gasse gebildet haben und wild auf die wehrlosen Mensche
nige erkennen einen bekannten polnischen Arzt darunter
zerrtem Gesicht wie ein Irrer auf die Gefangenen schlägt. A
es die Spitze des Zuges, die mit den Armen schützend üb
eingezogenem Nacken den Weg durch die tobende Me
Auch den Frauen geht es nicht viel besser. Die Polenweiber
und spucken, einige krallen sich in den aufgesteckten H
fest, reißen sie herunter und lassen sich förmlich mitschlep
mit einem Säugling auf dem Arm, die man in die Mitte ge
sie wenigstens etwas schützen zu können, will eine kreis
Kind entreißen. Mit zerkratzten Gesichtern, zerzausten Ha
nen Kleidern – einigen sind ganze Ärmel aus den dünnen
, mit Dreck beworfen und zum Teil blutig geschlagen, sehe
als wären sie schon monatelang auf der Landstraße. Das all
heulenden Geschrei begleitet, dessen Grundakkord die u
schen Flüche bilden.

Nach einer Rast im Hof des Polizeigefängnisses marschie
der Dunkelheit ab. Den 58 Kilometer langen Gewaltmarsch
leben einige der alten Menschen nicht. Schon bei Langena
rige Leiterin der Deutschen Volkswohlfahrt, Martha Schne
ehemaligen Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika, zurück
nachtet der Zug in einem schmutzigen Saal eines Vorortes,
Geisteserkrankungen bemerkbar machen.

Zum Erstaunen aller bleibt die Kolonne auch noch den nächsten Tag in Thorn. Vergeblich versuchen die Deutschen, aus der Stadt einige Lebensmittel zu bekommen. Als sie endlich einen menschlichen Posten finden, der eine Sammlung von 100 Zloty annimmt, um ihnen dafür Brot zu besorgen, warten sie bis zur Nacht vergeblich darauf. Sie müssen erkennen, daß dieser „menschliche" Pole sie um ihr weniges Geld betrogen hat. Auch zu trinken erhalten sie nichts, wie sehr sie auch darum bitten. Seit 36 Stunden sind sie nun schon ohne Wasser.

Wenn sie wenigstens unter sich wären. Aber wie in jeden Zug, so hat man auch in diesen Spitzel gesteckt, die ein dialektfreies Deutsch sprechen. Zudem befindet sich eine Anzahl krimineller Zuchthäusler in dieser Kolonne. Um sich bei den Posten beliebt zu machen, belästigen sie die Deutschen und grölen nachts gehässige Spottlieder. Dazu geben sie die neuesten Nachrichten bekannt: „Unsere Ulanen stehen schon vor Berlin, die polnische Flotte hat die deutsche bei Gdingen vernichtet, die Franzosen sind in Frankfurt einmarschiert! Aus ist es mit euch Deutschen. Bis an die Elbe wird Polen reichen, und wer von euch Hundeleichen nicht auf dem Marsch verreckt, wird hinterher totgeschlagen..."

Am Morgen des 4. September geht es durch das geifernde, tobende und wild schlagende Volk zur Stadt hinaus. Die Begleitmannschaft hat den Befehl, alle vorbeiziehenden Soldaten zu kontrollieren, ob sie Deserteure seien. Es sieht gar nicht danach aus, als ob die polnischen Ulanen vor Berlin stünden. In Staubwolken gehüllt, die Lippen von brennendem Durst gesprungen, die Augen vom Staub entzündet, unter dem Gebrüll, den Schlägen und Bajonettstichen der Bewacher quält sich die Kolonne weiter. Die Frau mit dem vier Monate alten Säugling hält das Kind noch immer fest in ihren Armen, obwohl es schon längst gestorben ist. Zwei alte Männer brechen fast gleichzeitig zusammen. Als die Bajonettstiche der Posten sie nicht mehr hochbringen, lassen sie die beiden liegen. Bald knallen hinten die Schüsse; wer fällt, muß sterben – das ist in allen Zügen streng befolgter Befehl.

Der junge Gerhard Schreiber aus Bromberg bittet, rasch einmal austreten zu dürfen. „Austreten?! Mach dir in die Hosen!" schreit der Posten höhnisch. „Die Zeit der feinen Herren ist für euch Deutsche vorbei." In dieser verzweifelten, hoffnungslosen Situation genügt dies, um seinem Leben ein Ende zu machen. Noch ehe jemand es verhindern kann, hat Schreiber sich mit einer versteckten Rasierklinge die Halsschlagader durchschnitten.

Es gibt einen jähen Aufenthalt. Der Kommandant springt vom seinem Rad und tritt dem am Boden Liegenden mit dem Stiefel in die Seite, so daß er sich bei jedem Tritt zusammenkrümmt. Dr. Staemmler klemmt bei dem nicht tiefen Schnitt die Ader ab. Der Kommandant beruhigt sich schließlich und erlaubt sogar, daß Schreiber, von vier Kameraden auf einem Mantel getragen, in das nahe Ciechocinek mitgenommen und in das Krankenhaus gebracht werden darf. Obwohl die Wunde nach Dr. Staemmlers Urteil keineswegs tödlich ist, stirbt Schreiber dort. Wen wundert das?

In dem bekannten Solbad Ciechocinek erwartet die Deutschen schon wieder das johlende Volk. Die Soldaten hier sind hauptsächlich Ulanen, die glor-



Nach dem „Bromberger Blutsonntag" werden überall grausam zugerichtete Leichen geborgen. Oben: Am Bromberger Kanal wurden 18 ermordete Volksdeutsche gefunden, darunter zwei Kinder, denen mit Ausnahme einer einzigen die Hände auf dem Rücken gefesselt waren, Unten: Zehn verstümmelte Leichen, die in der Thorner Straße in Bromberg entdeckt wurden.

reichsten Truppen der polnischen Armee, die ganz besonders brutal auf die Deutschen einschlagen, um ihre legendäre Tapferkeit und ihr ritterliches Verhalten zu beweisen. Damit bei diesen Ortsdurchzügen nicht immer die gleichen die meisten Schläge erhalten, wechseln sich die innen Marschierenden mit den äußeren kameradschaftlich ab.

Die Nachtruhe in der ehemaligen Jugendherberge wird wieder durch Ausbrüche neuer Geisteserkrankungen und durch gehässige Reden der Sträflinge gestört. Die junge Mutter hat ihr totes Kind noch immer bei sich. Zu essen gibt es wieder nichts. Nach längerem Verhandeln erhalten sie wenigstens eine Kanne Wasser, die kaum einen Schluck für jeden hergibt. Bei einer scharfen Leibesvisitation werden alle Rasierapparate, Taschenmesser, überhaupt alle Metallgegenstände eingesammelt. „Wer etwas bei sich behält, wird sofort erschossen!" geben die Posten unentwegt bekannt. Auch hier darf niemand austreten; eine weitere Qual zu allen anderen. Ohne jede Nahrung und ohne Trinken gab es jedoch nur wenig Bedürfnisse.

Vor dem Abmarsch am nächsten Morgen geschieht etwas Unerwartetes. Den seit dem Abmarsch von Bromberg Gefesselten werden die Handschellen abgenommen. Die Handgelenke sind bei allen wundgescheuert und durch Staub und Schmutz entzündet. Die Polen hatten sich allerdings nicht aus reiner Menschenfreundlichkeit dazu entschlossen, sondern weil die Aneinandergefesselten bei den häufigen Fliegeralarmen oft übereinander stolperten und nicht schnell genug von der Straße kamen. Die Polen hatten große Angst vor den deutschen Flugzeugen. An diesem Tag bricht auch die junge, irre gewordene Mutter mit ihrem an der Brust verhungerten Kind tot zusammen.

Am nächsten Mittag lagert der Zug bei glühender Hitze erschöpft auf dem Müllabladeplatz außerhalb der Stadt Nieszawa, zwischen Thorn und Leslau in der Nähe der Weichsel. Nach einiger Zeit biegt von der Straße her, in eine Staubwolke gehüllt, unter dem Schreien, Fluchen und Schlagen der Bewacher, eine noch größere Kolonne auf die Schutthalde. In den ersten Gliedern gehen die Kräftigsten. Je länger der Zug vorbeizieht, um so gebeugter werden die Rücken der Menschen. Alte Männer hängen nur noch in den Armwinkeln ihrer Kameraden. Die Gesichter sind mit Schweiß und Staub verkrustet. Bei denen, die frische Wunden haben, ist der Dreck mit getrocknetem Blut durchsetzt. Die Kleidung ist bei allen vom Staub einheitlich grau. Die Kleider der Frauen sehen am mitgenommensten aus. Die leichten Sommerstoffe hängen in Fetzen herab. Das Schlimmste aber sind die Füße. Viele sind ohne Schuhe und haben sie mit Tuchfetzen dürftig umwickelt. Alle sind längst blutig gelaufen, entzündet, vereitert. Jeder der vielen tausend Schritte, die sie an einem Tag machen müssen, schmerzt gräßlich.

Die gehetzten, abgezehrten Menschen haben schon einen langen Weg hinter sich, denn sie kommen aus Pommerellen (Westpreußen). Wieviele Tote mögen sie wohl an den Straßenrändern zurückgelassen haben? Ein großer Teil der Westpreußen hatte das Glück gehabt, gleich am ersten Tag des Krieges von deutschen Truppen befreit zu werden. Diejenigen aber, die von den Polen noch weggetrieben wurden, mußten den längsten Weg zurücklegen

und hatten entsprechend hohe Verluste. Mit jedem weiteren Marschtag werden die gequälten Menschen schwächer und schwächer, und die Zahl der Zusammenbrechenden steigt von Tag zu Tag.

In diesen Zug der Westpreußen war Otto Bäcker nach seinen Erlebnissen in Hermannsbad am Vormittag hineingeraten. Da diese Kolonne dem Bromberger Zug angeschlossen wurde, konnte Bäcker langsam zu den Brombergern vorrücken, unter denen er etliche Bekannte entdeckt hatte. Der weitere gemeinsame Weg beider Züge ist im Bericht Bäckers beschrieben.

Der Marsch der Posener

Aus Posen und Umgebung wurde einer der größten Verschleppungszüge zusammengestellt. Schon auf dem Weg von den umliegenden Orten zur Sammelstelle wurden die ersten Deutschen totgeschlagen. Bäckermeister Otto Kaliske aus Rakwitz berichtet, wie seine Gruppe von über 80 Personen, die Hälfte aus Rakwitz, die anderen aus Tarnow, am 1. September nachmittags auf sechs Leiterwagen nach Posen transportiert wurde. In dieser Gruppe befand sich auch die später ermordete Familie Schmolke und der Invalide Jaensch. Die Männer waren teilweise barfuß und ohne Jacken, oder so, wie sie von den Feldern geholt worden waren.

Bei dem ersten Halt auf dem Marktplatz in Grätz gab es die ersten Mißhandlungen. Besonders schlimm war es in Stenschewo. Konrad Neumann aus Rakwitz, der neben Kaliske auf dem Wagen saß, erhielt einen solchen Schlag mit einer Wagenrunge auf den Kopf, daß er zehn Minuten später starb. Fast alle anderen bluteten schon hier.

In Fabianowo, kurz vor Posen, traf die Wagenkolonne schon bei Dunkelheit auf eine Gruppe polnischer Soldaten. Die Kutscher hielten an, erklärten, daß dieses deutsche Spione seien und sahen dann grinsend dem grausamen Schlagen der Soldaten zu. Dem Friedrich Moers wurden durch wuchtige Kolbenstöße drei Rippen gebrochen und Gustav Hoffmann erhielt einen tiefen Bajonettstich in den Oberschenkel. Die Leute auf den vorderen Wagen, auf die sich die Polen gestürzt hatten, jammerten, man möge doch endlich mit dem Schlagen aufhören, da schon einer von ihnen totgeschlagen worden sei. Der Führer der Gruppe fragte, wo der denn sei. Als er erfuhr, daß er auf dem letzten Wagen liege, ging er mit einigen Soldaten dort hin und besah sich den Toten. Dann schrie er: „Was, nur einen Toten habt ihr, und noch so ein vollgefressenes Schwein?"

Nach weiteren Gehässigkeiten und Flüchen gab er seinen Soldaten den Befehl, auf die Wagen zu schießen. Dabei erhielt Gustav Druso aus Tarnow einen Bauchschuß und starb unter furchtbaren Schmerzen eine halbe Stunde später. Otto Werner starb am nächsten Tag an den Folgen zweier Bauchschüsse. Sein Sohn erhielt zwei Beinschüsse, Lehrer Eppler einen Oberschenkel- und Hodenschuß, Landwirt Fischer einen Hüftschuß. Als der schwerverwundete Werner um Wasser bat, sagte der Melker Maraszek aus Rakwitz, der den Zug als Wachtposten begleitete: „Gebt ihm doch Jauche zu saufen."

Um 4 Uhr morgens erreichten die Wagen einen Kasernenhof in Posen. Von dort wurden die zerschlagenen und verwundeten Deutschen am frühen Morgen unter scharfer Bewachung durch ganz Posen zur Schau gefahren, um die üblichen Prügel in Empfang zu nehmen und sich die Beschimpfungen anzuhören. Die Fahrt endete schließlich an einem Gasthaus in dem östlichen Vorort Glowno. Unter Faustschlägen und Fußtritten gelangten die erschöpften Deutschen in den Saal des Gasthauses, wo sie sich auf Stühle setzen durften. Die Schwerverwundeten wurden hier erstmals verbunden und in ein Posener Krankenhaus geschafft. Im Verlauf des Tages traf hier auch der große Zug der im folgenden genannten Deutschen aus Posen ein.

Der katholische Geistliche, Pater Lorenz Breitinger berichtet, wie er am 1. September gegen 18 Uhr aus dem Kloster verhaftet wurde. Auf seine Bitte, etwas Wäsche und Lebensmittel mitnehmen zu dürfen, sagte der Polizeibeamte, daß das nicht notwendig sei, weil er in einer halben Stunde wieder zu Hause sein würde. Auf dem Polizeipräsidium gab derselbe Beamte Breitinger den Internierungsschein. Mit anderen Verhafteten, darunter befanden sich viele Bekannte, verbrachte er die Nacht unter freiem Himmel auf dem Polizeihof. Als der Obere seines Klosters, ein Pole, beim Oberkommissar der Polizei wegen der Verhaftung vorsprach, wurde er mit den Worten abgewiesen: „Was, Sie wagen es, für einen solchen Mann einzutreten? Sie halten also mit Spionen zusammen? Da verdienen Sie genauso eine Kugel durch den Kopf wie der."

Auch die Bitte des Oberen, Breitinger einen Koffer mit Kleidung und Lebensmitteln zu übergeben, wurde mit beleidigenden Worten abgelehnt. Am nächsten Tag wurden die Verhafteten durch die Stadt zu dem Vorort Glowno getrieben. Der beiderseitig der Straßen wartenden Volksmenge riefen die Polizisten immer wieder zu: „Dies sind alles Deutsche!" Darauf stürzte sich die Menge mit grausigem Geheul und entsetzlichem Fluchen auf die Verhafteten, so daß sie bei ihrer Ankunft in Glowno blutig und voller Beulen waren. Dort wurden sie in den Gasthaussaal eingewiesen, wo die Deutschen aus Rakwitz und Tarnow schon morgens angekommen waren.

Später berichtete Breitinger: „In Glowno schöpfte ich Hoffnung, als der katholische Vikar von Glowno den Saal betrat. Ich hoffte, bei ihm für uns alle Verständnis und Schutz sowie Auskunft über unsere Zukunft zu finden. Maßlos erstaunt war ich, als dieser jedoch nach meiner Vorstellung mich zu prüfen begann, ob ich nicht ein verkleideter Spion sei, und mich in grobem Tone fragte, warum ich denn mit der Waffe in der Hand gegen die Polen gekämpft hätte. Völlig sprachlos gab ich nunmehr jeden Versuch einer weiteren Unterhaltung auf."

Am späten Nachmittag wurden die Verhafteten auf eine Wiese geführt, die von einer großen Menschenmenge umlagert war. Weitere Verhaftete kamen hinzu, darunter Frauen und Kinder. Viele hatten verbundene Köpfe, und ihre Kleider waren mit Blut besudelt. Der Führer der Wachmannschaft ließ die Verhafteten in Reihen zu vieren aufstellen und abzählen. Dann mußten sie exerzieren und einen Haßgesang auf Deutschland absingen. Anschließend mußte Pater Breitinger in seiner Ordenstracht vortreten, und unter dem Ge-

johle und Gelächter des Volkes exerzierte der Kommandant mit ihm alleine. Immer wieder zeigte sich, daß bei den frommen katholischen Polen nur ein polnischer Katholik als Glaubensbruder galt. Katholische Deutsche, selbst Priester, waren mit Füßen zu treten und totzuschlagen. Das war gewiß Gott wohlgefällig, glaubten sie.

„Darauf ging es zu Fuß nach Schwersenz durch ein Spalier verhetzter Menschen, die uns bespuckten, mit Pferdemist bewarfen und mit Stöcken, Steinwürfen und Fußtritten mißhandelten [...] Vertierter Pöbel schlug auf Krüppel und Kinder, die auf Wagen saßen, so lange mit Stöcken ein, bis die Stöcke in Trümmer gingen.

Am nächsten Tag stellte ich fest, daß fast sämtliche Vorsitzenden aller deutschen Organisationen und die gesamte deutsche Geistlichkeit zusammengetrieben worden waren. Es waren alles Menschen, die überzeugt waren, daß sie dem polnischen Staat gegenüber ihre Staatsbürgerpflicht stets gewissenhaft erfüllt hatten, und es darum auch nicht begreifen konnten, daß man sie jetzt schlimmer als Schwerverbrecher behandelte [...]

Unter Spießrutenlaufen ging es weiter durch Kostschin (Kostrzyn) nach Wreschen. Hier erhielten wir wieder schwere Stockhiebe und Fußtritte [...] Die Wachmannschaft fuhr auf den Wagen mit den Kranken, und oftmals mußten wir im Trab hinter den Wagen herlaufen [...] In Ortschaften suchte jeder von uns mit Decken und Mänteln seinen Kopf vor gefährlichen Steinwürfen zu schützen.

Unverständlich war es für mich, daß sich polnische Soldaten, ja sogar Offiziere [...] an diesen Mißhandlungen beteiligten [...] Auf einem Waldweg mußten wir den Soldaten alle Uhren und sonstigen Schmuckstücke, Geld und teils sogar die Eheringe abliefern [...]"

Der Arzt Dr. Robert Weise, Direktor des Diakonissen-Krankenhauses in Posen, der ebenfalls diesen Verschleppungsmarsch mitmachte, berichtet, daß auch er am 1. September in seiner Wohnung verhaftet wurde. Einen schon vorsorglich gepackten Rucksack durfte er nicht mitnehmen, da er nur eine Unterschrift leisten sollte und gleich wieder heimgehen könne. Das weitere war dann das gleiche wie bei Pater Breitinger. Auf dem Marsch durch die Stadt nach Glowno wurde der Zug mit brutalen Stockschlägen und Fußtritten traktiert sowie mit Steinen beworfen. Der Direktor der Landwirtschaftsgesellschaft, Dr. Gustav Klusack, wurde in der Breitenstraße durch zwei Steinwürfe am Hinterkopf so schwer getroffen, daß er mit dem Gesicht auf das Straßenpflaster fiel und bewußtlos liegenblieb.

Dr. Weise berichtet: „Als Arzt hatte ich sofort den Verdacht, daß Dr. Klusack einen Schädelbasisbruch erlitten hatte. Ich versuchte daher beim Kommandanten unseres Zuges durchzusetzen, daß er in einem Krankenhaus zurückgelassen würde. Die Bitte wurde aber abgeschlagen. Wir schleppten Dr. Klusack, der aus Mund und Nase blutete, sich mehrmals erbrach und halb bewußtlos war, weiter mit [...]"

In Glowno vergrößerte sich der Zug durch neue Gruppen aus Posen und dem Kreis Wollstein auf etwa 260 Personen. Auch die Bewachung wurde verstärkt und bestand aus uniformierten Angehörigen der Jugendverbände, re-

gulärer Polizei und Hilfspolizei. Am nächsten Tag um die Mittagszeit, Sonntag, den 3. September, begann der eigentliche Marsch nach Osten, der volle 17 Tage dauerte und im Zickzack-Kurs über 300 Kilometer bis in die Gegend von Kutno führte.

Zunächst ging es nach Schwersenz. „Dort wurden wir wieder von der Bevölkerung ähnlich wie in Posen behandelt. Ich möchte hervorheben, daß die Polizei uns zum Schluß zu schützen versuchte, daß ihr das aber nicht gelang [...]"

In Schwersenz wurde übernachtet. Am nächsten Tag marschierte der Zug über Kostschin nach Wreschen. In Kostschin setzte wieder ein schweres Steinbombardement auf die Kolonne ein. Leute wurden aus den Reihen gerissen und niedergetreten. Hätte die Polizei nicht den Befehl gegeben, die Stadt im Laufschritt zu verlassen, hätte es hier gewiß Tote gegeben. Während unter der regulären Polizei hin und wieder einige anständige Polen zu finden waren, traten die jugendlichen Bewacher der vormilitärischen Verbände und die Hilfspolizisten fast immer mit rohester Brutalität auf. Als zum Beispiel der alte Herr v. Treskow bat, austreten zu dürfen, packte ihn einer dieser Unmenschen am Bart, riß ihn aus der Reihe und stieß ihn mit einem wuchtigen Fußtritt in den Straßengraben.

Von Wreschen ging der Marsch am folgenden Tag bis Slupca. Bis hierher hatten sich die Verschleppten für ihr eigenes Geld fast ausreichend verpflegen können. Jetzt wurde es mit jedem Tag schwieriger, Eßwaren zu bekommen. Nach einem anstrengenden Tagesmarsch erreichte die Kolonne kurz hinter Konin den Ort Marantow. Dort baten die hungrigen Deutschen die Begleitmannschaften, aus der Stadt Lebensmittel mitzubringen. Sie nahmen das Geld dafür, brachten den hungernden Deutschen aber nichts. Von jetzt ab kümmerte sich niemand mehr um die Verpflegung der Verschleppten. Es hing von der Gnade Vorübergehender ab, ob sie für überhöhte Preise etwas verkauften oder nicht.

„Wir mußten uns meist von rohen Kohlrüben, Tomaten und unreifem Obst ernähren [...] Unsere Kräfte nahmen sichtlich ab, besonders die Alten unseres Zuges litten ganz besonders unter der unzureichenden Kost. Hinzu kam noch, daß infolge mangelhaften Schuhzeuges, ferner stark forcierter Märsche auf den fürchterlichen polnischen Wegen der größte Teil der Kameraden fußkrank wurde und zwar in solchen Ausmaßen, wie ich es noch nie in meinem Leben gesehen habe. Wie ein Wunder erscheint es mir noch heute, daß wir von Epidemien verschont blieben [...]"

Geschlafen wurde jetzt im Freien, wodurch viele erkrankten. In Marantow wurden die drei Wagen des Zuges, auf denen bisher die Kriegsinvaliden, einige Frauen und Kinder und dann auch Kranke gefahren worden waren, von polnischem Militär weggenommen. Da durch das umfassende Vorgehen der deutschen Wehrmacht die Kriegslage für die Polen so verwirrt wurde, daß sie nicht mehr wußten, wo sie die Verschleppten hinführen sollten, blieb der Posener Zug vom Abend des 6. bis zum Morgen des 8. September in Marantow. Für den Weitermarsch hatte Dr. Weise erreicht, daß ein Panjewagen besorgt wurde, der die nicht Gehfähigen bei dem nächsten Marsch

über Slesin bis zum Vorwerk Rozepole, sechs Kilometer nordwestlich von Klodawa, fuhr.

„Nachts wurden wir [am 9. September um 2 Uhr früh] in diesem Ort geweckt und in Eilmärschen in Richtung Klodawa getrieben [...] Da kein Wagen mehr zur Verfügung stand, wurden Heinrich Schmolke (49), der Prothesenträger vom Weltkrieg ist, seine Ehefrau Ernestine (48), seine Tochter Elfriede (15) und sein einjähriges Söhnchen Kurt, ferner ein weiterer Prothesenträger, Eugen Jaensch (64) und Frau Adelheid Plank (64) aus Ketsch bei Posen zurückgelassen. Angeblich sollten diese mit einem Wagen nachgefahren werden [...] Ich erfuhr von einem Begleitmann, daß sie erschossen worden seien [...] Auf dem mir vorgelegten Foto [der Leichen] erkenne ich die beiden Invaliden und die 15jährige Tochter Schmolke wieder [...]

Es ging dann nach Brzewienna Krotkie weiter [...] Dort mußten wir [am Montag, dem 11. September] als nicht marschfähig folgende Personen zurücklassen: den Gutsbesitzer Hermann v. Treskow (65), Studienrätin Frl. Dr. Hanna Bochnick (43), Frl. Else Molzan (40) aus Neutomischel, den Landwirt Rudolf Tepper (27), einen Juden namens Goldschmidt (53), den Eisenwarenhändler Gierczinski (50) aus Posen und den Bauern Gustav Wilzcek (38). Außerdem blieb der Student Karl-Hermann Pirscher (20) zurück, der sich erbot, die Zurückgelassenen zu betreuen. Nachdem wir etwa zwei Kilometer weitermarschiert waren, hörten wir Schüsse. Für mich bestand kein Zweifel, daß auch diese Zurückgebliebenen erschossen worden waren. Die Ausgrabungen haben dies später bestätigt."

Die Überlebenden dieses Posener Zuges wurden schließlich am 17. September bei Zechlin (Zychlin, zwischen Kutno und Lowitsch) von deutschen Truppen befreit. Der zurückgelegte Weg hat nach Ansicht Dr. Weises etwa 320 Kilometer betragen.

Der hier erwähnte Heinrich Schmolke, ein Schmiedemeister aus Rakwitz (Kr. Wollstein), hatte im Weltkrieg beide Beine verloren und konnte sich nur mühsam auf Prothesen fortbewegen. Dennoch mußte er den Marsch mitmachen, so lange es eine Fahrmöglichkeit gab. Seine Familienangehörigen weigerten sich, ihn allein hilflos zurückzulassen und blieben bei ihm. Ein Polizeisergeant und zwei der jugendlichen P.W.-Posten blieben ebenfalls zurück, angeblich um die Familie Schmolke und die zwei anderen Personen dem Roten Kreuz in Slesin zu übergeben oder auf einem Wagen nachzubringen. Alle sechs Personen wurden jedoch grausam ermordet, und die drei Bewacher kehrten etwa 15 Kilometer weiter zu der Kolonne zurück. Der Mord an Invaliden, an Frauen und Kindern, nur weil sie den Strapazen des Marsches nicht gewachsen waren, ist ein eindrucksvolles Beispiel polnischer Roheit und unmenschlicher Brutalität.

Bei dem Weitermarsch hatte die Kolonne besonders unter den Strapazen des Marsches sowie unter Hunger und Durst zu leiden. Die Nacht zum 10. September mußten die Verschleppten auf einem Feld und die Nacht darauf im Garten des Gutes Brzewienna Krotkie ebenfalls unter freiem Himmel zubringen. Am Morgen des 11. blieben die genannten Personen zurück, weil sie wegen ihrer durchgelaufenen und entzündeten Füße nicht mehr weiterge-

hen konnten. Fräulein Rochnick hatte einen Nervenzusammenbruch erlitten und der marschfähige Jura-Student Pirscher, der vor kurzem noch im Schillergymnasium in Posen Unterricht bei ihr gehabt hatte, blieb freiwillig zurück, um die anderen zu pflegen.

Der Zug aus dem Kreis Schrimm

Der Landwirt Georg Drescher aus Czempin (Kr. Kosten) war am 2. September um 6 Uhr früh verhaftet worden. Reguläre und Hilfspolizei führte die Kolonne von etwa 350 bis 400 Deutschen durch die wütend schlagenden Polen der Stadt Schrimm und dann weiter nach Schroda. Hier gab es die ersten Schläge von polnischen Soldaten, wobei auch Pastor Kienitz von einem polnischen Fähnrich schwer mißhandelt wurde. Am nächsten Tag erreichte der Zug Peisern, wo alle über Nacht in einen Raum gepfercht wurden, der kaum genug Raum zum Stehen bot. Je zwei Mann wurden mit Stricken aneinandergefesselt und dreimal zwei Mann nochmals zusammengebunden. Niemand durfte hinaus, um seine Notdurft zu verrichten, und es gab auch kein Wasser, von Essen schon gar nicht zu reden.

„Nunmehr ging unser Marsch über Konin nach Turek [...] Der alte Baron von Gersdorff wurde schwach [...] taumelte einige Schritte zurück und wurde von einem Oberwachtmeister erschossen. Inzwischen war es dunkel geworden. Die Straßen waren mit Flüchtlingen verstopft, und ich befand mich schließlich in einer Gruppe, die den Anschluß an die Hauptkolonne verloren hatte [...] Wir wurden von Soldaten in einem Wald geführt [...] Ein polnischer Offizier erklärte, daß wir zum Tode verurteilt seien. Darauf lief Fritz Sonnenberg aus Czempin fort und wurde mit drei Schüssen niedergestreckt. Mit hocherhobenen Händen mußten wir kilometerweit marschieren. Wer die Hände sinken ließ, erhielt Bajonettstiche und Kolbenschläge."

Besonders Baumeister Bergmann aus Schmiegel erhielt furchtbare Kolbenstöße, Gutsbesitzer v. Kurschen sieben Bajonettstiche, Drescher einen Stich in den rechten Arm. Schüsse am Ende des Zuges zeigten, daß immer wieder Leute erschossen wurden. Vor einer Kirche mußten sich alle mit vorgestreckten Armen und dem Gesicht nach unten auf die Erde legen, um von den Soldaten ausgeplündert zu werden. Einigen zogen sie die Schuhe und Stiefel aus, diese mußten barfuß weitergehen. In einem Ort, in dem viel polnisches Militär lag, schossen die schreienden und fluchenden Soldaten in eine andere Gruppe vorbeiziehender Verschleppter, von der dann sieben oder acht Überlebende zu der Kolonne Dreschers kamen. Der Zug bewegte sich dann weiter nach Kolo.

„Unser Truppführer war ein weiblicher polnischer Korporal. Der Marsch nach Kolo war ein reiner Todesweg. Wahllos wurde von den Soldaten in unsere Reihen geschossen. Ich habe meine Rettung nur dem Umstand zu verdanken, daß ich in der zweiten Reihe von vorn ging und unsere Spitze von einer Gruppe Frauen gebildet wurde [...] Auf diesem Marsch blieb auch Gutsbesitzer Hoffmann-Waldau. Baumeister Bergmann erhielt einen Unter-

armschuß, der ihm den Knochen zertrümmerte. Trotzdem mußten er und auch andere Verwundete den Marsch bis Lowitsch mitmachen. Erst dort, nach dreieinhalb Tagen, wurde die Wunde erstmalig von deutschen Sanitätern verbunden."

Auf dem Weg über Klodawa und Kutno nach Lowitsch kam auch dieser Zug wieder in die Kampfzone, wo die Fliegertätigkeit der deutschen Luftwaffe besonders rege war. Jeder Angriff in Sicht- oder Hörweite versetzte die Begleitmannschaft in Wut, die sie sogleich an den Verschleppten ausließen. Auf diese Weise hatte ein kilometerweit entfernter deutscher Fliegerangriff auf polnische Truppen auch eine tödliche Wirkung auf verschleppte Deutsche. In Lowitsch traf die Kolonne auf die aus Bromberg, in der sich auch Otto Bäcker befand.[75]

In der 40 Kilometer nördlich von Posen gelegenen Stadt Rogasen war unter anderen der Friseur Kurt Seehagel am 1. September festgenommen worden und befand sich mit etwa 700 Deutschen auf dem Marsch über Kutno und Lowitsch nach Warschau. Als zwischen Kutno und Lowitsch die Kolonne zu einer Rast in einen Stadtpark zog, stand am Eingang ein Offizier einer in der Nähe lagernden polnischen Truppe. Auf seine Frage, wer diese Leute seien, antwortete der Posten: „Das sind die Schweine, die Hitler gerufen haben." Begeistert rief der Offizier, daß er so einen auch niederschießen müsse, zog seine Pistole und schoß. Tödlich durch die Schläfe getroffen stürzte einer der Verschleppten nieder, und Seehagel mußte über ihn hinwegsteigen. Hinter ihm schoß der Offizier nochmals. Auch einige der anderen Soldaten wollten ihren Spaß haben und schossen lachend mehrmals in die Kolonne, wobei etliche getötet und verwundet wurden.

Auf dem Weitermarsch, hinter Lowitsch, nahmen die Begleitmannschaften wahllos Leute aus der Kolonne und brachten sie durch Schüsse oder Kolbenschläge um. In der Nacht zogen drei Kerle auch Seehagel heraus und blieben mit ihm zurück. Einer hielt ihn am Arm fest, während die beiden anderen ihre Gewehre umdrehten, um ihn totzuschlagen. Mit verzweifelter Anstrengung riß er sich los und rannte fort. Von den ihm nachgesandten Schüssen traf einer seine Schulter und warf ihn nieder. Er raffte sich aber wieder auf und entkam im Schutz der Dunkelheit. Versteckt wartete er dann auf das Erscheinen der deutschen Truppen.

Aus dem 30 Kilometer nördlich von Posen gelegenen Kreis Obornik berichtet der Stellmacher Willy Großmann vom Gut Przependowo der Gräfin Lüttichau, daß am 25. August das Gut mit Einquartierung durch polnische Bürgerwehr belegt wurde. Diese verhaftete am 1. September alle Deutschen ab 16 Jahren, auf dem Gut alleine 23 Personen, und brachte sie zunächst 20 Kilometer nördlich von Posen nach Murowana-Goslin. Aus dem Kreis Obornik kamen hier etwa 600 Deutsche zusammen. Von hier ging es am nächsten Tag nach dem etwa 60 Kilometer entfernten Gnesen, wo weitere Gruppen Inhaftierter hinzukamen. Am 4. September abends marschierte der Zug über Slupca, nördlich an Kolo vorbei und durch Kutno nach Sochaczew, etwa 55 Kilometer westlich von Warschau, wo die Kolonne am 9. September gegen Mittag eintraf. Seit Gnesen hatte sie etwa 230 Kilometer zurückgelegt.

„Die Nächte während des Marsches mußten wir auf freiem Feld verbringen. Verpflegung haben wir überhaupt nicht erhalten. Wir ernährten uns von Futterrüben oder anderen Feldfrüchten. Während des ganzen Marsches wurden wir sowohl von der Bewachungsmannschaft, die ständig Polizei war, als auch von der Zivilbevölkerung mißhandelt. Auch uns begegnende Kavallerie schlug mit ihren Säbeln auf uns ein. Ein gewisser Baurichter aus Langoslyn (Kr. Obornik) wurde dadurch schwer am Kopf verletzt. Als er eine Hand zum Schutz hochnahm, wurde ihm der kleine Finger fast abgeschlagen.

In Sochaczew sollten wir zum erstenmal Essen erhalten, bekamen aber nichts [...] Bei der Rast im Stadtpark beschossen uns polnische Zivilisten. Beim Abmarsch wurden drei ältere Leute erschossen, darunter zwei, die bei dem Beschuß so getroffen worden waren, daß sie den Marsch nicht mehr weiter mitmachen konnten. Der dritte, der angeblich fliehen wollte, mußte sich vor uns aufstellen und wurde durch Nahschuß von einem Polizisten niedergeschossen. Viele von den älteren Leuten fingen während des Marsches an zu phantasieren [...] Andere wollten erschossen werden. Es war ein fürchterlicher Marsch [...]

Die Begleitmannschaft sowie vorüberziehendes Militär machte sich ein Vergnügen daraus, in unseren Zug zu schießen. Bei einer dieser zum Spaß veranstalteten Schießereien erhielt der Gutsverwalter Friedrich Wilhelm Weigt (38) einen Knieschuß, so daß er niederfiel und nicht mehr gehen konnte."

So wie alle nicht Marschfähigen wurde auch Weigt von der Begleitmannschaft erschossen. Die meisten Morde geschahen an der Straße Sochaczew - Warschau. Kurz vor Warschau mehrten sich auch die Fliegerangriffe. Wenn sie vorbei waren, wurden regelmäßig einige Deutsche erschossen.

„Von Sochaczew begann überhaupt der Leidenszug. Alte Männer, die vor Schwäche hinfielen, wurden niedergeknallt. Ich habe selbst gesehen, wie sich ein alter Mann, der sich vor Schwäche an einen Baum klammerte, von einem Polizisten ganz dicht von hinten erschossen wurde [...] Nach einem Fliegerangriff wurde Hans Heckert, der Rechnungsführer unseres Gutes, erschossen. Auf dem weiteren Marsch wurden noch andere umgebracht. Die Brüder Willi (31) und Walter Riemer (26) von unserem Gut habe ich selbst vier Kilometer vor Warschau tot liegen sehen. Wir mußten feststellen, daß sich unsere Reihen immer mehr lichteten.

In der Nacht zum 10. September sind die meisten unseres Zuges entflohen, darunter auch ich. Am nächsten Tag wurden wir von deutschen Truppen aufgenommen."

Von dem Rest dieses Zuges haben sich keine Überlebenden gemeldet, so daß niemand weiß, was mit ihnen geschehen ist. Die Geflohenen schätzten die bis zum Zeitpunkt ihrer Flucht auf dem Marsch ermordeten Deutschen auf mindestens 200. Über die Zahl der Zurückgebliebenen konnten sie keine Angaben machen. – Von den 23 Männern des Gutes Przependowo waren zehn ermordet worden. Allein aus dem kleinen Kirchspiel Murawana-Goslin kehrten fast 100 Verschleppte nicht mehr zurück.[76]

Die Überlebenden einiger Verschlepptenzüge aus Westpreußen und Posen konnten am 9. September bei Lowitsch befreit werden, andere Gruppen im Kessel von Kutno am 17., wieder andere am 18. in Brest-Litowsk und im Konzentrationslager Bereza-Kartuska, die letzten am 27. September in dem eingeschlossenen Warschau.

Die Schicksale des größten Teils der Verschleppten sind in der im Bundesarchiv Koblenz aufbewahrten unveröffentlichten *Dokumentation der Verschleppungsmärsche der Deutschen aus Posen und Pommerellen im September 1939* in allen Einzelheiten aufgezeichnet. Die Kartei gibt Auskunft über den Leidensweg von 4.500 Verschleppten, die mit Vor- und Zunamen, Alter, Wohnort, Beruf, den genauen Marschwegen, dem jeweiligen Schicksal und den Zeugen aufgeführt sind. Von diesen 4.500 aus den ehemals preußischen Gebieten sind nachweislich 1.794 ermordet worden. Dazu kommen Tausende aus Mittelpolen und Galizien. Die Polen behaupten auch heute noch, daß die Deutschen eine „Fünfte Kolonne" gebildet hätten, die sie bekämpfen mußten.

Die polnische Propaganda hatte die polnische Armee derartig verherrlicht, daß die Masse des Volkes von ihrer Unbesiegbarkeit felsenfest überzeugt war. Man glaubte wirklich, daß im Kriegsfall die polnischen Soldaten in wenigen Tagen in Berlin sein würden, denn was oder wer konnte diese glorreichen Helden aufhalten? Als dann die Niederlagen immer deutlicher bekannt wurden, war das für die Polen völlig unbegreiflich. Da die großen Rückschläge an der Kampffront nicht auf ein Versagen der eigenen Truppen zurückzuführen waren – eine solche Erklärungsvariante verbot sich von selbst – konnte sie nur die Tätigkeit des „inneren Feindes", also der Deutschen im eigenen Lande, verursacht haben. Daher mußte jeder Deutsche logischerweise ein Spion sein.

Daß es in Wirklichkeit keine volksdeutschen Heckenschützen oder Widerstandskämpfer gegeben hat, zeigt auch die Tatsache, daß nach dem Sieg über Polen kein einziger Volksdeutscher für einen etwaigen mutigen Einsatz oder ähnliches geehrt wurde. Auch bei den von einem Sondergericht in Thorn 1945/46 durchgeführten 1.782 Prozessen gegen Deutsche und Polen, wegen aller möglichen Verbrechen und Vergehen gegen die „Interessen des polnischen Volkes", kam kein derartiger Fall zur Sprache. Die polnische Regierung hat auch niemals die Auslieferung eines Heckenschützen oder Aufständischen von der Bundesrepublik Deutschland oder von einem anderen Staat verlangt. Hätte es auch nur den geringsten Anhaltspunkt gegeben, wäre das gewiß geschehen. Inzwischen haben sogar einige polnische Historiker gewagt festzustellen, daß die Volksdeutschen loyale Staatsbürger waren und die „Fünfte Kolonne" eine Lüge polnischer Hetzpropaganda war.

Anhang

Deutsche im polnischen Heer

In einer bedauernswerten und höchst lebensgefährlichen Situation befanden sich alle Volksdeutschen, die ihren Wehrdienst im polnischen Heer ableisteten oder als Reservisten einberufen worden waren. Ein großer Teil von diesen, wahrscheinlich sogar der größte Teil, wurde einfach ohne ein Verfahren liquidiert. Da ihnen in der Regel die Ausweise und Erkennungsmarken abgenommen wurden – manchmal mußten sie sich vor der Erschießung entkleiden, zumindest aber die Röcke ausziehen –, war eine Identifizierung der Leichen, soweit sie überhaupt gefunden wurden, nicht möglich. Sie alle gelten als vermißt. Nur in den wenigsten Ausnahmefällen erfuhren die Familienangehörigen, wie und wo sie ermordet wurden.

In einigen Garnisonen wurden die einberufenen Deutschen nicht mit Waffen ausgerüstet, sondern unter militärischer Bewachung nach Osten geschickt. Bei Fliegerangriffen und dem Chaos auf den Landstraßen trennten sich die Bewacher oftmals von den Gefangenen, meistens, um sich durch Desertieren selbst in Sicherheit zu bringen. Die alleingelassenen Volksdeutschen wurden dann häufig als Spione oder Deserteure aufgegriffen und erschossen.

Daß sich die Ermordungen Volksdeutscher in der polnischen Armee nicht nur auf die Mannschaftsdienstgrade beschränkten, zeigt ein Bericht der *Deutschen Lodscher Zeitung* vom 27. September 1939. Der aus Konstantynow bei Lodsch stammende Reserveleutnant Kulisz war wegen seiner deutschen Abstammung und trotz seines polonisierten Namens ständig Verdächtigungen ausgesetzt. Bei einer Rast an einem Brunnen wurde er von einem polnischen Offizierskameraden erstochen, während er Wasser trank. Aus allen Berichten geht hervor, daß in der polnischen Armee Zustände herrschten, die in anderen europäischen Ländern undenkbar waren.

Der als polnischer Soldat dienende Unteroffizier Georg Ludwig aus Kattowitz sagte aus, daß er sich am 26. August 1939 bei einem Hauptmann des Divisionsstabes melden mußte, der ihm erklärte, daß er zum 73. Regiment versetzt würde. Später bestätigte ein Leutnant, was Ludwig vermutete, daß er „politisch verdächtig" war und deshalb nicht im Stab arbeiten durfte.

Ludwig berichtet weiter, daß seine Truppe bei den Märschen an toten Soldaten vorbeikam, die durch eigene Gendarmerie erschossen worden waren.

„Später holten Gendarmen auch aus meiner Gruppe einen Soldaten heraus, der Rock wurde ihm ausgezogen, ein Schuß fiel, und der Mann fiel in sich zusammen. Es war ein Deutscher aus Tarnowitz."

Ludwig Henninger aus Ostwehr berichtet, wie er sich schon am 24. August mit vielen anderen Volksdeutschen in Hohensalza als Artillerist stellen mußte. Die Behandlung war in jeder Weise unwürdig. Die Einkleidung erfolgte erst nach Kriegsausbruch, und zwar wegen der deutschen Fliegergefahr auf den umliegenden Gütern.

„Offiziere und Unteroffiziere hetzten die Soldaten so auf, daß wir Deutsche, obwohl im polnischen Soldatenrock, dauernd angepöbelt und angerempelt wurden. Die schlechteste Drillich-Bekleidung und Schuhe hatte man uns verpaßt. Und wehe, wenn ein Deutscher die empfangenen Schuhe umtauschen wollte, er bekam keine anderen. Soweit es ging, tauschten wir Deutschen sie untereinander aus.

Es war bekanntgeworden, daß die Polizei deutsche Zivilisten zusammengetrieben hatte. Darauf beschlossen einige [...] den Deutschenhaß der Truppe aufzupeitschen. Sie gingen hinter die Kaserne, schossen eine Weile in die Luft und erzählten dann, deutsche Zivilisten hätten sie beschossen. Dieser verbrecherische Schwindel erzielte seine Wirkung. Deutsche Zivilisten wurden mißhandelt, verfolgt und niedergeschossen [...]

Etwa ab Chodecz mußte ich einen Leiterwagen fahren. In dem dünnen Drillichrock hatte ich mich schon in den ersten Nächten stark erkältet und litt unter Ruhranfällen. Da ich nachts sehr fror, wollte auch ich Schal und Decke haben, wie alle anderen sie erhielten. Als der Bekleidungsverteiler, ein Jude, mir, dem ‚Szwab', dies hohnlachend ablehnte, beschwerte ich mich beim Major, der mir zu meinem Recht verhalf.

Auf dem Rückzug, schon hinter Modlin, stellte ich mit Sorge fest, daß Leutnant Znaniecki, den ich mit seinem Burschen auf meinem Wagen fahren mußte, immer gehässiger und nervöser wurde. Als ich, dem Befehl eines höheren Offiziers folgend, die angegebene Richtung einschlug, erhielt ich von dem Leutnant einen Faustschlag, daß mir Sterne vor den Augen tanzten. ‚Du Szwab hast zu fahren, wie ich will', brüllte er.

Mit dem weiteren Rückzug steigerte sich die Wut auf uns Volksdeutsche derart, daß wir jeden Augenblick fürchteten, erschossen zu werden. Wir sollten an allem schuld sein, Spionage treiben, den Deutschen Zeichen geben u.a.m. Seit Tagen hatte ich kein Stück Brot im Munde gehabt. Die anderen stahlen oder bettelten sich etwas zusammen. Ich als Fahrer mußte aber bei den Pferden bleiben, und wenn ich mich entfernte, fürchtete ich, eine Kugel von hinten zu erhalten."

Die Lage wurde für Henninger immer bedrohlicher. Der gehässige Leutnant bezichtigte ihn fortwährend der Sabotage, und wäre ein anderer Offizier, der ebenfalls auf dem Wagen saß, dem Leutnant nicht in den Arm gefallen, „dann wäre ich heute auch vermißt". Beim nächsten Mal, bei einer nächtlichen Fahrt durch einen Wald, als der wütende Leutnant wieder einem Soldaten das Gewehr abnahm, um mich zu erschießen, „war ich aber schon vom Wagen gesprungen und rannte um mein Leben. Der Schuß ging dicht an mir vorbei,

gleich darauf krachte auch der zweite Schuß. Zitternd lag ich im Wald, innerlich aber froh, dem wahnwitzigen Leutnant und dem Tod entkommen zu sein. – Einen Tag und eine Nacht irrte ich noch umher, ehe ich deutschen Soldaten in die Arme lief und frei war.

Bei wieviel volksdeutschen Kameraden mag so ein Schuß nicht vorbeigegangen sein? Sie liegen irgendwo verscharrt, unerkannt, vermißt. In vielen deutschen Häusern hört man heute noch klagen: ‚Er ist immer noch nicht zurück, er muß wohl tot sein.' Auf welche Weise Deutsche im polnischen Heer umgekommen sein mögen, lassen meine Erlebnisse ahnen."

Otto Teppner aus Friedenau bei Bentschen berichtet, daß sein Bataillon bei der Panik auf dem fluchtartigen Rückzug und bei den deutschen Fliegerangriffen auseinandergeraten und versprengt worden war. Es ist der 8. September, im Gebiet von Warschau, als Teppner und zwei weitere Volksdeutsche, Lehmann aus Wollstein und Scheder aus der Posener Gegend, ihre Truppe suchen. Als sie einer Einheit des Lissaer Infanterieregiments 55 begegnen und nach ihrem Bataillon fragen, merkt der Oberleutnant wohl, daß ihre Aussprache nicht echt polnisch klingt und läßt sich ihre Militärpässe zeigen. Als er die deutschen Namen liest, ruft er: „Wieder deutsche Spione!" und läßt die drei festnehmen. In der Nacht gelingt es ihnen, sich beim Marschieren abzusetzen und schneller vorauszueilen. Als sie weiter vorn nochmals nach ihrer Truppe fragen, steigen einige deutsche Leuchtkugeln hoch, und Teppner wird wieder als Spion ergriffen, während sich die zwei anderen anscheinend verdrücken konnten. Seine Taschen werden nach Leuchtpatronen durchsucht.

„Unsanft werde ich auf einen Wagen gesetzt und von drei Polacken bewacht. Plötzlich taucht wieder der Oberleutnant auf und befiehlt: ‚Alle deutschen Spione erschießen.' Nun merke ich, daß noch mehr volksdeutsche Soldaten festgenommen worden sind. Ein paar polnische Soldaten sollen uns erschießen. Sie weigern sich. Der Oberleutnant tobt und holt einen der Deutschen selbst vom Wagen, führt ihn einige Schritte seitwärts an den Graben und schießt ihn nieder. Trotz der Dunkelheit sehe ich, wie der Mann zusammenbricht und höre, wie er stöhnt. Anscheinend lebt er noch, doch fangen sie an, ihn mit Erde zu bewerfen. Der Oberleutnant holt den zweiten Deutschen, und es knallt wieder. Jetzt bekommen auch meine drei Wachtposten Lust, die mir schon vorher den Gewehrlauf mehrmals an den Kopf gehalten haben, um sich an meiner Todesangst zu weiden. Ich steige vom Wagen hinunter, bete noch schnell und sehe, wie sich die Gewehre heben […]

Da! Ein Sausen und ohrenbetäubende Detonation. Eine Granate schlägt in allernächster Nähe ein. Die Polen haben sich niedergeworfen, und ich renne wie ein Wilder davon […] Noch einige Granaten heulen heran […] Nach wilder Hetze verkrieche ich mich schließlich unter irgendwelchen Sträuchern. Einen Augenblick fährt mir der Gedanke durch meinen wirren Kopf, ob auch die anderen Deutschen entkommen konnten, oder ob die Schüsse, die da weiter fallen, ihnen gelten?"

Als es hell wird, merkt Teppner, daß er sich zwischen den Fronten befindet, und muß den ganzen Tag an den Boden gepreßt still liegenbleiben. Erst in der

Dunkelheit wagt er, in Richtung der deutschen Front vorwärtszukrieche
An einer Pfütze trinkt er von dem trüben Wasser. Dann wird er von einem p
nischen Posten angerufen, kann aber über ein Rübenfeld und in einem G
ben entkommen. Am Sonntag, dem 10. September, findet er die deutsch
Truppen.

Pawel Pawliczak war 1912 in Köln als Kind polnischer Eltern geboren u
wohnte in Deutsch-Gabel (Kr. Wollstein). Obwohl er die deutsche Sprac
gut beherrschte, war er nicht Volksdeutscher, sondern Pole. Als solcher die
te er im September 1939 in der Ersatzkompanie des Infanterieregiments
und machte auch den Feldzug mit.

Er berichtet: „In unserer Kompanie waren etwa 30 Volksdeutsche. In d
Nähe von Kutno wurden in einem Dorf fünf von ihnen auf Befehl unserer O
fiziere erschossen [...] Hetzer in unseren Reihen hatten das Gerücht verbr
tet, daß die deutschen in unserer Kompanie nachts Spionage treiben. Ich h
be die Erschießung mit eigenen Augen mit angesehen. Die Deutschen mu
ten stehend kehrtmachen und wurden dann von hinten erschossen. Bei L
witsch an der Warschauer Straße, drei Kilometer hinter der Stadt, haben d
Offiziere noch drei oder vier von den Deutschen erschießen lassen [...] We
diese etwas zu ihrer Rechtfertigung sagen wollten, schrie der Offizier sie a
‚Halt die Schnauze!' Auf dem Rückmarsch nach Warschau wurden noch w
tere Deutsche aus unserer Truppe erschossen. Zusammen mögen es etwa
gewesen sein. Untersuchungen und Standgerichte gab es nicht. ‚Wer e
Deutscher ist, ist ein Spion und braucht nicht zu leben', war die Begründu
der Erschießungen. Von den Erschossenen hat kein einziger um Gnade g
beten. Ich selbst weiß, daß keiner von ihnen etwas gegen Polen getan hat; s
waren vollkommen unschuldig.

Ferner hat unsere Truppe auf dem Marsch regelmäßig jeden Deutschen e
schossen, der Zivilkleider anhatte. Gefragt wurde nie lange [...]"

Adolf Günter aus Posen berichtet, daß ein polnischer Hauptmann d
deutsche Oberschlesier in polnischer Uniform erschoß, weil sie mit wund
laufenen Füßen in ihrem schlechten Schuhzeug am Straßenrand eine Ra
eingelegt und sich dabei in deutscher Sprache unterhalten hatten.

Einen interessanten Einblick in die Organisation der polnischen Armee b
ten die Erlebnisse des 37 Jahre alten Oskar Ulrich aus Friedenhorst bei Ne
mischel. Obwohl in seinem Militärpaß „Kategorie C ohne Waffe" stand, wu
de er schon am 31. August aufgefordert, sich in Posen zu stellen. Auf dem do
tigen Bezirkskommando schickte man ihn wieder nach Hause. Auf der St
ße wurde er aber von zwei Zivilisten angehalten. Als diese merkten, daß U
rich ein Volksdeutscher war, schrien sie: „Ein Spion!" und schlugen so lan
auf Ulrich ein, bis er fast besinnungslos auf dem Straßenpflaster lag. Dann r
sen sie ihn hoch und schleppten ihn zur Kaserne des 58. Infanterieregimen
Dort nahm man ihm den Militärpaß ab und schickte ihn am Abend mit eine
Militärtransport nach Kutno.

Hier wurden alle laut Paß aufgerufen. Da Ulrich als einziger keinen hat
taten die Polen wieder das übliche: Sie prügelten brutal drauflos. „Trotzd
ich von all den Schlägen krumm, lahm und dumm war, exerzierten sie r

mir: ‚Hinlegen – auf – hinlegen' und so fort, bis mir vom Laufen die Zunge aus dem Halse hing. Dann wurde ich eingekleidet und kam als einziger Deutscher mit ganz jungen Polen zusammen. Mit der Uniform hätte ich zu Hause höchstens eine Vogelscheuche ausstaffiert. Die Schuhe hielten drei Tage. Koppel und Seitengewehr erhielt ich nicht, weil nicht genug vorhanden waren, dafür aber einen Karabiner. Daran fehlte etwas am Schloß, so daß Schießen damit nicht möglich war. Unsere Kompanie marschierte, nein, latschte nach Warschau, wo alles durcheinandergeriet."

In einer belebten Straße geriet die Kompanie in ein verwirrendes Gedränge, und Ulrich verlor den Anschluß. Bei der Suche nach seiner Einheit stieß er auf zwei andere volksdeutsche Soldaten, die auf dem Weg zu ihrer Truppe waren. Diesen schloß er sich an. Die lädierte, unvollständige Uniform Ulrichs erregte den Argwohn eines Militärpolizisten. Das folgende war vorauszusehen. Als der Polizist erkannte, daß die drei Volksdeutsche waren, rief er: „Spione!" und kettete alle drei mit Handschellen aneinander. Stolz, daß er ganz alleine drei gefährliche Spione gefangen hatte, führte er diese durch die belebtesten Straßen, ließ sich von der Bevölkerung als Held bewundern und forderte sie auf, die drei Gefesselten tüchtig zu verprügeln. Das tat das schreiende Volk natürlich mit großer Begeisterung.

„Und so spuckten sie uns ins Gesicht, die Weiber am meisten, schlugen unsinnig auf uns ein, bis wir alle drei am Boden lagen und bettelten: ‚Schießt uns doch lieber tot.'

‚Was? Euch deutsche Schweine totschießen? Ihr werdet jeden Tag so geprügelt, bis ihr langsam krepiert", wurde ihnen geantwortet. Blutig geschlagen landeten sie schließlich in einer Gefängniszelle, wo es mehrere Tage nichts zu essen und zu trinken gab. Endlich hatte sich jemand an die drei erinnert; man drückte ihnen Gewehre in die Hand und schickte sie an die Front.

„Am 27. September lagen wir in einem Wald unter starkem deutschen Artilleriefeuer, ich, ausgehungert, ohne Unterkleidung, ohne Mantel, ohne Dekke. Als der Unteroffizier den Befehl gab, den Wald zu räumen, blieb ich in meinem Loch. Aber er bemerkte das und kam voller Wut, um mich mit dem Bajonett zu erstechen. Da sprang ich schnell auf [...] Am Waldrand [die Gruppe rannte über das Feld] blieb ich wieder zurück und kroch in mein Loch, wo mich bald deutsche Soldaten gefangennahmen [...]"[77]

Polnische Konzentrationslager

Von den polnischen Konzentrationslagern trat das von Bereza-Kartuska a das gefürchtetste und grausamste hervor. Dieses 100 Kilometer nordöstlic von Brest-Litowsk gelegene sogenannte Straf- und Erziehungslager war 192 im nördlichen Randgebiet der Pripjetsümpfe, dem größten Sumpfgebiet Eu ropas, eingerichtet worden. Seit 1934 diente es der Verwahrung politische Häftlinge, die hier völlig abgeschnitten von der Außenwelt unter un menschlichen Bedingungen vegetierten. Sogar der große polnische Hel Korfanty hatte mit diesem Lager Bekanntschaft machen müssen.

Auch der polnische Autor Stanislaw Mackiewicz war im März 1939 wege unerwünschter Kritik an der Regierung in dieses Lager eingewiesen worden In seiner *Geschichte Polens vom 11. November 1918 bis zum 17. September 193* das 1941 in London erschien, schreibt er: „Der Kommandant Kostek-Bier nacki war ein krankhafter Sadist. In dem ihm unterstellten Konzentrations lager erdachte er immer neue Foltermethoden und benannte sie in seiner en arteten Freude mit harmlos klingenden Namen wie ‚Gymnastik', ‚Reglemen und ähnlichen. Die Menschen mußten stundenlang ohne Unterbrechung m erhobenen Händen in der Hocke verbleiben und in dieser Stellung gehen laufen, Treppen auf- und absteigen [...] Dabei wurde grausam geprügel Schlagen der Häftlinge war hier offiziell erlaubt. Bewacht wurden wir von 8 Polizisten, die zur Verbüßung einer Disziplinarstrafe hierhergekommen wa ren [...] In Bereza durfte nicht gesprochen werden, jeder hatte hier zu ver stummen."

Mackiewicz meint, daß selbst hartgesottene Verbrecher lieber ein Jahr i den berüchtigsten Strafanstalten Polens sitzen würden, als einen Monat i Bereza-Kartuska.

Mit dem Beginn des Krieges wurden massenhaft Deutsche in das Lager ein gewiesen. Gleichzeitig wurde die Bewachung verstärkt, und die Haftzustän de verschlimmerten sich drastisch. Als die Insassen des Konzentrationslager in der Nacht zum 18. September 1939 befreit wurden, befanden sich 5.78 noch lebende Personen im Lager, davon 3.500 Deutsche und 1.600 Ukraine

Der nicht mit Namen genannte Direktor des Schicht-Konzerns Kopiera au Warschau berichtet in seinem Augenzeugenbericht im *Posener Tageblatt* vor 27. Oktober 1939: „Die ‚mildeste Art der Mißhandlungen' war das täglich Spießrutenlaufen unter den Gummiknüppeln der Polizisten. Schauriger wa ren die tägliche Prügel, die die als ‚Instruktoren' eingesetzten und lediglic für diesen Zweck freigelassenen polnischen Schwerverbrecher [...] austei ten. Auch deutsche und ukrainische Frauen wurden diesen Mißhandlunge unterzogen. Wer die Roheiten nicht mehr ertragen konnte und zusammen brach, wurde ‚brach geschlagen', d.h. entsetzlich mit Knüppeln über die Nie ren traktiert. Was man als ‚Widerstand' auslegte, war zumeist eine letzte Ab wehrbewegung [...] und wurde zum Vorwand für die Erschießung genom men. 158 Deutsche wurden auf diese Weise in Bereza-Kartuska umgeleg Methodische und unnötige Grausamkeit der Behandlung der inhaftierte Deutschen und Ukrainer waren an der Tagesordnung. Die Deutschen an di

Wand zu stellen, Gewehre zu laden und auf sie anlegen zu lassen oder sie vor Maschinengewehren hinzujagen, einige zu erschießen, die anderen aber in der Vorstellung der Todesqualen martern zu lassen, auf den wehrlosen Opfern [...] mit Stiefeln herumzutrampeln und die Mißhandlungen von Tag zu Tag zu steigern, bis der gequälte ,reif' zum Abschuß war, diese polnische Roheit wurde [...] in unvorstellbarer Weise in Anwendung gebracht."[78]

Der protestantische Vikar Oskar Daum berichtet unter anderem, wie das Lagerpersonal die neu Angekommenen mit unmenschlichen Gummiknüppelhieben in Empfang nahm. Dann wurde ihnen alles abgenommen, selbst die harmlosesten Gebrauchsgegenstände. Auch das Neue Testament durfte Daum nicht behalten. Die Verpflegung nennt er „unerträglich". Außer einer dünnen Suppe täglich gab es einmal, manchmal auch zweimal zwei Löffel Wasser und ein Stückchen ungenießbares Brot. Die Zellen waren vollkommen leer, zum Schlafen diente der kalte Betonboden. Vom Zeitpunkt der Verhaftung ab gab es keine Waschgelegenheit mehr. Die Häftlinge mußten täglich besonders qualvolle Übungen ausführen, die extra zu diesem Zweck ausgesucht worden waren. Wer dabei zusammenbrach, wurde unmenschlich grausam geschlagen [...]"

Einen eindrucksvollen Bericht über das Todeslager Bereza-Kartuska verfaßte der katholische Ordensgeistliche Pater Odilo Gerhard aus Krakau. Seine Erlebnisse erschienen im Oktober 1939 in der Zeitschrift der katholischen Mission für das Deutschtum im Ausland *Die Getreuen*.

Nach seiner Verhaftung am 1. September nachmittags wurde er über den üblichen Weg der Polizeidienststellen 110 Kilometer nordöstlich von Krakau nach Kielce transportiert. Dort nahm man ihm auf dem Polizeikommissariat Uhr, Geld und die Ausweispapiere ab. Zusammen mit zahlreichen anderen verhafteten Deutschen, darunter mit vielen seiner deutschen Gemeindemitglieder, befand er sich anschließend auf einem Bahntransport, der über Radom, Deblin, Lukow, Brest-Litowsk nach Bereza-Kartuska ging.

Zum Empfang im Lager erhielten alle Neuangekommenen die in Polen übliche schwere Prügel. Hier mußten alle durch eine Gasse von 200 Mann des Bewachungspersonals hindurch, von denen jeder jedem Gefangenen wenigstens einen Hieb versetzte, wobei auch 70jährige nicht verschont wurden. Auf dem sogenannten Übungsplatz wurde abgezählt, und dann ging es in einen Raum, wo sich alle mit dem Gesicht nach unten auf den Zementfußboden legen mußten.

Pater Gerhard wollte sich gerade hinlegen, als ein Polizist mit dem Gummiknüppel auf ihn einschlug, ihn dann hinauszerrte und zum Lagerkommissar brachte. Nach gründlicher Befragung ordnete dieser an, daß ihm eine bevorzugte Behandlung zuteil werden und er bei den Ärzten untergebracht werden sollte.

Bei der ärztlichen Untersuchung am 8. September stellten seine Leidensgefährten fest: „Man hat dich ja ganz schwarz geschlagen!" Fünf verschiedene Kommissare verhörten ihn, und jeder sagte: „Wenn Sie römisch-katholischer Geistlicher sind, sind Sie ein Pole." Auf seine Antwort, daß er Deutscher sei, gab es sogleich Schläge mit dem Gummiknüppel unter der Bemerkung: „Ja,

ein deutscher Spion." Ohne Ordenskleid, nur in Hemd und Hose, wurde er dann auf den Übungsplatz geführt.

„Hier mußten wir in glühender Sonnenhitze und unerträglichen Staubwolken bis zum Abend stehen, ohne Essen und Trinken [...] Dann begann der Drill. Man ließ uns Freiübungen machen mit Hinlegen, Hinsetzen, wobei ein Kommandant [wahrscheinlich ein Kommissar] dauernd mit dem Gummiknüppel oder mit einem Holzscheit die Leute schlug, welche die Übungen nicht schnell genug ausführten. Um 20 Uhr wurden wir in unseren Saal geführt."

In diesem Raum standen 16 übereinander angebrachte Pritschen; eine Pritsche für neun Mann, wobei kaum vier darauf hätten liegen können. Da mit Pater Gerhard drei Männer von über 60 Jahren lagen, dabei ein Italiener mit schwerer Lungenentzündung, legte er sich unter die Pritsche auf den Zementboden.

„Einen Eimer Wasser gab es für 140 Personen, und das erst am dritten Tag, wie wir Brot auch erst am fünften Tag bekamen: vielleicht 30 Gramm pro Kopf, und dabei war es matschig, so daß ich nur die Krusten nahm [...] Heiße Wassersuppe mit wenigen Graupen gab es verschieden: einmal früh um 8 Uhr und spät um 19 Uhr, dann wieder nur einmal gegen 11 Uhr. Von früh 4 Uhr bis spät 20 Uhr befanden wir uns auf dem Übungsplatz. Die Ärzte rieten jedem, der schlapp machte, sich nicht ins Spital zu melden, weil er es kaum lebend verlassen würde, was sich bei vielen auch bewahrheitete.

In der Nacht zum 18. September um 3 Uhr erfuhren wir, daß die Polizisten geflohen und wir frei seien. Bald standen wir auf dem Übungshof, wo ich viele deutsche Katholiken aus Krakau und der Provinz Posen, die ich seelsorgerisch betreut hatte, wiedersah. Leider fanden wir hinter dem Spital sieben deutsche gefangene Fliegeroffiziere und 16 Internierte, darunter jene, die in Dunkelhaft gesessen hatten, mit zerschmetterten Köpfen tot auf.

Da man uns sagte, die Russen sind auf dem Wege nach Bereza, machten wir uns bald auf den Weg, um möglichst bald die deutsche Front zu erreichen, was uns am 19. nachmittags bei Kobryn gelang. Dann gingen wir weiter bis Brest-Litowsk. Von dort schafften uns unsere Soldaten auf Lastkraftwagen nach Ostpreußen, wo die NSV [Nationalsozialistische Volkswohlfahrt] sich sorgsam unser annahm."

Auch in der Festung Brest-Litowsk war ein Konzentrationslager eingerichtet worden. Dorthin geriet der Leiter der Schulabteilung der Deutschen Vereinigung in Bromberg, Karl Mielke. Er wurde schon am 29. August verhaftet und in Handschellen abgeführt. Als bereits überführter Spion – so hatte es ein Richter bei der Bromberger Kriminalpolizei in seine Papiere eingetragen – wurde er 100 Kilometer östlich von Warschau in die Strafanstalt Siedlce eingeliefert, die wegen des Vordringens der deutschen Wehrmacht geräumt wurde.

„Am 7. September begann nun ein wahrer Todesmarsch für uns. Wir wurden einem Leutnant der Infanterie übergeben, der die Aufgabe hatte, uns mit etwa 100 Mann seiner Truppe in das weiter nach Osten gelegene Gefängnis Bialypodlask zu bringen. Seine erste Anordnung bestand darin, den Soldaten

den strengsten Befehl zu erteilen, uns bei dem geringsten Schritt außerhalb der Reihe und bei jedem deutsch gesprochenen Wort sofort zu erschießen. Uns 281 Gefangenen wurde dieser Befehl bekanntgegeben [...]"

Nach dem Nachtmarsch mußte ein todkranker Deutscher, der getragen worden war, zurückgelassen werden. Ein 70jähriger, der nicht mehr weiterkonnte, wurde ebenfalls erschossen. Beim Weitermarsch waren viele erschöpft und fußkrank. Zu essen und zu trinken hatte es noch nichts gegeben. „Die ersten, die zurückblieben, ereilte nun das Schicksal, das uns allen bevorstand. Sie mußten niederknien, den Kopf zur Erde beugen und bekamen dann einen Schuß in den Hinterkopf [...]

Als wir in Bialypodlask nachts ankamen [...] erfuhren wir, daß auch diese Stadt bereits geräumt wurde und wir nach dem 40 Kilometer entfernten Brest-Litowsk laufen sollten [...]"

Der Marsch von Wioska nach Brest-Litowsk war die letzte und schrecklichste Etappe des Weges. Gnadenlos knallten die Schüsse in den letzten Reihen. Etwa 60 keuchend zusammenbrechende Deutsche wurden auf diesem Weg erschossen. An einer wasserspendenden Pumpe mußten die von Durst fast wahnsinnig werdenden Menschen vorbeimarschieren, ohne trinken zu dürfen.

In der Zitadelle wurde nach stundenlangem Stehen abgezählt. Dabei stellte sich heraus, daß von den 281 Mann noch 200 den Marsch überlebt hatten. Je zehn Mann wurde eine Zweimannzelle zugewiesen. Auf die beiden übereinanderstehenden Pritschen zwängten sich je zwei Mann, die anderen sechs legten sich quer, zum Teil unter dem Bett, auf den Fußboden. Am nächsten Tag, wahrscheinlich war es der 11. September, gab es etwas Wasser, einen Militärzwieback und fünf kleine Birnen für die zehn Mann. Es war die letzte Nahrung, die der polnische Staat ihnen gab. Alles wurde sorgfältig zu gleichen Portionen aufgeteilt.

Das Kampfgebiet näherte sich nun auch Brest-Litowsk. Daher gab es hier keine „Übungen" und andere Quälereien auf dem Festungshof mehr. Die Wärter hielten sich am liebsten in den bombensicheren Unterständen der Festung auf.

„Am nächsten Tag bekamen wir den Besuch deutscher Flieger. In unaufhörlicher Folge krachten die Bomben auf die Befestigungswerke, in deren Mitte unser Gefängnis lag [...] Unter diesen Umständen vergingen dann noch einige Tage, in denen unsere Wassernot ihren Höhepunkt erreichte. Alle hatten wir einen Fieberausschlag auf den Lippen, die Zunge war dick und rissig, und wir konnten nur noch ganz heiser und leise sprechen. Wir hatten Angst vor dem Wahnsinn. Die Wasserverteilung wurde jetzt nur noch teelöffelweise organisiert. Auf unser flehentliches Bitten um Wasser an die Wärter bekamen wir nur noch die Antwort, daß keines da sei. Wie grausam diese sich zu den Menschen zählenden Vertreter der Polen waren, sahen wir später daran, daß sie Tonnen auf dem Hof hatten, die zum Teil dreiviertel mit Wasser gefüllt waren.

Am 16. September erreichten die Einschläge der deutschen Artillerie und die Bomben der Flieger ihren Höhepunkt. Das Gefängnis bebte und zitterte in al-

len Mauern. Dichter Rauch quoll durch das Fenster unserer Zelle. Kein Wärter auf dem Gang. Plötzlich krachen Zellentüren, dann hastige Schritte, eifriges Sprechen. Zwei Zellen waren von den Insassen erbrochen worden [...] Wir stürmten mit den Wasserkannen auf den Hof und brachten mit letzter Kraft endlich Wasser. Die Soldaten hatten sich in ihrer Todesangst in einen bombensicheren Unterstand verzogen und uns einfach unserem Schicksal überlassen. Sie kamen aber wieder zurück, und einige Schüsse belehrten uns, wo wir hingehörten [...]"

Am Sonntagmorgen, es war der 17. September, verstummte allmählich der Kampfeslärm, und nach einiger Zeit erschienen die ersten deutschen Soldaten in der Festung.

„Wir waren frei! Von unseren Wärtern, die später gefangengenommen wurden, erfuhren wir, daß wir an diesem Sonntag alle hätten erschossen werden sollen."[79]

Bilanz von Haß und Mordgier

Im *Posener Tageblatt* vom 11. Oktober 1939 liest man auf der ersten Seite: „Gräber des Grauens klagen an! [...] Tag um Tag füllen sich die Spalten unserer Zeitung mit Anzeigen von der Ermordung zahlloser Volksgenossen, mit endlosen Vermißtenlisten, mit Anfragen besorgter Familienmitglieder, die noch in Ungewißheit sind über das Schicksal ihrer verschleppten Angehörigen.

Ein Bild tiefsten Grauens und endlosen Leids enthüllt die tägliche Zeitung. Wenn wir auch in den ersten Tagen nach dem Einmarsch der deutschen Truppen mit einem befreienden Aufatmen die Rückkehr einer ganzen Reihe lieber und tapferer Kameraden und Freunde melden konnten, so wird jetzt die Freude der Begrüßung glücklich Heimgekehrter selten und seltener, dafür aber mehren sich die traurigen Botschaften von der Auffindung neuer Massengräber, die irgendwo im Lande entdeckt werden und furchtbare Zeugen sind gegen die Mörder.

Was sich beim Öffnen dieser Massengräber den Blicken enthüllt, ist unmöglich wiederzugeben. Für soviel Bestialität und sadistische Grausamkeit fehlen in unserer Sprache die Worte. Wenn, so wie heute, Tatsachenberichte über die Entdeckung von Gräbern wiedergegeben werden, dann sind es nur *Einzel*meldungen, die den unheimlichen Umfang der Gesamtverluste und -Funde auch nicht im entferntesten anzudeuten vermögen. Wenigstens diese Berichte aber sollen unsere ganze schwere Anklage in die Welt schreien, die den polnischen Mördern und ihren Anstiftern und Aufpeitschern gilt.

Tausende Morde, die an Volksdeutschen im ehemals polnischen Staatsgebiet verübt wurden, sind bereits festgestellt. Um Tausende von Vermißten bangen wir noch. Auch nicht annähernd kann bis jetzt die Gesamtzahl der Opfer geschätzt werden. Tag um Tag werden neue Gräber gefunden. *Nie* wird man *alle* entdeckt haben, denn die Mörder haben nicht nur geschändet, verstümmelt, geraubt und getötet, sondern sie haben auch versucht, die Spuren ihrer beispiellosen Blutgier zu verwischen, indem sie die Gesichter unkenntlich schlugen, den Leichen die Papiere abnahmen und ihre Kleider vielfach an anderen Stellen verscharrten, damit eine Identifizierung nicht gelinge.

In schmerz- und zornerfülltem Gedenken stehen wir heute an neunzehn frischen Gräbern. Unfaßbar erscheint uns die Tatsache dieser Morde, der Massengräber des Grauens. Und doch sind sie Wirklichkeit, furchtbare Wirklichkeit. Sie bergen die Opfer, *und wir klagen an!* Das Urteil spreche die Welt!"

An anderer Stelle heißt es auf derselben Seite: „Tote, Tote und nochmal Tote! So geht es nun schon einige Wochen in unserer Heimat. Überall und immer wieder werden welche aufgefunden und müssen neu beerdigt werden [...] Unsere 19 bei Kutno hingemordeten Internierten wurden von den Polen wie Hunde verscharrt."

„Gräber über Gräber!" Unter dieser Überschrift berichtete die gleiche Zeitung ebenfalls auf der Titelseite am 17. Oktober 1939 über die Auffindung eines weiteren Massengrabes mit rund 100 Leichen. Sie stammten von dem

Verschlepptenzug, der die 30 Kilometer südöstlich von Posen gelegene Stadt Schroda am 3. September verlassen hatte.

Schroda war der Sammel- und Ausgangspunkt von drei großen Internierungszügen. Dem oben genannten ersten Zug vom 3. September folgten an den zwei nächsten Tagen je ein weiterer Zug. Die Internierten waren hauptsächlich aus den Kreisen Lissa, Kosten, Gostyn, Schrimm und Schroda zusammengebracht worden und mußten von dort den Fußmarsch nach Osten antreten. Vom zweiten und dritten Zug war inzwischen ein Teil der Verschleppten zurückgekehrt, vom ersten Zug jedoch nur ganz wenige. Nachforschungen über diese Marschgruppe brachten folgende Einzelheiten zutage.

Der Zug war nach Turek getrieben worden. Etwa zwölf Kilometer nördlich Turek, an den Dörfern Tarnowa und Neudorf, hatten die Polen etwa 150 Personen von der Hauptstraße auf einen Seitenweg geführt. Dort war ihnen befohlen worden, geschlossen über freies Feld einen Hang hinaufzugehen. Auf der Anhöhe hatten die Polen zwei Maschinengewehre aufgestellt und auf der anderen Seite Gewehrschützen postiert. Als die Kolonne die rechte Position erreicht hatte, feuerten die Maschinengewehre, und die Deutschen stürzten getroffen oder Schutz suchend zu Boden. Als nach mehreren Minuten die Maschinengewehre schwiegen, sprangen etwa 70 Überlebende auf und rannten über die Anhöhe auf einen etwa 500 Meter entfernten Wald zu. Jetzt traten die in der Flanke aufgestellten Gewehrschützen in Tätigkeit, und nur wenige erreichten den schützenden Wald.

Die polnischen Soldaten kamen dann aus ihren Verstecken hervor und erschlugen alle, an denen noch irgendwelche Lebenszeichen zu erkennen waren. Die spätere Untersuchung zeigte, daß auch Toten noch die Gesichter zerschlagen wurden. Entweder wollten die Mörder sicher sein, daß niemand mehr lebte, oder sie hatten ihren Spaß an solchem Tun. Da viele der Leichen zertrümmerte Schädel aufwiesen, war eine Identifizierung meistens nur durch Kleidungsstücke oder andere Kennzeichen möglich. Nachdem die polnischen Soldaten die Toten wie üblich ausgeplündert und ihnen auch die Personalpapiere abgenommen hatten, waren sie zu einzelnen Haufen zusammengeschleppt und mit Erde beworfen worden.

Als das Militär abgezogen war, hatte die dortige polnische Zivilverwaltung angeordnet, die Leichenhaufen von den Feldern zu entfernen und an anderer Stelle zu begraben. Darauf waren am Grenzgraben des Neudorfer evangelischen Friedhofs drei tiefe Gruben, und am Grenzzaun außerhalb des Tarnowaer Friedhofs zwei tiefe Löcher ausgehoben worden. Mit Pferdewagen waren die Leichen dann dort hingebracht worden. Zum Auf- und Abladen hatten die Polen Mistgabeln und Misthaken verwendet und damit die Toten kreuz und quer durcheinander in die Gruben geworfen. Pfarrer Berger aus Schroda, der die Ausgrabungen leitete, berichtete: „Es bot sich uns ein Bild, das in seiner Grauenhaftigkeit kaum noch zu überbieten ist [...] Wir sahen es nun als unsere Aufgabe an, die toten Volksgenossen aus diesen Löchern herauszuholen, sie nach ihrer Identifizierungsmöglichkeit zu untersuchen und ehrenvoll zu bestatten."

Einzelpreis 20 gr / 10 Reichspfennig

Posener Tageblatt

Bezugspreis: [illegible]



Anzeigenpreis: [illegible]

78. Jahrgang | Posen, Mittwoch, 11. Oktober 1939 | Nr. 230

Wir klagen an!

Gräber des Grauens

Bei Gleſin, Kreis Konin, wurde jetzt wieder ein notdürftig zugescharrtes Grab entdeckt, in dem die Leichen von sechs ermordeten Volksdeutschen lagen. Es sind vier Mitglieder der Familie Schmolke aus Kolwitz, Kreis Wollstein: Vater, Mutter, eine 16jährige Tochter und der 18 Monate alte Sohn. Ferner die 63 Jahre alte reichsdeutsche Witwe Adelheid Plaul aus Glinkendorf, Kreis Posen, und ein Volksgenosse aus Rostwitz, dessen Name noch nicht festgestellt wurde.

Die Ermordeten waren bei den Zügen der Volksdeutschen, die die Polen ins Innere des Landes schleppten, zusammengebrochen. Begleitmannschaften und polnische Soldaten haben sie verstümmelt und dann erschossen. Unter den Ermordeten befanden sich hilflose Invaliden. Der Schmiedemeister Schmolke hatte im Weltkriege beide Beine verloren und konnte sich nur mühselig auf Prothesen fortbewegen. Dennoch hatte man ihn mitgezerrt, bis er zusammenbrach. Die mitverschleppten Familienangehörigen blieben bei ihm. Sie alle wurden auf bestialische Weise ermordet. Frau Schmolke sind beide Brüste abgeschnitten worden, dem 18 Monate alten Kind hat man bei lebendigem Leibe beide Hände abgehackt und es dann erschossen.

*

Am 1. September wurden auch fast alle Volksgenossen aus Zempin auf Grund einer vom Westmarkenverein aufgestellten Liste verhaftet und verschleppt. Ein Teil dieser Verhafteten kam nach Schrimm, während der Hauptzug der Internierten bereits in das Innere des Landes befördert worden war. Die polnischen Behörden entließen diese Gefangenen. Sie wurden aber am Brückenkopf in Schrimm wieder verhaftet und den aufgehetzten polnischen Zivilbanden schutzlos preisgegeben.

Die entmenschten Horden haben nun die Deutschen auf offener Straße zu Tode mißhandelt. Ihre Leichen sind auf dem jüdischen Friedhof in Schrimm verscharrt aufgefunden worden. Sie wurden nach Zempin übergeführt.

Der Befund ergab, daß die Opfer vor dem Tode mit kochendem Wasser übergossen worden waren, da sich die Haut an den verschiedenen Körperteilen gelöst hatte. Bei fast allen Toten waren die Glieder verrenkt, zum Teil gebrochen, die Gesichter durch Schläge vollkommen unkenntlich gemacht, die Zungen herausgeschnitten, die Augen ausgestochen und die Ohren abgeschnitten.

Gräber des Grauens klagen an!

Tag um Tag füllen sich die Spalten unserer Zeitung mit Anzeigen von der Ermordung zahlloser Volksgenossen, mit endlosen Vermißtenlisten, mit Anfragen besorgter Familienmitglieder, die noch in Ungewißheit sind über das Schicksal ihrer verschleppten Angehörigen.

Ein Bild tiefsten Grauens und endlosen Leids enthüllt die tägliche Zeitung. Wenn wir auch in den ersten Tagen nach dem Einmarsch der deutschen Truppen mit einem befreienden Aufatmen die Rückkehr einer ganzen Reihe lieber und tapferer Kameraden und Freunde melden konnten, so wird jetzt die Freude der Begrüßung glücklich Heimgekehrter selten und seltener, dafür aber mehren sich die traurigen Botschaften von der Auffindung neuer Massengräber, die irgendwo im Lande entdeckt werden und furchtbare Zeugen sind gegen die Mörder.

Was sich beim Oeffnen dieser Massengräber den Blicken enthüllt, ist unmöglich wiederzugeben. Für soviel Bestialität und sadistische Grausamkeit fehlen in unserer Sprache die Worte. Wenn, so wie heute, Tatsachenberichte über die Entdeckung von Gräbern wiedergegeben werden, dann sind es nur Einzelmeldungen, die den unheimlichen Umfang der Gesamtverluste und -funde auch nicht im entferntesten anzudeuten vermögen. Wenigstens diese Berichte aber sollen unsere ganze schwere Anklage in die Welt schreien, die den polnischen Mördern und ihren Anstiftern und Aufpeitschern gilt.

Tausende von Morden, die an Volksdeutschen im ehemals polnischen Staatsgebiet verübt wurden, sind bereits festgestellt. Um Tausende von Vermißten bangen wir noch. Noch nicht annähernd kann bis jetzt die Gesamtzahl der Opfer geschätzt werden. Tag um Tag werden neue Gräber gefunden. Nie wird man alle entdeckt haben, denn die Mörder haben nicht nur geschändet, verstümmelt, geraubt und getötet, sondern sie haben auch versucht, die Spuren ihrer beispiellosen Bluttaten zu verwischen, indem sie die Gesichter unkenntlich schlugen, den Leichen die Papiere abnahmen und ihre Kleider vielfach an anderen Stellen verscharrten, damit eine Identifizierung nicht gelinge.

In schmerz- und zornerfülltem Gedenken stehen wir heute an neunzehn frischen Gräbern. Unfaßbar erscheint uns die Tatsache dieser Morde, der Massengräber des Grauens. Und doch sind sie Wirklichkeit, furchtbare Wirklichkeit.

Sie bergen die Opfer, und wir klagen an!
Das Urteil spreche die Welt!

Heute Beisetzung

von weiteren 19 ermordeten Deutschen

Heute, Mittwoch, nachmittag um 16 Uhr finden auf dem Pauli-Friedhof die Beisetzungsfeierlichkeiten für 19 von polnischen Mördern umgebrachte Volksdeutsche statt. Sie waren von den Polen in unwürdigster Weise verscharrt worden. Wir werden ihnen ein würdiges Grab bereiten.

Das gesamte Deutschtum erweist den Blutzeugen unserer Freiheit die letzten Ehren!

Sie fielen für Heimat und Volk

Zur heutigen Beisetzung der 19 ermordeten Volksdeutschen

Von Dr. Kurt Lück

Tote, Tote und nochmal Tote! So geht es nun schon einige Wochen in unserer Heimat. Ueberall und immer wieder werden welche aufgefunden und müssen neu beerdigt werden. Aber niemand von denen, die den Ermordeten den letzten Liebes- oder Treuedienst erweisen, wird abgestumpft. Jede Gruppe der Aufgefundenen enthält Kameraden, die als unbekannte Grenzlandkämpfer mannhaft ihre Pflicht erfüllten. Mögen nun auch die dem Neuaufbau unserer Heimat dienenden Aufgaben unsere Kräfte in erster Linie fesseln, so soll doch die Anteilnahme am Schicksal unserer ermordeten Kameraden für uns eine Frage der Ehre und der Pflicht bleiben.

Unsere 19 bei Kutno hingemordeten Internierten wurden von den Polen wie Hunde verscharrt. Die Papiere und Ausweise hatte man ihnen vorher abgenommen und an einer abseits liegenden Stelle eingebuddelt, um eventuelle spätere Ermittlungen der Bluttat zu erschweren. Sie kam dadurch heraus, daß einer der Gruppe, Pg. Klatt, nicht erschossen, sondern schwer verletzt wurde und sich in ein Lazarett in Kutno schleppte, wo er, unerkannt als Deutscher, aufgenommen wurde. Als die deutschen Truppen einrückten, erstattete er dann sofort Meldung. Einer der Teilnehmer des Schreckensmarsches, Pastor Wiegert, der bis kurz vor der Ermordung noch mit der Gruppe marschiert war, berichtet folgendes:

„Wir gingen zunächst in Richtung Kolo, dort saßten wir uns auf dem ... Ein Hilfspolizist war uns als Bewachung beigegeben. Der kümmerte sich wenig um uns. Gewöhnlich fuhr er mit einem Rade vor, um an einem größeren Orte auf uns zu warten. Das führte dazu, daß wir schon am Abend des ersten Tages nicht mehr ... Mann stark waren. Ein Teil der Gruppe marschierte nämlich verhältnismäßig rasch vorwärts, der andere Teil, etwa die Hälfte, blieb zurück. Wir waren freier, aber wir mußten uns hüten, deutsch zu sprechen, um nicht als Deutsche erkannt zu werden. Am Donnerstag hieß es: Zwei von uns sind erschossen, weil sie sich nicht ausweisen und nicht polnisch sprechen konnten. Die Namen wurden nicht genannt. Für Essen mußten wir selbst sorgen, bekamen aber nur gelegentlich etwas, so daß wir hungern mußten. Am Sonntag, dem 10. September kamen wir um etwa 8 Uhr früh in Kutno an. Vor der

(Fortsetzung Seite 2)

Noch Wochen nach dem siegreichen Polenfeldzug der deutschen Wehrmacht ist die Presse voll von immer neuen Einzelheiten über die schrecklichen Greueltaten der pol-

Einzelpreis 20 gr / 10 Reichspfennig

Posener Tageblatt



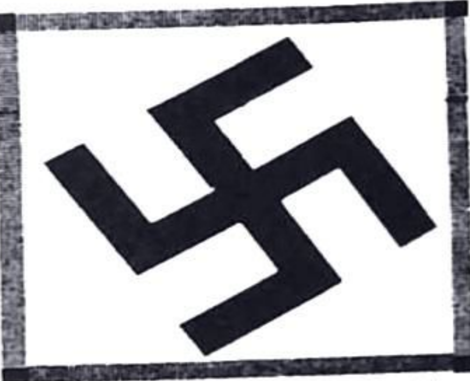
78. Jahrgang — Posen, Dienstag, 17. Oktober 1939 — Nr. 236

Gräber über Gräber!

Wieder ein Massengrab des Grauens aufgefunden — Bei Turek 100 furchtbar verstümmelte Leichen ermordeter Volksdeutscher entdeckt

Den folgenden erschütternden Bericht über die Auffindung eines neuen Massengrabes, in dem sich die Leichen von 100 grausam ermordeten Volksgenossen befanden, gibt uns Pfarrer Lic. Berger, der die Ausgrabung der Blutopfer persönlich geleitet hat:

Die Stadt Schroda war der Sammel- und Ausgangspunkt von drei großen Internierungszügen. Der erste Transport verließ Schroda am Sonntag, dem 3. September, die anderen beiden an den beiden folgenden Tagen. Die Internierten wurden in der Hauptsache aus den Kreisen Lissa, Kosten, Gostyn, Schrimm und Schroda zusammengebracht und mußten von dort den Marsch nach Osten antreten. Vom zweiten und dritten Zuge ist inzwischen ein Teil zurückgekehrt. Vom ersten Zuge, der alle Schroda am ersten Kriegssonntage verließ, fehlten bisher noch sehr viele.



(Fortsetzung Seite 2)

nischen Zivilbevölkerung und des polnischen Militärs an der volksdeutschen Minderheit, die man mit gezielten Maßnahmen auszurotten gedachte.

Die 20 Leichen, die nach Schwersenz bei Posen zur Bestattung zurückgebracht wurden, waren fürchterlich zugerichtet. Adolf Düsterhöft bezeugt, daß die Leiche seines 30jährigen Sohnes Arthur eingeschlagene Gesichtsknochen und ausgestochene Augen aufwies. Der Bauch war aufgeschnitten, so daß die Gedärme freilagen. Der Fuhrmann Hermann Mathes, der die Leichen transportierte, bestätigt, daß alle anderen ebenso verstümmelt waren. Die Gesichter waren blau und dick geschwollen. Fast alle hatten gebrochene Kiefer, eingeschlagene Schädeldecken, Knochenbrüche, Stich- und Schußwunden. Wenigstens eine Leiche war entmannt.

Auf Anfrage vieler Geistlicher und Laien bei der Erzdiözese Gnesen-Posen, ob die veröffentlichten Berichte über polnische Greueltaten der Wahrheit entsprächen, schickte die Verwaltung am 29. Januar 1940 die Berichte zweier Geistlichen mit einer Beglaubigung aus, in der es heißt: „Trotz der kaum glaublichen Roheit und Grausamkeit, von der diese Berichte zeugen, möchten wir betonen, daß es sich nicht etwa um Ausnahmefälle handelt. Vielmehr haben alle deutschen katholischen Geistlichen ohne Ausnahme mehr oder weniger unter dem Terror jener Tage gelitten und mancher von ihnen hat mehr als einmal dem Tode ins Auge sehen müssen. Darüber hinaus hat unsere gesamte deutsche Bevölkerung allein um ihres Deutschtums willen die schwersten Opfer an Gut und Blut bringen müssen, sind doch allein bis jetzt über 5.000 Tote festgestellt worden, die auf grausamste, oft bestialische Weise von den Polen hingemordet worden sind. Diese furchtbaren Verbrechen sind aber nicht nur vom verhetzten Pöbel begangen worden, sondern auch von gebildeten Polen, ja selbst von Polizeibeamten und Offizieren des polnischen Heeres, die schützend hätten eingreifen sollen. Man hält das alles vielleicht für unglaublich, weil doch das polnische Volk als fromm galt [...] Dies bezeugen der Wahrheit gemäß: [Es folgen die Unterschriften von zehn Geistlichen, darunter zwei Domherren]."[80]

Da diese Aktionen bereits vor dem Krieg geplant und vorbereitet wurden, handelt es sich um eine kaltblütig durchgeführte Ausrottungsmaßnahme, dem ersten Massenmord ungeheuren Ausmaßes und dem ersten Massen-Kriegsverbrechen des Zweiten Weltkrieges. Was wußte das Ausland über diese Massenmorde? Die Vertreter der ausländischen Presse hatten, wie in Bromberg, so auch hier, völlig unbeschränkten Zugang zu den Tatorten und Augenzeugen. Sie haben darüber auch ausführlich berichtet, aber je nachdem, inwieweit ihre Verlage „frei" waren, brachten nur wenige unveränderte Berichte. Selbstverständlich erschien in den Zeitungen der Feindmächte nichts darüber. Dort verübten nur Deutsche Verbrechen, keinesfalls die friedlichen Polen, die völlig ahnungslos von den deutschen Barbaren überfallen worden waren. In diesen Ländern wird das auch heute noch so gesehen.

Die Vorgänge bei den Verbrechen sind durch mehrere tausend Aussagen Überlebender, durch herbeigezogene Vertreter der ausländischen Presse, einer internationalen Ärztekommission und den Ermittlungen der Wehrmachts-Untersuchungsstelle für Kriegsverbrechen zuverlässig bezeugt. Die genaue Feststellung der Zahl der Ermordeten war jedoch bei den gegebenen Umständen, der großen Zahl der Opfer und der Verbreitung der teils unbe-